



3 1761 05502478 0

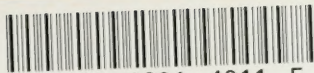
Rudolf Presber

Der silberne
Kranich

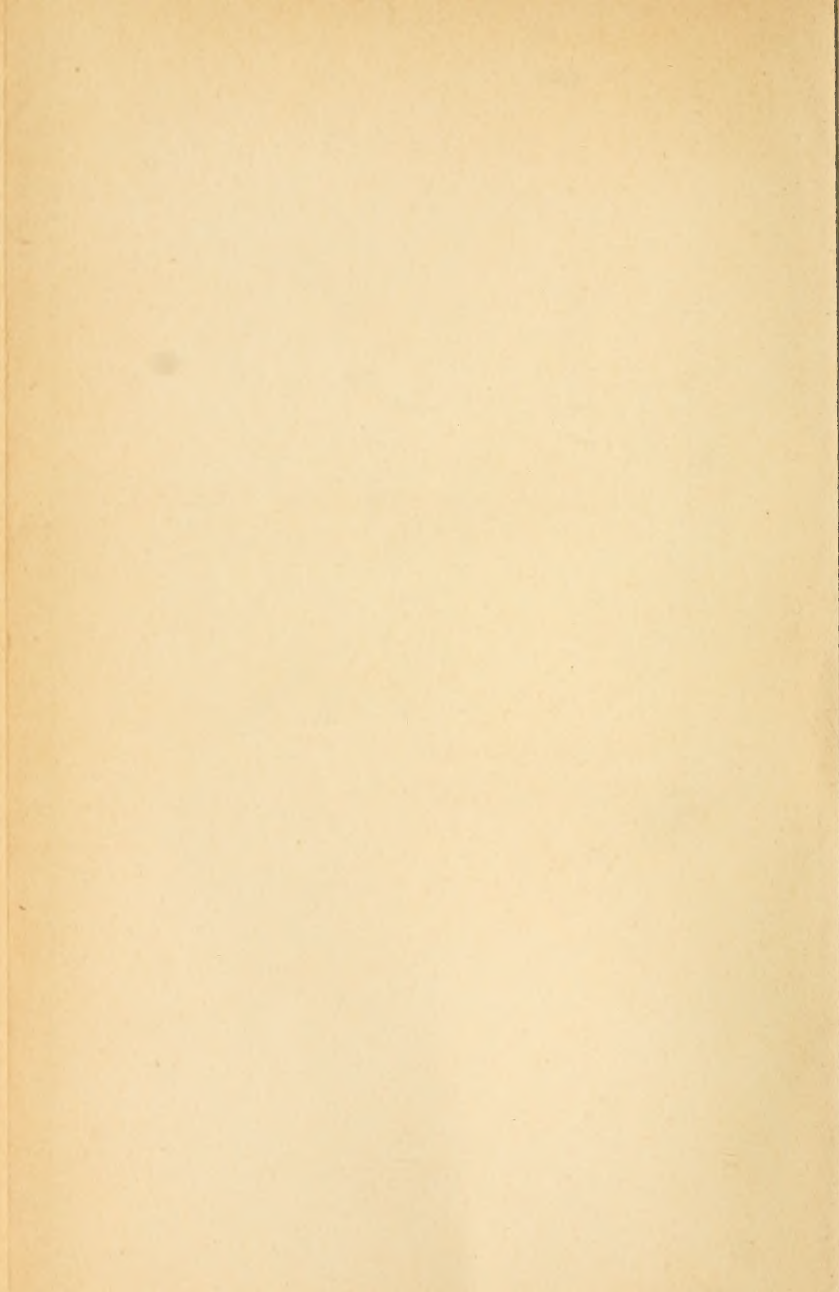




THE LIBRARY OF
YORK
UNIVERSITY



3 9007 0301 4011 5



Rudolf Presber / Der silberne Kranich



Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by
YORK UNIVERSITY
LIBRARY

Der silberne Kranich

Der silberne Kranich

Roman

von

Rudolf Presber

Rudolf Presber

16. bis 25. Tausend



Deutsche Verlags-Anstalt

Stuttgart und Berlin

1921

Alle Rechte vorbehalten

*

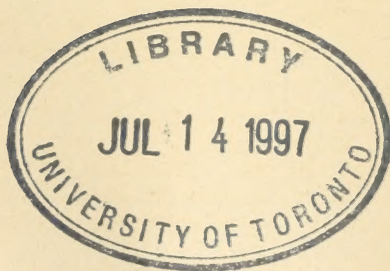
Copyright 1921

by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

*

Druck der

Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart



Als Wolf-Dietrich in Fulda ins Coupé stieg, hatte er sie sofort erkannt.

Sie trug das Haar noch schlicht geschaitelt, wie damals, als sie sich, beglückt und verlegen zugleich, unter den anderen Spielern aus der Gesellschaft vor dem dankbaren Publikum verneigte. Von der leicht gewellten Fülle dieses Haares ging noch immer derselbe feine, wie mit heimlichem Gold durchwirkte Glanz aus, wie ihn die wilden Kastanien zeigen, die der Herbstwind vom Baume warf und aus der Schale springen ließ. Und der Glanz in den Augen, die in demselben Kastanienbraun heimliches Gold trugen!

Diese Augen streiften ihn jetzt, während er, in der Rechten die kleine Ledertasche, in der Linken Schirm und Stod, einstieg, ohne an den Hut greifen zu können. Und indem ihn ihr Blick überflog, ging, so kam es ihm vor, ein ganz leises Zucken durch ihren jungen biegsamen Körper, und ihre frischen Wangen wurden um eine Nuance röter. Aber noch im selben Augenblick sah sie gleichgültig an ihm vorbei und sagte zu einem ihrer Begleiter:

„Wunderlich nicht, auf dem Frauenberg liegt hier ein Männerkloster. Sind das eigentlich Dominikaner, die da oben leben? Und tun sie sonst noch anderes, als — leben?“

„Es sind Franziskaner, kleine Gnädige. Und außer Beten — das vielleicht auch den Zeiten nicht unangemessen ist — tun sie noch manches. Nämlich viel Gutes. In Pflege und Seelsorge.“ Der Herr, der das sagte, war ein schöner Mann, und er wußte das. Im Knopfloch seines funkelnagelneuen dunkelblauen Cheviotanzuges erzählten zwei Bändchen diskret von seiner unblutigen aber werktätigen Beteiligung am Kriege.

„Verzeihen Sie, Herr Konsul — ich wollte nicht spotten.“ Candida griff wie zufällig an das kleine silbergefaßte Onyxkreuz, das sie an einer dünnen Kette am freien Halse trug. „Ich bin zwar eoangelisch — und mein Vater hat mich ein bißchen aufgeklärt erzogen — die Mutter starb ja so früh. Ich bin, das wird Sie wundern, sogar getauft und konfirmiert in einer Woche, als ich schon fünfzehn Jahre alt war. Und das habe ich eigentlich nur einer Vaterschwester, der Witwe eines Oberforstmeisters, zu danken, sonst lief ich vielleicht noch als Heidin hier herum.“

Wieder wollte es Wolf-Dietrich scheinen, als ob bei der Erwähnung der Schwester ihres Vaters, der Witwe des Oberforstmeisters von Overbeck, die er gut kannte, der er so viel dankte, das Auge Candidas ihn prüfend streifte. Aber es hastete nicht. Sie wollte nicht gegrüßt sein.

Ehe der Hahn zum drittenmal krächte . . ., dachte Wolf-Dietrich und entnahm ein Buch seiner Reisetasche. Für uns — hat der Hahn zum drittenmal gekräht. Wir sind — nicht nur heut und hier — mehr als „dreimal verraten“ worden.

Jetzt mischte sich der andere Kavaliereifertig ein, sichtlich froh, die Unterhaltung an sich reißen zu können. Jünger war er und schlechter rasiert als der Konsul. Die etwas betonte, billige Eleganz des zu weit gewordenen Anzugs, die von einem Monokel und älteren Lackstiefeln unterstützt war, verriet den Bonvivant einer kleinen Bühne. An diesem Eindruck konnte selbst

der Durchzieher nichts ändern, den er rötlich schimmernd auf der linken Wange trug als Erinnerung an ein früh abgebrochenes philologisches Studium.

„Die Abtei Fulda geht weit zurück,“ äußerte der Jüngling, indem er ein Paar ehemals weißer Glacés durch die Hand zog, „zurück — bis auf einen Schüler des heiligen Basilus — Sturm hieß der Mann, glaub' ich — ganz einfach Sturm — Übrigens, liebste Kollegin, ‚ganz einfach Sturm‘ — da fällt mir ein, Sie sind doch ein Landeskind der ‚Ranz-Dreybrücken‘? Da muß Ihnen das ‚ganz einfach Sturm, bitte‘ ja geläufig sein? Eine der Prinzessinnen hat jawohl den Gießener Professor Sturm geheiratet, der, als ich dort studierte, ein dreistündiges Kolleg über die Hohenstaufen las — Ja, und die Dame hat verzichtet — aus Liebe — so was kommt also doch nicht nur bei uns auf dem Theater vor — verzichtet — hat verzichtet auf den schönen Titel ‚Hohheit‘ und all den Krimstrams, ehe die Revolution das den Herrschaften — um kein Fremdwort zu gebrauchen — summarisch und radikal abgewöhnt hat. Und wenn in Gießen irgend so ein Schuster sie doch mit ‚Hohheit‘ anredete, soll sie immer gesagt haben: ‚Ganz einfach: Frau Sturm — bitte‘ — so daß sie die guten Gießener scherzhaft nur die ‚Frau Sturm-Bitte‘ nannten.“

Eine Welle von Blut hatte Candidas hübsches Gesicht übergossen. Sie machte sich mit dem roten Strohhütchen auf ihrem Schoß zu schaffen und zupfte an der seitlich stehenden Feder, die den einzigen Schmuck bildete. „Ich finde das sehr mutig und tapfer von der Prinzessin.“

Also richtig — bei der Bühne, dachte Wolf-Dietrich und sah von seinem Buche über das schöne Stadtbild der alten Bischofsstadt, das langsam in der silbrigen Ferne verschwand. Aber er hörte doch deutlich, was jetzt der Herr mit dem Zivilverdienstkreuz, etwas wegwerfend im Ton, zu sagen hatte.

„Mein Gott — mutig, tapfer . . . ? Wenn man verliebt ist, hat man immer Mut. Mindestens den Mut, seine eigenen Dummheiten herrlich zu finden. Der Sohn soll sich übrigens in emsigem Ehrgeiz bemüht haben, für sich wenigstens den Adel herauszuschinden.“

„Der Sohn —“ Candida sagte das ganz langsam, und sie sah dabei hinaus in die gesegnete hessische Landschaft, die sich im Glanz der Maiensonne breitete, „der Sohn, Herr Konsul, hat leider nicht viel Zeit gehabt zu solchem Ehrgeiz. Ewald Sturm ist schon im ersten Kriegsjahr — bei der Einnahme von Lüttich gefallen.“

„Gefallen — ? Ich hatte gehört verunglückt.“

„Sie hören immer Minderwertiges von andern.“ In Candidas Stimme zitterte leiser Unmut.

„Na, ich denke, Leute mit herzoglichem Blut in den Adern fallen doch nicht so leicht — auch wenn sie bloß Sturm heißen.“

„Er ist als einfacher Leutnant an der Spitze einer Kompagnie von einem Granatsplitter mitten ins Herz getroffen worden.“ Candida sah immer noch in die Landschaft hinaus, als sie so sprach. Und nach einer Weile: „Übrigens was Sie von den Prinzen sagen, ist auch nicht richtig — Prinz Benno ist als Hauptmann am neunten November achtzehn gefallen. Beim Rückzug über die Sormonne — westlich Charleville.“

„Charleville — na, ja . . . Haben Sie das Büchlein gelesen, das da jetzt ein Stabsarzt oder ein Veterinär . . .“

„Nein. Aber ich weiß, ohne es zu lesen, daß darin nichts stehen kann, was diesen Toten einer Niedrigkeit bezichtigt. Oder es ist gelogen.“

„Donnerwetter — Donnerwetter! Kleine Gnädige gehen ja scharf ins Zeug.“

„Ei ja — sie kann höllisch scharf sein, unsere gefeierte Salondame und Moderne,“ nickte der Kollege. Er schien es angenehm zu empfinden, daß er dem Konsul Neues über das schöne Mädchen sagen konnte.

„Haben Sie etwa persönlich —“ Der Konsul sah interessiert von der Seite.

„Den Prinzen gekannt?“ Sie schnitt ihm die Frage ab. Ihre Antwort verriet Ungeduld. „Wie man in einem Residenzchen, als Tochter eines höheren Hofbeamten, eben Prinzen kennt — auch einmal vorgestellt wird. Nicht anders. Aber Staat und Stadt sind klein. Man kann wenig geheim halten an Tugenden und fast gar nichts an Fehlern, wenn man in Dreybrücken zu Hause ist. Ein Glashaus ist ein geschütztes Versteck mit so was verglichen.“

Wolf-Dietrich las. Er wußte selbst nicht, war es ein Roman oder das Kursbuch. Er blätterte, den Glauben zu erwecken, daß er von der Lektüre gefesselt sei, manchmal eine Seite um und schämte sich dabei selber der dummen Komödie. Aber er wollte ihren Augen nicht mehr begegnen.

Der Konsul hatte die Unterhaltung an sich gerissen. Er war überall gewesen im Krieg. In Brügge und am Isonzo, in der Champagne und am Goldenen Horn, vor Verdun und in Warschau. Immer mit Liebesgaben und, wie es schien, im eigenen Auto. An der Maas hatte er eine böse Panne gehabt, hinter Arras war er ins Feuer gekommen und an der Beresina in den Schneesturm. Er erzählte hübsch und elegant, wie ein beweglicher Kopf, der in Salons und Kasinos verkehrt, in Klubs zu Hause ist und, während das Kanonengebrüll von da vorne zu hören war, Zigaretten, Mundharmonikas und Pfefferminzpastillen mit viel Eifer und wenig Lebensgefahr in die Etappen gefahren hat. Er hatte auch mal bei einem bayerischen Prinzen gespeist — Würstchen, Kraut und Bier. Madensen hatte ihm irgendwo die Hand gedrückt. Von Ludendorff hatte er einen kurzen Dankesbrief, den er auswendig wußte; und ein gefangener russischer General war, verwundet, in seinem Auto nach Rowno gebracht worden und hatte ihn unterwegs im Fieber

für den Baren gehalten, dem er unbedingt die Hand küssen wollte.

In Wolf-Dietrich tauchten eigene Erinnerungen auf, schwerernste und heitere, als so die Namen von Schlachtfeldern, Regimentern und Generälen aus dem Gepoluder des Konsuls auf ihn zuflogen. Es war ihm, als ob das alles an einem Tag gewesen wäre, und der Tag war gestern. Der Fußknöchel, der erst vor zehn Wochen das letzte Knochensplitterchen von der Verwundung damals hergegeben hatte, schmerzte wieder. Er glaubte an der Stirn den Helm zu spüren, den feldgrau verhüllten Helm. Und auf einmal war er zu Hause im sogenannten Kranichzimmer, stand vor seinem Bruder Johann, stramm und dienstlich, und hörte, ganz deutlich, die immer leise umflorte Stimme des am historischen Schreibtisch Lehnenden: „Was sie auch sagen und flaggen und schreiben lassen, du wirst sehen, Wolf, es geht nicht gut aus.“

Der Zug hielt still. Es war die letzte Station vor Salzschlirf. Der Konsul und der Schauspieler rüsteten sich auszustiegen. Sie wurden von einigen Herren erwartet, mit denen sie sich verabredet hatten, zu Fuß nach Salzschlirf zu wandern, und die sie mit geschwenkten Hüten begrüßten.

„Meine liebe Gnädige, wenn ich hätte ahnen können —“ Der Konsul zögerte.

„Versäumen Sie sich nicht.“ Candida reichte ihm ihre Hand hin, die nicht eigentlich klein, aber sehr hübsch geformt war und an der, aller Bühnentradition zum Troß, nur ein bescheidenes Ringlein saß, das nach bürgerlicher deutscher Weihnacht aussah und gar nicht nach Lady Milford und Maria Stuart.

„Wären Sie nicht zu bewegen, die halbe Stunde mit durch den Wald . . .“

„Der Wald, lieber Konsul, wächst auf diesem Weg nur in Ihrer Phantasie. Aber die Sonne sollte mich nicht abhalten. Ich hab' sie gern und sie mich. Aber ich habe heute abend zu spielen — Sie wissen.“

„Steigt der Herr aus oder bleibt er drin?“ Die Stimme des Schaffners klang wenig interessiert am Schicksal des Konsuls.

Der Herr stieg aus.

Candida war aufgestanden und ans Fenster getreten. Sie winkte den Abwandernden, die sie mit Zuruf grüßten, zerstreut zu. Dann blieb sie noch eine Weile leicht vorgeneigt und ließ den Frühsommerwind mit ihren Haaren spielen.

Als der Bahnhof außer Sehweite war, wandte sie sich rasch um und sah nach Wolf-Dietrich, der allein mit ihr im Coupé geblieben war.

Wolf-Dietrich hatte das Buch, in dem er zu lesen geheuchelt, noch immer in der Hand, aber er schaute darüber hinweg zu ihr hin. Ihre Augen begegneten sich.

„Ich glaube — ich habe um Verzeihung zu bitten —“ sagte Candida zögernd, und eine heiße Röte stieg ihr wieder nach den Schläfen.

Wolf-Dietrich hatte sich sofort erhoben. Ein wehmütiges Lächeln milderte den Ernst seiner Züge, als er ihr mit leichtem Kopfneigen die Hand hinstreckte. Der Siegelring hatte sich nach innen geschoben. Sie hatte sich nicht geirrt, in den Stein geschnitten — der stilisierte Vogel.

Mit der anmutigen Andeutung eines Hofknickes legte Candida ihre Hand in die Dargebotene.

„Verzeihung, Hoheit — ich dachte mir vorhin, es wäre Ihnen lieber, daß ich Sie nicht erkannte...“

* * *

„Zu spät kommt er auf alle Fälle — und wahrscheinlich kommt er überhaupt nicht!“

Der Apotheker Albert Adrian war wütend. Und deshalb war es ihm angenehm, daß seine Frau Mathilde doch mitgekommen war auf die Bahn. Denn er gehörte zu den Menschen, denen das Wütendsein nur

dann Freude macht, wenn jemand dabei ist, an dem sie's gründlich auslassen können.

„Ach ja,“ seufzte Frau Mathilde und bemühte sich mit dem Gatten Schritt zu halten. Das war aber nicht leicht; denn Albert Adrian war lang und hager — das erstere war er immer, das letztere nicht; er hatte im Krieg zweiundfünfzig Pfund verloren, und obschon er dadurch mancherlei Erleichterungen hatte, vergaß er keinen Tag diesem halben Zentner mehrmals nachzujammern. Jetzt legte die seelische Erregung seinen Schritten an Länge und Tempo zu.

„Ach ja“ — Frau Mathilde hatte den Gatten eingeholt und konnte die Konversation fortsetzen, „die Züge aus Fulda haben jetzt immer Verspätung. Das macht die Revolution, die . . .“

Adrian blieb plötzlich stehen und faßte den rundlichen Arm der kleinen behäbigen Gattin, deren völlige Figur der üblen Kriegsernährung getrocknet hatte, mit eisernem Griff, als ob er die schon halb Verlorene vor jähem Sturz in einen Abgrund bewahren wollte. Die Augen halb zukneifend, wie er das gern tat, wenn er Leidenschaftliches mittheilte, flüsterte er sehr erregt: „Mathilde, wie oft hab' ich dich gebeten — fle—hent—lich gebeten — nicht immer auf die Revolution zu schimpfen! . . . Erstens ist sie nun mal gewesen, die Revolution. Zweitens war's gut, daß sie kam — ja wohl, gut, daß sie kam. Drittens weiß man nie, was noch kommt. Wir können 'noch Räterepublik und Diktatur bekommen, wie in Bayern —“

„Sie hat dort ganze fünf Tage gedauert.“

„Solche fünf Tage haben hundertundzwanzig Stunden, das vergiß nicht — und die genügen, um . . . Und viertens war die Revolution selbst immerhin“ — bei diesen Worten sah sich Albert Adrian um, und es war ersichtlich, daß er für ein größeres Publikum sprach, das nicht da war — „immerhin von ausgezeichneten Menschen gemacht.“

„Ja. Zum Beispiel von den beiden immer betrunkenen Matrosen, die wir im Quartier hatten.“

„Unser guter Stern hatte uns in den bösen Tagen Bewaffnete ins Haus gelegt.“

„Ja. Und ihr guter Stern hat sie geheißten, meine silberne Jardinière und deinen Winterpaletot mitzunehmen.“

„Das wissen wir doch nicht genau —“ begütigte der Apotheker, indem er die Stimme bis zum Flüstern dämpfte und sich ängstlich umsah. Aber seine langen Beine hatten ihn so weit von dem übrigen Publikum, das, zur Abreise bereit oder Ankommende zu begrüßen, mit Handtaschen und Sträußen erschienen war, hinweggeführt, daß die Gefahr gehört zu werden äußerst gering war. Um so geringer, als eine dicht neben dem Ehepaar rangierende Lokomotive entsetzlich schrille Pfliffe hören ließ und leider auch seitlich schmutzigen Dampf ausstieß und die hellen Hosen des Apothekers bedrohte.

„So — wir wissen's nicht genau?“

„Daß sie meistens betrunken waren — gewiß. Aber das andere nicht. Man muß da vorsichtig sein, Mathilde! Man weiß nie, als was man solche Herren mal wieder sieht. Und wir können doch nicht beweisen, daß . . .“

„Nun, ich habe deinen Wintermantel nicht genommen — das kann ich beschwören. Und du meine silberne Jardinière wohl auch nicht. Und unser Mädchen, die achtundzwanzig Jahre im Hause ist, wird doch nicht auf einmal anfangen zu klauen? Das heißt — in dieser Revolution . . . man kann auch das nicht wissen.“

„Pst! Mathilde, ich bitte dich — ich flehe dich an —“ Der Apotheker beeilte sich, die rundliche Gattin mehr hinter sich herziehend als führend, aus dem Bereich der unmanierlichen Lokomotive herauszukommen und sich wieder dem belebteren Teil des Bahnsteigs

zu nähern, „flehe dich an, die Revolution in Frieden zu lassen. Sie ist erstens so gut wie vorbei —“

„Vorbei? So?!“ Mathilde höhnte. „Bei der Herfahrt neulich waren alle Polsterüberzüge und Lederquasten im Coupé abgeschnitten — die Scheibe war kaputt — auf der Toilette weder Seife noch Wasser — und in unserem Nichtraucherabteil zweiter Klasse drei Flegel — mit Karten Dritter und dicken Zigarren. Das nennst du vorbei?“

„Das wird jetzt rasch alles anders. Gestern wurde der Friedensvertrag in Versailles überreicht — der gute Belten wird darüber Näheres mitbringen —, die Nationalversammlung tritt in Berlin zusammen und — ja, und zweitens man kann nie wissen, was noch kommt — wenn man sich unterhält — und wer zugehört hat . . .“ Und den Blick seiner graublauen Augen finster in die wogende Masse der Wartenden bohrend fügte er noch leiser hinzu: „Es ist ja, als ob das ganze Herzogtum Ranz-Dreybrücken — das ehemalige Herzogtum, bitte — sich hier in Salzschlirf ein Rendezvous gegeben hätte! Sind die Leute nun alle plötzlich wirklich gichtkrank und rheumatisch, oder sind sie bloß alle verrückt geworden und rennen in die Bäder, während zu Hause . . . Ja, was zu Hause eigentlich los ist, weiß kein Mensch mehr.“

„Doch, München weiß es. Sie schreibt mir heute: Die ganz Roten haben wieder eine Versammlung im Spritzenhaus gehabt, und die Redner — natürlich der lahme Schuster Baldus vorneweg — haben ganz übel gekehrt, man soll alles aufteilen.“

„Das München wird doch nicht —?“

„Mit—teilen? Aus Angst? Die hat keine. Als sie damals ins Laboratorium geschossen haben, ist sie hinausgegangen auf die Straße, während du heraufgelaufen kamst und Bromkali geschluckt hast. Ach, nee, nee — aber das München wird, wenn die Ketle wiederkommen, das Rizinus und das Zyankali aus der

Apotheker zunächst und mit besonderem Vergnügen unter sie ‚verteilen‘.“

„Um Gottes willen, Mathilde . . .!“

„Wird sie machen — wenn sie kommen, schreibt das Minchen.“

„Das Minchen ist eine vertrottelte alte Person. Und wenn ich in vier Wochen nach Hause komme . . .“

Frau Mathilde erfuhr nicht, was der Apotheker für Pläne mit dem Minchen hatte für den Fall seiner noch in weiter Ferne liegenden Heimkehr. Adrian hatte sich in schreckhaftem Erstaunen selbst unterbrochen und erwiderte den Gruß zweier Herren, die an einem gelben Postkarren stehend, leise redend, Gedanken austauschten. Dem einen saß ein gelblicher bartloser Kopf, dem eine scharfe lange Nase etwas Vogelähnliches verlieh, fast halslos in den hohen Schultern. Klein, unbedeutend und häßlich, versuchte er durch unterstreichende Gesten und wichtige Betonungen den Worten seiner dünnen Stimme Ansehen und Gewicht zu leihen. Der andere, dem ein langer schütterer Bart auf eine bunte Hemdbrust fiel, betonte durch weichen, breitrandigen Hut, über die Schultern geworfenen Mantel und üppige Schleifen auf den mitgenommenen Schuhen den Künstler.

„Da sind ja wahrhaftig auch der Schmalz und der Erucks! Ob die auch auf den Velten warten? Wenn ich das geahnt hätte, wär' ich, weiß Gott, im Hotel geblieben.“

„Dann wünschte ich, du hättest es geahnt,“ meinte Frau Mathilde trocken. Sie hatte am Morgen ihr drittes Schlammbad genommen und leider schlecht danach geruht, weil im Zimmer nebenan Lilli Ralmus, die Tochter der reichen Offenbacher Lederfabrikantenwitwe, immerzu Operettenmelodien zu summen anfang und keine einzige zu Ende führte. Es paßte ihr gar nicht, auf dem zugigen Bahnsteig herumzustehen, um den alten Velten zu erwarten. Der war ein Vetter

ihres Mannes und ihr von jeher unsympathisch, wie die meisten anderen Verwandten Adrians es gewesen, die sie noch gekannt und ohne Schmerz auf dem stimmungsvollen Friedhof von Dreybrücken mitbegraben hatte.

Dem Apotheker aber lag an diesem Vetter besonders viel. Nicht weil der von Natur unliebenswürdige, von der Sicht viel geplagte und durch diese Anfälle just nicht scharmanter gewordene alte Junggeselle ein beträchtliches Vermögen angesammelt hatte. Das würde ja doch zum größten Teil die dicke Frau Blume erben, die ihm die Wirtschaft führte und in jüngeren Jahren vermutlich mehr und Herzlicheres für ihn getan hatte. Nein, Veit Velten war auch der Begründer, Verleger und Besitzer der „Tagespost für Ranz-Dreybrücken“, der gelesensten der drei sonst nicht aufregenden Zeitungen des kleinen Herzogtums. Die „Tagespost“ war zu herzoglichen Zeiten Regierungsorgan gewesen und hatte am Kopf sogar das nicht sehr ähnliche Bild des Wappenkranichs der Herzöge von Ranz-Dreybrücken geführt. In den kritischen Tagen der Revolution hatte sie rasch und gründlich geschwenkt und den Kranich am Kopf durch eine zu nichts verpflichtende Taube ersetzt. Die aber keineswegs auf den heiligen Geist hindeuten sollte; denn Velten hatte sich mal über den Hofprediger geärgert und hielt seitdem das Feuilleton freigeistig und im Sinne eines mißverstandenen Monismus. Durch diese plötzliche Gesinnungsänderung hatte die „Tagespost“ zwar die Hochachtung einiger Wenigen, aber weder die Leser noch die Annoncen verloren. Velten machte jetzt eine gut republikanische Politik, die unter dem Strich durch allerlei Anekdotchen und Hiftörchen aus dem Schatze des einst nicht druckfähigen Hofklatches nicht ungeschickt bereichert wurde. Diese zeitgemäße Schwenkung, die sich von einer Nummer zur anderen mit einer affenartigen Geschwindigkeit vollzogen hatte, war aber eigentlich nur dadurch ermöglicht worden, daß der Professor Schmalz, der dort

jetzt am gelben Postkarren stand und den Vogelsskopf zwischen den hohen Schultern ruckartig bald nach links, bald nach rechts warf, sich bereit erklärt hatte, seiner eigenen, nicht minder plötzlichen politischen Läuterung in Leitartikeln, die im neuen Geiste verfaßt waren, berebten Ausdruck zu geben. Diese Läuterung war in ihrer Schnelligkeit und Gründlichkeit um so erstaunlicher, als Ferdinand Schmalz, ein nicht unbegüterter Hagestolz, der gern anderen vorerzählte, daß er von seiner Feder leben müsse, in früheren Zeiten sich heftig zum Hofe gedrängt hatte. Er war neben Velten und Adrian einer der Auserlesenen gewesen, die zu den merkwürdigen Levers der Prinzessin Isabella Galanta zugezogen wurden, hatte für das Schullesebuch für die höheren Schulen von Ranz-Dreybrücken „edle Züge aus dem Leben Johann des Aufrechten“, des Begründers und Vorbilds der Dynastie, zusammengestellt, und, als er die Theaterkritik für die „Tagespost“ übernahm, die kritischen Würdigungen des Hoftheaters stets so einzurichten gewußt, daß sie sich in erfreulicher Weise mit dem Geschmaç des Prinzen Wolf-Dietrich, der am Hofe der für Kunst Maßgebende war, deckten. Seine Bemühungen bei der viel vermögenden kleinen Erzellenz von Pintus, der er in den Spalten der „Tagespost“ von Zeit zu Zeit diskreten Weihrauch streute, hatten ihm dann endlich, knapp vor der Revolution, den heißersehnten Professortitel gebracht, nachdem er, da nun einmal ein „Wert“ die Eignung zu solchem Rang erweisen mußte, im Weltenschen Verlage einen Sammelband seiner alten Theaterkritiken mit wenig Witz und üblen Druckfehlern hatte erscheinen lassen. Geschmückt mit einer seiner Ansicht nach poetischen Widmung an die Prinzessin Isabella Galanta, die nicht ahnte, daß der Vetter Wolf-Dietrich diese ihm zunächst zuge dachte Ehrung in holprigen Alexandrinen mit einem von leiser Ironie klingenden Dankeskärtchen — in besseren Alexandrinen — bescheiden abgelehnt hatte.

„Es wäre mir eine große Freude und wertvolle Unterstützung,“ sagte gerade der Professor Truds zum Professor Schmalz, indem er versuchte mit dem Taschentuch die Wagenschmiere zu entfernen, die er von dem Postkarren auf seinen hellen Sommerpaletot übernommen hatte — „eine wirklich wertvolle Unterstützung, wenn ein Mann wie Sie, lieber Schmalz, für mein künstlerisches Projekt eintreten wollte.“

„Ich finde es gut und erwägenswert. Ob allerdings die neuen Männer... Man weiß, daß Sie in den höfischen Zeiten viele Porträts der herzoglichen Familie...“

„Man muß leben, nicht wahr?“

„Man lebt sogar gern gut“ — wenn Schmalz lächelte, wurde er noch häßlicher, weil man seine gelben schadhafte Zähne sah. „Man trägt gern Orden... hm, ja...“ Das sollte eine Bosheit sein, war aber ein Bekenntnis. Denn Truds hatte sowohl die Friedrich-Albrechts-Medaille für Kunst und Wissenschaft als den Kranichorden dritter Klasse. Schmalz aber hatte nichts dergleichen gehabt.

„Man weiß auch, lieber Truds, daß Sie noch kurz vor Kriegsbeginn das Denkmal Friedrich Albrechts...“

„Es war ein Auftrag. Die Stadt wählte in Übereinstimmung mit der fürstlichen Familie mich...“

„Ja, das heißt der Prinz Wolf-Dietrich soll sehr dagegen gewesen sein, daß Sie...“

„Der gute Wolf-Dietrich war immer ein Querkopf und Phantast. Er hat die merkwürdigsten Leute protegirt, zum Beispiel diesen unmöglichen Werner Zeisig...“

„Weil der der Schwiegersohn des Hofpredigers war.“

„Das glaub' ich nicht mal. Diese disziplinslose Art der Malerei — der ganze Zeisig ist eine einzige Undiszipliniertheit, er trinkt übrigens auch — diese phantastische Realistik, wenn man so will — halb Böcklin, halb Liebermann und ein Schuß Klinger darin —, das hat dem Prinzen, der ohne eigenes Urtheil ist, den Kopf

benebelt. Es wäre direkt verlegend für mich und meine vornehme stilisierende Art, die von Thorwaldsen herkommt, von Shadow, wenn Sie wollen . . .“

Der Professor Schmalz wußte sehr gut, wo der Truhs herkam und wo er hinauswollte. Er rieb sich die lange Nase, zog den gelben Kopf noch tiefer in die Schultern und äußerte: „Ich werde einen Artikel vormerken: Neue Wege und neue Ziele der neuen Kunst.“

„Ich wäre Ihnen wirklich sehr dankbar, Professor. Eigene Ansichten — unter uns — können ja diese braven Leute und neuen Machthaber in Kunstdingen nicht haben. Woher auch? Ich bin neulich bei dem Baldus mal gewesen — ich dachte, ein kleiner Besuch kann nichts schaden — — Übrigens ein erquicklich grad-sinniger Mann. Er schnapst ein bißchen viel und redet ein bißchen unklar — aber sonst — ein Kerl, eine Nummer. Aber die Bilder an den Wänden! Schlimmste Öldrucke — ja. Er hat mir vorgeworfen — woher er's gewußt hat, weiß ich nicht —, daß ich die „Ruhmes-halle“ geplant habe für den Gattersberg. Wußte auch, daß das Reiterstandbild des Herzogs Johann — er saß übrigens gut zu Pferde, das muß man ihm lassen — in die Mitte sollte. Links und rechts die Prinzen, die an dem Feldzug teilgenommen — der gefallene Prinz Benno im Vordergrund — wegen des Ewald Sturm war ich noch im Zweifel — es war ein besonders hübscher Junge . . . immerhin einfacher Professorsohn gewissermaßen aus unserer Sphäre. Rasse haben sie ja alle.“

„Aber Züge der Degeneration,“ warf hier Schmalz ein, der es nicht gern hörte, wenn man von schönen Menschen sprach. Er liebte das „Charakteristische“, auch wenn es häßlich war. Besonders dann sogar. Aus welcher Überzeugung er eine der Veranlassungen schöpfte, sich selbst eine unbegrenzte Verehrung entgegenzubringen.

„Schon, schon, ein bißchen degeneriert.“ Dieser Schmalz sieht aus wie ein bengalischer Gänsegeier,

dachte Truds. Dieses braune Raubvogelauge mit der halbübergezogenen dunkelblaugrünen Wachshaut und diese tückischen Kopfbewegungen, immer bereit zuzucken. „Die frische Blutzufuhr fehlt. Die ewigen Heiraten untereinander — die katholische Linie in die protestantische — und die protestantische wieder in die katholische. Und wenn mal frischer roter Lebenssaft hineinkommt — wie in der Ehe der Aloisia Manuela mit dem Bodenbacher oder in der Verbindung Reginbolds mit der Spanierin Isabella Galanta — dann bleiben die Ehen seltsamerweise ungesegnet, kinderlos.“

„Und nun wollen Sie —“ Schmalz sah mit diesem Kopf auf die Uhr, das lange Herumstehen machte ihn nervös. Es war jetzt die Zeit, wo er sonst im „Blauen Wunder“ seinen Kaffee trank und dem bedienenden Dortchen, das durchaus nicht charakteristisch, aber vollbusig und hübsch war, herablassend die Arme und anderes tätschelte und anzügliche Scherzworte zuzuflüstern liebte, „nun wollen Sie diese Ruhmeshalle umwandeln — vom Herzoglichen in —“

„Ins Große — ins Allgemeine, Menschliche. Ins Zeitgemäße. Mein Gott, was bleibt mir übrig. Den Krieg haben wir verloren.“

Schmalz nickte. „Den Frieden — verlieren wir auch.“

„Das ganze umfangreiche Modell — in dem die Arbeit dreier Jahre steckt — ist doch fertig — steht als riesiger Staubfänger in meinem Atelier. Nur die linke Seite ist ein wenig zerbröckelt. Als sie mir am siebten November durchs Fenster schossen — ich weiß nicht, galt es mir oder dem Modell des Denkmals Johann des Aufrechten — da trafen sie dem Johannes des Donatello in den Kopf — es ist sehr möglich, daß sie den auch für einen Prinzen gehalten haben — und unglücklicherweise auch den linken Flügel der Ruhmeshalle.“

„Und welche Männer kämen jetzt für diesen Entwurf in Frage?“

„Natürlich Engels, Karl Marx, Lassalle — als Hauptgestalten. Dann dachte ich mir die führenden Köpfe der Bewegung in unserem Herzogtum, um den hinter den Führern sich drängenden Chor der Arbeit — andeutungsweise porträtähnlich — zu verwerten.“

„Auch Baldus —?“

„Er wird nicht zu umgehen sein. Abrigens — sehen Sie doch dort, bitte!“

Der Kopf des erschrocken Schmalz fuhr in den Schultern herum, und er folgte mit den Augen der distret deutenden Hand des Professors.

„Ist das nicht der Timpe?“

„Wer ist Timpe?“

„Aber, Professor! . . . So rasch vergessen? Wie oft hat er Ihnen den Paletot abgenommen und den Schirm, wenn Sie in künstlerischen Dingen Audienz nachgesucht hatten beim Prinzen Wolf-Dietrich.“

Schmalz zwinkerte nervös in die Sonne, als ob er ihr etwas übelnehme. „Ich erinnere mich kaum, Audienzen nachgesucht zu haben — oder doch höchstens ein oder zweimal — in wichtigen Dingen, die der Allgemeinheit . . .“

„Versteht sich. Jeder weiß, daß Sie im Grunde Ihres Herzens immer — oder doch früher . . . Gott, das Blendende, Bestechende, das so ein kleiner Hof hat . . . man läßt sich ein wenig imponieren. Die Freude an Dekorationen, dem kindlichen Spieltrieb verwandt, die in uns allen — namentlich den Künstlerischen unter uns — schläft . . . Aber im Grunde seines Herzens — ich sagte es schon — ist man eben doch immer überzeugter Republikaner . . . ist es besonders vielleicht als Schaffender in diesen Jahrzehnten gewesen . . . Wie sagt Schiller: Rein augustisch Alter blühte — keines Medicäers Güte — lächelte der deutschen Kunst . . .“

„Es ist möglich, daß es so war, wie Schiller sagt,“ nickte der Professor Schmalz, und er sah einem bengali-

schen Gänsegeier nie ähnlicher, als wenn er, wie eben jetzt, in seine Freundlichkeit die Bosheit versteckte. „Immerhin haben Sie — Verehrtester, soweit ich orientiert bin — in Ihrer Freude an Dekorationen — der kindlichen Freude am Dekoriertwerden verwandt — mancherlei eingeheimst in diesem Zeitalter, das nicht augustisch blühte. Zwei Orden, eine Busennadel, eine Romreise, ein Atelier im Alten Museum umsonst, ein paar Duzend Galadiners und wenn man alles zusammenrechnet für Denkmäler auf Plätzen, Friedhöfen und . . . na ja, der Prinz Wolf-Dietrich soll allerdings die Porträtbüste, die Sie von seiner Großmutter Eudoxia gemacht haben, auf einem dunklen Korridorchen aufgestellt haben, das zu einem gewissen Ort führte. Dafür hat die Kaiserliche Hoheit auch als russische Großfürstin bezahlen müssen. Und so im ganzen — das Geschäft hat sich gelohnt, was? . . . Ich meine: so drei- bis viermalhunderttausend Mark kommen bei Ihnen schon heraus. Allerdings wenn das Zeitalter — augustisch gewesen wäre . . .?!“

„Wenn Sie damit sagen wollen, daß ich undankbar war —“ Truds Männerbrust arbeitete stolz gegen das gebauschte bunte Vorhemd, während seine Meisterringe nervös im Barte spielten, „so müßte ich doch mit Goethes Tasso entgegnen, und es ist vorteilhaft den Genius — bewirten; gib' du ihm ein Gastgeschenk — so läßt er dir ein schöneres zurück.“ Das ist auch meine Ansicht.“

„Ja, Sie haben immer von Ihren Werken groß gedacht. Aber lassen wir das. Der Teufel hole mich! der Herr, der dort bei Ihrem ehemaligen Freund Timpe, dem Kammerdiener Seiner Hoheit Wolf-Dietrich, steht, wenn ich nicht wüßte . . . ich würde schwören, es ist Prinz Benno.“

„Diesem Glauben stehen zwei Argumente der Vernunft entgegen,“ der Bildhauer versuchte nun seinerseits ironisch zu sein, „die Ihr überlegender Kopf natür-

lich selbst schon gefunden hat. Einmal würde der überaus wohlgezogene Timpe niemals, wie er eben tut, eines Prinzen Hoheit vertraulich am Paletotknopf fassen, und zweitens hat der arme Prinz Benno den grünen Tisch mit dem grünen Rasen vertauscht und liegt zwischen den Leibgrenadiereu an der Maas begraben. Wenn ich's nicht von anderen wüßte, so hätte ich das, lieber Professor, durch Ihr herrliches Gedicht „Die Gräber an der Maas“ erfahren.“ Und des vorbeiwandelnden Publikums nicht achtend begann Truds mit erhobener Stimme pathetisch: „Der Mond, der sich golden durch Wolken fraß — bestrahlt ein heiliges Grab an der Maas — drin einer vom besten und edelsten Blut — bei Söhnen des Volkes in Feindesland ruht . . .“

Schmalzens Augen bekamen einen tückischen Glanz. Er litt unter dieser Rezitation. „Er war — von seiner Abstammung ganz abgesehen — ein ausgezeichnete Mensch, dieser Prinz Benno . . . das hat mich damals veranlaßt — spontan, aus dem Schmerz der Stunde heraus . . . Auch stand er mir menschlich am nächsten und hat mich manchen Blick in seine dem öden Hofleben abgeneigte Seele tun lassen.“ Das war nun ein Gedächtnisfehler Schmalzens. Der etwas leichtfertige, aber gradsinuige Prinz hatte ihn nie ausstehen können und gern einen trockenen Schleicher genannt. Aber Schmalz hatte die versöhnliche Eigenschaft, daß er sich der Freundschaft vieler Toter von Rang und Namen erinnerte und ihrer als getreuer Gefährten gedachte, deren Sympathien, da sie lebten, selten oder nie bei ihm geweilt. „. . . Man ist schließlich mehr Gemütsmensch, als man zeigt,“ schloß er jetzt seine pietätvolle Rechtfertigung ab.

Das ist anzunehmen, dachte Truds und nickte zögernd.

In diesem Augenblick wurde die Lokomotive des Zuges, der von Fulda kam, sichtbar und näherte sich rasch. Es kam Bewegung in die Massen der Wartenden.

Abreisende nahmen raschen, zerstreuten Abschied von den Freunden, quetschten Blumensträuße zwischen das Handgepäck, rafften Taschen und Schirme auf, wechselten letzte Küsse und Händedrucke mit Zurückbleibenden. Andere, die, wie das Ehepaar Adrian und die beiden Professoren, Freunde zu empfangen hier erschienen waren, reckten spähend die Hälse, äußerten letzte nervöse Vermutungen und hielten sich bereit zur Begrüßung. Ein paar seelisch Unbeteiligte, wie drei schlecht erzogene Berliner Kinder, die aus Langeweile hergekommen waren, und ein Wiener Taschendieb, vergnügten sich unter den herzlich Bewegten auf ihre Weise.

Die Wagen zweiter Klasse waren nicht übermäßig voll gewesen. Der besondere Ernst dieser letzten Tage mochte viele abgehalten haben zu reisen. Aus dem Coupé, vor dem zufällig der lange Apotheker stand, stieg zunächst, ihre Fuldaer Einkäufe fest an sich gepreßt, eine hübsche junge Dame. Adrian sah ihr mit schmunzelndem Wohlgefallen auf den in spitzem Halbschuh steckenden wohlgebauten Fuß. Als er, von diesem Eindruck begeistert, die ganze Figur prüfte und das Gesicht sah, erkannte er sofort eine Schauspielerin des Kurtheaters. Auch der Name fiel ihm ein.

„Es ist die Candida Genius,“ flüsterte er der Gattin zu und sah der erfreulichen Erscheinung wohlwollend nach.

„Ja, sind wir die abzuholen gekommen?“ war die nicht unberechtigte Gegenfrage der Gattin.

Aber gerade als sich Adrian, durch diese Bemerkung von der Kunst zur Wirklichkeit zurückgerufen, in Bewegung setzen wollte, die anderen Wagen nach dem Vetter abzusuchen, entstieg demselben Abteil, das die Schauspielerin verlassen, ein dunkel und vornehm gekleideter Herr, eine Krokodiltasche, eine lederne Hutschachtel und Schirm und Stock in der Hand.

In tiefer Verblüffung riß Adrian, dem alte Gewohnheit ganz ungewollt die Hand regierte, so heftig

den gerade gestern in Lauterbach gekauften weißen Strohhut vom Kopf, daß dieser, solch stürmischen Griffes ungewohnt, sich den schlecht zupackenden Fingern entzog, hinfiel und vom erhöhten Bahnsteig unter das Trittbrett rollte und hüpfend unter dem Wagen in die tiefer liegenden Gleise entchwand.

Wolf-Dietrich schien den eigentümlichen Gruß trotz seiner Hestigkeit übersehen zu haben. Er hatte nicht gedankt und stand schon bei Timpe, der ihn sofort entdeckt hatte und mit leuchtenden Augen, den runden Hut in der Hand, begrüßte.

Aus dem Gewühl und Gepolter der zum Ausgang Flutenden drang plötzlich die krähende Stimme Veltens: „Ja, da ist ja auch Vetter Adrian — Viel Ehre! Viel Ehre!“

Auch die Professoren Truds und Schmalz, beide mit Gepäckstücken Veltens belastet, die dieser ihnen gönnerhaft überlassen, näherten sich säuerlich lächelnd den beiden.

„Nanu, waderer Latwergenbrauer — ohne Kopfbedeckung? Machst du schon die neue Mode der Ersparnis mit? he?“

„Fällt mir nicht ein,“ schnauzte Adrian wütend.

„Mein Mann, der Republikaner, hat einen lebendigen Prinzen begrüßt.“ Frau Mathilde Adrian gab diese Erklärung mit einer Art freundlicher Genugtuung ab. „Und jetzt liegt sein neuer Strohhut mit dem dunkelroten Band unter dem Wagen.“

* * *

„So, Timpe, nun wär' man also wieder ein Mensch. Frisch gewaschen und umgezogen.“

Timpe verbeugte sich schweigend. Sein besorgter Blick folgte dem Prinzen, der aus dem Schlafzimmer kommend sich in dem freundlichen und gut möblierten Salon umsaß.

„Es wohnt sich scheint's ganz nett hier im Badehotel, was, Timpe?“

„Zu Befehl, Hoheit. Freilich...“

„Zunächst eines — nein, zwei Dinge, lieber Timpe.“ Wolf-Dietrich legte dem Getreuen gütig die Hand auf die leicht unter dem Druck sich senkende schmale Achsel. „Nicht mehr ‚zu Befehl‘ — denn zu befehlen hat niemand von uns mehr etwas — im lieben Vaterlande. Niemand, seit die Herren Matrosen den Offizieren die Epauletten von den Schultern... Hier befehlt jetzt der Sieger — und das sind wir nicht. Dank Herrn Wilson und —“

„Den Wühlern hinter der Front!“ Ingrimmig sprudelte das der Alte heraus. Dann zu Tode erschrocken, daß er einen Satz vollendet, den der Prinz angefangen, verbeugte er sich entschuldigend: „Verzeihung, Hoheit — es ging mit mir durch.“

„Mit uns allen, Timpe, ist was durchgegangen in diesen Monaten, Gutes und Schlechtes im Temperament. Mit den — anderen auch. Die Besseren werden sich besinnen. Die Schlechteren —? Du hast doch so gern in meinen Büchern geschmökert — pscht! Du hast. Es ist kein Vorwurf. Dafür hast du nie eine Importe geraucht und nie einen Henessy getrunken. Da hast du — wenn du so abends auf mich wartetest im fränkischen Zimmer — vielleicht auch mal in einer schönen Goetheausgabe — wer mag die jetzt lesen oder... Wurst hineinwickeln?... hast du vielleicht mal den, ach, wie wahren Spruch gefunden: ‚Übers Niederträchtige — nimmer dich beklage — denn es ist das Mächtige — was man dir auch sage!...‘“ Er stand einen Augenblick still. Um die Lippen legte sich ein bitteres Lächeln. In all den letzten Monaten und Wochen war dieser Spruch immer wieder, wie ein zwingendes Motto für alles Gesehene und Gehörte, alle Gefühle und Erwägungen übertönend, einend und zur Klarheit lösend, in seinem Herzen emporgestiegen.

Er hatte ihn nie laut genannt. Jetzt, da der alte Kammerdiener vor ihm stand, im hochgeknöpften schwarzen Rock, leicht gebückt, der Scheitel etwas weißer geworden, die Augen noch die alten wasserblauen getreuen, hatte er ihn einmal aussprechen müssen.

„Mein Sohn, Hoheit —“ Timpe würgte die Worte. Auch er hatte etwas auf dem Herzen, das heraus mußte.

„Hast du endlich Nachricht von ihm? War er dabei — in Kiel?“

„Ja, Hoheit. Sie haben ihn in den Oberschenkel gestochen. Er wäre beinahe verblutet. Er hat mit Ordnung schaffen wollen — mein Gott, es waren ihrer zu wenig in dem großen Wahnsinn. Ein Deckoffizier hat ihn in einen Keller gerettet, sonst . . . Aber als er kürzlich nach Ranz zurückkam, da haben ihn alle geschnitten, schreibt er . . . Bloß der Baldus, der lahme Schuster, Sie wissen . . .“

„Freilich — der saß ja im ersten ‚Rat der Beauftragten‘ und schwadronierte. Zunächst hat er die Ponys meiner Nichten beschlagnahmt — die ziehen jetzt, hör’ ich, den Gemüsegagen seiner Schwiegertochter — und dann hat er die beiden alten Burgunderfässer . . .“

„Jawohl. Der hat — besoffen, gemein, wie immer — auf dem Marktplatz eine Rede auf meinen Jungen halten wollen — auf den ‚Helden von Kiel‘, weil er nämlich geglaubt hat . . .“

„Geglaubt hat, daß er ein Held war nach seiner Auffassung. Ja, Timpe, ich fürchte, wir müssen umlernen und uns gewöhnen. Es gibt jetzt nur noch eine Sorte von Helden — eine neue. Die hat mit denen, die hinter Arras liegen und vor Verdun, wenig mehr zu schaffen — und diese Toten nichts mit ihnen . . . Aber dein Junge war wohl so mehr einer von der alten Schule — was? Von denen, die noch mit dem Grafen Dohna auf der ‚Möwe‘ um England geflattert sind — die noch mit dem alten Grafen Spee — Ehre

seinem Andenken! — bei den Falklandsinseln untergegangen sind mit drei Hurras für Kaiser und Reich? Wenn man denkt, mein guter Timpe, das gab's auch mal!“

„Und der Velten hat damals in der ‚Tagespost‘ sogar ein Gedicht darauf veröffentlicht —“

„Richtig. Ein Gedicht! War's nicht vom tüchtigen Professor Schmalz?“

„Ganz recht vom Professor. Das heißt — damals war er noch nicht Professor. Das wurde er erst —“

„Gerade noch vor Torschluß. Ja, ja. Und der Hofapotheker Adrian hat damals als erster geflaggt, als die „Möwe“ wiederkam. Noch eh' die Flagge auf dem Turm vom Schlosse hochging.“

„Der Apotheker ist hier, Hoheit.“

„Ich weiß. Ich hatte den Vorzug, ihn an der Bahn — zu übersehen. Das heißt, er ist eigentlich nicht zu übersehen. Aber — Das wollt' ich vorhin noch sagen. Die ‚Hoheit‘ mußt du dir hier verkneifen, Timpe. Ich reise als Graf Berkow. Das bin ich ja auch. Und einen Namen müssen uns die Herrschaften ja schließlich lassen — schon damit man weiß, wen sie beschimpfen, nicht wahr?“

„Haben Hoheit — haben Herr Graf schon . . .“ Timpe nahm mit zitternden Händen ein Zeitungsblatt aus der Tasche und reichte es hin.

Ohne eine Miene zu verziehen, riß es Wolf-Dietrich in vier Teile und warf die Fetzen in den Papierkorb.

„Die ‚Tagespost‘? Ich weiß — wir haben erpreßt, gestohlen, ausgefaugt. Stammen von Raubrittern und sind — Art läßt nicht von Art — nichts Besseres gewesen . . . Weg mit! . . . Also in Zukunft bloß: ‚Herr Graf‘, bitte. Landflüchtig sind wir ja auch, Timpe, immer noch. Mein Bruder, der Herzog — wir beide wissen, wo er ist . . . Aber das bleibt unser Geheimnis. Die übrige Familie — das will ich dir gleich verraten . . . Wer wohnt nebenan?“

„Links ist das Schlafzimmer Eurer Hoheit — Verzeihung, ist das Schlafzimmer, Herr Graf. Hier rechts — es sind die besten Appartements mit einem Riesebalkon — wohnt die Bankiersgattin — Frau Cronheim — aus Mannheim. Sie muß steinreich sein. Reist mit drei Gesellschafterinnen und Dienerschaft.“

„Alte Dame?“

„Jawohl, Herr Graf.“

„Und die Gräfin Arnstein —?“

„Ach, das wissen Herr Graf? Ja, die Frau Gräfin bewohnt zwei Zimmer in der zweiten Etage — nach den Bädern zu. Auf demselben Flur wohnt auch —“

„Erzellenz Pintus?“

„Allerdings —“ In Timpes Antlitz malte sich maßloses Erstaunen. Er hatte den Prinzen Wolf-Dietrich, dessen kleinem Hofstaat er schon vor zwanzig Jahren zugeteilt war, immer für besonders begabt gehalten. Schon damals, als der Prinz noch ein wilder Bube war, noch unwillig auf die Schiefertafel schrieb und um so lieber ein weißes Schetland-Pony über die Parkwiesen ritt. Hatte gewußt und erlebt, daß der Prinz, heranwachsend, als Soldat nur eben mit Anstand seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit tat, nie viel mehr; daß er als Jäger den Pürschgang liebte, aber die Treibjagd nie mitmachte, wenn er nicht befohlen war, und abends gern, die Spieltische meidend, an denen Prinz Benno sein schönes Geld verlor, gute Musik im gemütlichen kleinen Hoftheater hörte oder im sogenannten „Mozartsälchen“, in dem neben dem Bechsteinsflügel ein altes, zittriges Spinett stand, auf dem Mozart als Knabe vor den hohen Herrschaften gespielt hatte. Er wußte, daß der Prinz bei kleinen intimen Soupers die anregende Gesellschaft von ein paar Künstlern und Gelehrten, Durchreisenden und Einheimischen — es gab ja nicht allzuviel davon in Rayk — den lärmenden jungen Leutnants vorzog, die immer von wertvollen Pferden und weniger wertvollen Weibern, vom

Kommiß, Tennis und Polo schwakten; und daß er mancherlei wußte und gelernt hatte, das just nicht allen Prinzen, deren Timpe so viele als Gäste bedient hatte, geläufig war. Aber daß er nun, kaum in Salzschlirf angekommen, schon in Erfahrung gebracht, daß auch die Gräfin Arnstein und Exzellenz von Pintus gestern hier abgestiegen, das ging ihm über den Horizont.

Eine Betrübnis erfüllte seine treue Seele. Er fürchtete, daß er nun auch mit anderen Nachrichten zu spät kommen könnte, mit denen zu überraschen er sich schon gefreut hatte.

„Wo wohnt Baron Raab?“ fragte Wolf-Dietrich plöcklich.

„In der Villa Margarethe, Herr Graf.“

„Ist das weit?“

Timpe lächelte diskret. „Weit —? Ach, weit ist hier gar nichts, Herr Graf. Rayß ist ja auch nicht groß — immerhin es verhält sich — verglichen mit Salzschlirf — wenn ich mir gestatten darf zu vergleichen — wie . . . wie . . . wie Berlin zu Rottbus — oder wie Madrid zu Santiago de Compostela.“

Der Prinz lächelte. Er fühlte, wie Timpe, der sich gern gewählt ausdrückte und, wenn's irgend anging, sich in kühnen Vergleichen gefiel, auf diese letzte Gegenüberstellung besonders stolz war. Denn sie spielte an auf eine der letzten Reisen, auf die er seinen Herrn begleitet. Vier Monate vor Kriegsausbruch hatte Wolf-Dietrich es übernommen, das Porträt seiner Tante, der Prinzessin Isabella Galanta, auf deren Wunsch dem König von Spanien persönlich zu überbringen. Des treuen Dieners Absicht, frohe Gefühle durch die Erinnerung an diese Fahrt in seinem Herrn zu erwecken, war sichtlich erreicht. Wolf-Dietrich schmunzelte lange und immer fröhlicher vor sich hin. Manches Erlebenswerte dieser Frühlingsfahrt durch Spanien stieg in ihm empor. Der Stierkampf in der überfüllten Arena Barcelonas. Die Mainacht in Granada mit dem Blick

auf die Alhambra im Mondschein und das Ohr erfüllt von den köstlichsten Nachtigallen der Erde. Das Gartenfest bei dem steinalten Grande in Sevilla, der die schönsten und jüngsten glutäugigen Frauen der Stadt unter den blühenden Granatbüschen zwischen plätschern- den Brunnen versammelt hatte, dem blonden Deutschen einen Begriff von der Romantik spanischen Frühlings zu geben. Der weihevollste Gang durch das Museo del Prado mit seinen stolzen Königen und Infanten des Velasquez und seinen süßen Himmelsköniginnen Murillos. Die Zeremonie am Grabe des Apostels Jakobus, des spanischen Schutzpatrons in der romanischen Kathedrale von Santiago, wo er im Auftrag der Tante Isabella Galanta, die immer davon träumte, den Ritterorden des heiligen Jakob vom Schwert wieder seiner alten glorreichen Tradition aus der Maurenzeit zuzuführen, einen Kranz hatte niederlegen müssen. Und dann die Audienz beim König Alfons! Noch sah er's vor sich, wie im Anblick des auf Elfenbein gemalten Bildnisses der auch auf geschmeichelten Bildern wenig reizvollen Base dritten Grades dem lebenswürdigen König die große habsburgische Unterlippe tiefer und tiefer sank, bis er, das Schweigen brechend, das Bild auf den Tisch stellte und höflich sagte: „Elle a un très bon cœur, je crois bien, Son Altesse Royale ma bien chérie cousine Isabella Galanta.“

„Die Prinzessin Isabella Galanta ist noch nicht angekommen?“

„Nein, Herr Graf — nicht daß ich wüßte.“ Simpes Verblüffung war diesmal größer, als die Disziplin. Sein Mund blieb ein paar Sekunden offen und seine Augen verfolgten Wolf-Dietrich, der sich orientierend im Zimmer umsah. Dann gestattete er sich die schüchterne Frage: „Wird denn die Königliche Hoheit auch . . .?“

Die Königliche Hoheit! Wie schwer es der guten Tante Isabella Galanta fallen mochte, darauf zu verzichten, ihr Ohr an diesem stolzen Titel zu weiden! Er

kam ihr zu, denn sie stammte aus einer Nebenlinie des spanischen Königshauses, sah, ohne je gerade schön gewesen zu sein, sehr vornehm und sehr spanisch aus und hatte, als sie im Jahre 1905 dem guten Prinzen Reginbold von der katholischen Linie der Ranz-Dreybrücken die wohlgeformte, ringgeschmückte Hand zum Lebensbunde reichte, in die heitere Rotokokapelle des Dreybrückener Schlosses den ganzen Stolz einer Infantin mitgebracht, deren ruhmreiche Ahnen im grauen Granit des Eskorial dem Jüngsten Gericht entgegenschlummern.

„Sie kommt, mein guter Timpe. Du wirst überhaupt, bereite dich darauf vor, hier in dem scheint's ganz anmutigen Salzschliff noch mehr Gestalten auftauchen sehen, denen du im Ranzker Schlosse oft die Flügeltüren zum festlichen Grünen Saal geöffnet hast.“

„So erzähl' ich vielleicht dem Herrn Grafen gar keine Neuigkeit, wenn ich gehorsamst berichte —“ Timpe trat, sichtlich unsicher und ein wenig betrübt, dicht an Wolf-Dietrich heran und dämpfte seine Stimme, die an sich schon nicht sehr stark war, zum eben noch hörbaren Flüsterton, „wenn ich gehorsamst berichte, daß Prinz Christoph Ranz-Bodenbach im Hotel Wüsthoff abgestiegen ist mit der hohen Gemahlin.“

„Nein. Nur der Name des Hotels — Wüsthoff sagtest du? — ist mir neu. Aber wenn Tante Aloisia Manuela da absteigt, wird man wohl dort erfreulich gepflegt sein.“

Der Prinz und Timpe lächelten sich an.

Die gute Tante Burgund! Wolf-Dietrich freute sich auf ein Wiedersehen mit ihr. In ihrer derben, geraden Fröhlichkeit lag etwas von der Pfälzerin Liselott. Auch teilte sie mit der berühmten Prinzessin von Orleans die nie versiegende Freude am Briefeschreiben. Die mußte wohl im Blut liegen; denn sie rühmte sich auch verwandt zu sein — allerdings auf einem sehr umständlichen Wege, den nur ihr in Genea-

logie und Heraldik untrüglicher Gatte Prinz Christoph mit Sicherheit festgestellt hatte und nachzuweisen vermochte — mit jener Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, die Friedrich der Große so sehr bewunderte und der kein geringerer als Goethe den Namen der „großen Landgräfin“ gegeben hatte. In der Familie hieß das Paar nur Onkel und Tante Burgund; denn es gehörte zu den liebsten Steddenpferden des gutmütigen Prinzen Christoph, gestützt auf seine genealogischen Spezialstudien, eine Blutverbindung der Bodenbachs mit den alten Herzögen von Burgund zu behaupten, die allerdings vermittelt war durch einen Grafen Poppo von Henneberg, der als treuer Anhänger Heinrichs IV. den Heldentod gefunden. Seit die Prinzessin Aloisia Manuela einmal auf einem Familientag, als wieder ihr Gatte auf dieser Verwandtschaft herumritt und in seinen Ausführungen zu dem Grafen Poppo auch noch einen besonders verdienstvollen Erzbischof Poppo gesellte, ärgerlich erklärt hatte, sie lehne eine Verwandtschaft ab, mit der man in anständiger Gesellschaft keinen Staat machen könne, wurde sie im Familienkreise nur noch die „Tante Burgund“ genannt. Erst hatte sie sich das ärgerlich verbeten, dann ließ sie's lachend geschehen. Und jetzt unterzeichnete sie manchmal einen ihrer klugen und originellen Briefe an Wolf-Dietrich, den sie seit seiner Kindheit besonders in ihr Herz geschlossen hatte, selbst als „Tante Burgund“.

Wolf-Dietrich hatte besonders viele Berührungspunkte mit dieser jüngeren Schwester seiner verstorbenen Mutter. Antonie Corisande, die Herzogin, war schon 1898 gestorben, als ihr zweiter Sohn Wolf-Dietrich fünf Jahre alt war. Er bewahrte an sie nur ganz unzusammenhängende Erinnerungen. Er sah ein Diadem von blinkenden Steinen spät in der Nacht über seinem Kinderbettchen funkeln; und er wußte, er hatte damals die Masern gehabt, und die Herzogin hatte

sich vom Hofball gestohlen, nach dem Schlaf des kranken Lieblings zu sehen. Seinem fiebrigen Traum aber erschien sie als Fee im Märchen damals — und durch alle seine Kinderträume trugen die guten Feen ihr Gesicht und das Diadem, ein Geschenk des russischen Zaren, das sie in jener Nacht im Haar getragen. Dann wieder sah er sie ins Kinderzimmer kommen — ins Papageienzimmer, wie es nach den vielen bunten Papageien hieß, die in dem reich geblumten Muster der Stoffwände schaukelten. Sie trug ein dunkelblaues Kleid, dessen zarten Samt er noch in der Hand zu fühlen glaubte. Ihr Bruder, Onkel Reginbold, damals wohl ein Fünfzehnjähriger, der sich gern seinen lateinischen und griechischen Studien entzog, um mit dem kleinen Neffen Unfug zu treiben, tollte gerade wieder mit ihm und dem Bruder Johann. Da hatte die Mutter die englische Erzieherin — sie mußte später an der ewigen Langweile gestorben sein, er hatte niemals wieder von ihr gehört — hinausgeschickt und sehr ernst und sehr rasch französisch mit dem Onkel gesprochen. Der stellte die großen Holzsoldaten, die eigentlich zu einem Regelspiel gehörten, hin und hörte zerknirscht zu. Dann sagte er auch etwas auf französisch, ganz rasch und mit einem Spitzbubengesicht. Da mußte die Mutter lachen, gab ihm einen Klaps auf die Wange und spielte schließlich mit.

„Oh, ich habe den König umgeworfen!“ rief sie vergnügt.

„Ja, darf denn der König auch umfallen?“ fragte Johann, und er sah sie mit seinen ernstesten Kinderaugen an.

„Aber natürlich, Dummchen — auch der König kann fallen.“

„Aber eigentlich,“ Wolf-Dietrich erinnerte sich noch genau, daß er das damals gesagt hatte, „eigentlich müssen ihn doch seine Soldaten schützen?“

„Eigentlich ja. Sie müßten ihn schützen, die Soldaten. Wenn sie's aber nicht tun, Wölfschen? Dann fällt er eben, der König . . .“

Wenn Wolf-Dietrich viel, viel später den Prinzen Reginbold französisch sprechen hörte — und der sprach mit der Gattin Isabella Galanta die ersten Jahre der Ehe fast immer Französisch, weil die Königliche Hoheit behauptete, sie werde niemals das schreckliche Deutsch lernen —, schloß er plötzlich wie unter einem Zwang die Augen. Und dann sah er seine Mutter vor sich im blauen Samtkleid mit dem kleinen Ausschnitt, die einreihige Perlenkette am Hals. Und er hörte wieder seine Worte — und den Tonfall dessen, was sie in der damals ihm noch fremden Sprache erwidert —, sah plötzlich wie sich ihr liebes, frisches Gesichtchen — sie war ja damals erst sechsundzwanzig Jahre — aufhellte, wie sie lachen mußte über die eigene Strafpredigt. Und dann stellte sie mit den schmalen, weißen Händen die Regel mit auf, die eigentlich Holzsoldaten waren. Und dann — nichts mehr. Ein englisches Wort. Die Miß kam herein und meldete etwas, und die Mutter küßte ihn und ging.

Nicht viel später war sie tot. Er hatte sie auch noch im Sarge gesehen, aber wenn er sich heute das Bild zurückrufen wollte, sah er nur Blumen. Das Antlitz fand er nicht mehr . . . Und als dann im letzten November plötzlich nach Kranichstein zu ihm, der noch am Stock durch die letzten Rosen ging, die böse Kunde kam: der Bruder Johann mit den Seinen bei Nacht geflohen, die rote Fahne auf dem Schloß und ein Rat von Volksbeauftragten im Grünen Saal, rote Garden im Papageienzimmer — da war's ihm, während sein Herz stillzustehen drohte, als ob er ganz, ganz deutlich die Stimme der toten Mutter hörte, wie damals beim kindlichen Regelspiel: „Sie müßten ihn schützen, die Soldaten. Wenn sie's aber nicht tun, Wölfchen? Dann fällt er eben, der König . . .“

Alles andere aber, was er von ihr wußte, viel, viel Liebes, manches Fröhliche, manches Kluge, war ihm von der Tante Burgund erzählt worden im Laufe der

Jahre. Von ihr und seiner mütterlichen Freundin, der prächtigen, alten Oberforstmeisterin von Overbeck . . . der Tante Candidas . . .

Ganz rasch, wie nur das Sonnenlicht und die Erinnerung fliegt und fliegt, hatten seine Gedanken den Weg gefunden von Tante Aloisia Manuela zur Mutter, von der Mutter zu Candida.

„Es gibt ein Theater hier, Timpe?“

„Jawohl, Herr Graf. Es wird, glaub' ich, jeden Abend gespielt.“

„Soll es gut sein, das Theater?“

„Der Herr Baron Raab ist schon dreimal dringewesen — ich denke, es hat ihm gefallen.“

Timpe sah gespannt zu seinem Herrn. Ob er noch mehr fragen würde? Er hatte die Dame erkannt, die vor Wolf-Dietrich aus dem Coupé stieg. Hatte auch schon am kleinen Theaterchen beim Kurhaus ihre Bilder ausgestellt gesehen. Er war nicht im Zweifel, daß auch Wolf-Dietrich sie während der Fahrt erkannt hatte, und hielt es für möglich, daß diese Frage nach dem Theater im allgemeinen nur ihr gelten sollte. Aber er war zu lang im Dienst und zu gut erzogen, mehr zu antworten, als er gefragt war. Und Wolf-Dietrich schwieg.

„Darf ich auspacken, Herr Graf?“

„Ja, bitte. Hier sind die Schlüssel. Aber vorher telefoniere an den Baron Raab —“

„Er wohnt ganz nah — hinter dem Hotel, ein wenig den Berg hinauf, liegt die Villa Margarethe.“

„Gut. Ich lasse dem Herrn Baron sagen — ich würde mich freuen, wenn er heut abend mit mir speisen wollte. Hier oder bei ihm — mir ist's gleich.“

„In der Villa Margarethe wird an langer Tafel gegessen.“

„So. Dann wohl lieber hier. Belege ein Tischchen im Saal — irgendwo in einer Ecke. Ist Tafelmusik?“

„Manchmal.“

„Dann nicht zu nah an der Musik — wir haben uns viel zu erzählen.“

„Sehr wohl, Herr Graf.“

„Ja und dann noch eins, Timpe. Dein Sohn — ich meine, er wird nicht sehr stolz auf seine Matrosenuniform mehr sein?“

„Weiß Gott, nein, Herr Graf.“

„Und anständige Zivillleidung ist jetzt verdammt teuer. Wenn du auspackst, Timpe — da ist in dem gelben Mädlertoffer — ich hab' selbst gepackt, du wirst nicht sehr zufrieden sein mit mir, guter Alter — es ging rasch in Frankfurt. Auch keine Freude mehr: Frankfurt, Timpe. Erinnerst du dich, wie wir zuletzt von den Wiesbadener Festspielen herüberflogten. Nach dem ‚Eisenzahn‘ — die ‚Fledermaus‘ . . . Waren noch andere Zeiten, was?! . . . Also im gelben Mädlertoffer, da ist so ein brauner Sackanzug — nicht mehr ganz Eins A — aber sehr anständig noch — den laß aufbügeln — übrigens die anderen auch. Und dann packst du morgen früh den braunen ein — mit deiner ganzen bewährten Kunst und diesmal noch mit väterlicher Liebe — und schickst ihn deinem Sohn.“

„Aber — Hoheit!“

„Erstens: Graf — und zweitens: nichts zu danken! Man muß zusammenhalten und sich helfen. Mein armer Onkel Konstantin ist im Anzug seines Stallburschen im vorigen November — aus seiner Villa geflüchtet . . . Man hilft sich aus, Timpe, wer noch zusammengehört, nicht wahr? Aber — gut versichern, so hoch als möglich — denn wir haben nicht mehr die Kaiserliche Post, die sicher war wie Abrahams Schoß. Und einen Zettel lege bei: ich lasse den braven, ehemals blauen Jungen grüßen!“

Timpe wollte sich in überfließender Dankbarkeit der Hand des Prinzen bemächtigen, sie zu küssen. Aber Wolf-Dietrich entzog sie ihm rasch.

„Keine Geschichten, Timpe! Wir bleiben die Alten — und lassen uns nicht im Stich, was?“

„Nein, Herr Graf.“

„Na, das hat sicher die Kommerzienrätin nebenan mit den drei Gesellschafterinnen gehört. Die kriegt einen schönen Begriff von dir, Timpe — das erste Wort, das sie hört, ist: nein.“ Und er klopfte lachend dem alten Getreuen die schmalen, hängenden Schultern.

Timpes Gesicht aber nahm plötzlich einen ganz verschmitzten Zug an. „Es ist noch ein Bekannter hier, Herr Graf — oder besser noch eine Bekannte.“

„Nanu?“

„Darf ich sie holen?“

Ein Schatten flog flüchtig über des Prinzen offenes Gesicht. Er kniff ein wenig die Augen zu und schaute prüfend hinüber. Das war nicht die Art, Damen anzumelden. Sollte Timpe doch auch schon ergriffen sein von der allgemeinen Orgie der Formlosigkeit, Unmanier und Flegelhaftigkeit, von der er auf seiner Flucht in den Novembertagen und auf seiner Reise jetzt wieder so ekelvolle Beispiele gesehen hatte?

„Holen? ... So einfach holen? Bist du denn so sicher, daß ich sie zu sehen wünsche?“

„Ich glaube, Herr Graf — ja.“

Und ohne die Antwort abzuwarten, war Timpe verschwunden, so schnell ihn seine Beine tragen konnten.

Wolf-Dietrich stand wie erstarrt. Was war jetzt los? Auch Timpe?! War das zu denken, daß der brave alte Kerkel, der ein Stück Hausrat war, ein Stück Familiengeschichte und ein Stück Seele alles Geschehens im Hause Kayk-Dreybrücken durch anderthalb Menschenalter, daß dieser Timpe jetzt ihm einfach irgendeine Dame oder ein Frauenzimmer anschleppte — formlos, ohne Anmeldung, ohne seine Entscheidung — irgendeine „Sie“, die ihn zu sehen, zu sprechen, auf irgend etwas festzulegen wünschte. Blikartig kam ihm der Gedanke: es wird doch nicht wieder irgend so eine „Dame“ sein, die angeblich dem toten Prinzen besonders nahegestanden? Mit Schrecken erinnerte er sich jener

Tage und Wochen, da die Nachricht vom Tode des Bruders durch die Blätter ging und gutgemeinte Nekrologe das Leben des Verewigten priesen. Damals waren ihm — der als Nachlaßpfleger vom Bruder und regierenden Herzog bestellt war — neben deutlichen Briefchen, die auf zärtliche Beziehungen des Verstorbenen anspielten, die widerlichsten Gesuche um Audienzen zugegangen. Hysterische und glatt verrückte Frauen meldeten sich mit Ansprüchen auf Allimente. Und eine pfiffige Halbweltlerin, die auf die bekannte Tatsache fußte, daß der lebenslustige Prinz in schönen Friedenszeiten den Frauen besonders hold gewesen und manche durch temperamentvolle Vertraulichkeiten ausgezeichnet, wollte von seinem letzten Urlaub, den er in der Hauptstadt verbracht, ihre schon weit vorgeschrittene gute Hoffnung herleiten. Das hätte Wolf-Dietrich gerade gepaßt, wenn hier diese Belästigungen wieder anfangen. Aber schließlich — noch wußte ja niemand, daß er hier war.

Es dauerte lange. Timpe holte scheint's die unerwünschte Dame erst irgendwo im Bade oder —

Da — was war das? Ein Jaunern, ein leises Heulen, plötzliches Aufbellern auf dem Hotelkorridor.

Wie wenn er die liebe Stimme eines Freundes, den er gefallen glaubte, einer schönen Frau, an die er lang, lang nicht mehr gedacht, wieder gehört hätte, spürte Wolf-Dietrich ganz deutlich den rascheren Puls.

War das nicht —? Es krazte an der Tür.

„Diva!“

Nur einen schmalen Spalt der Tür hatte Timpe geöffnet, da schoß auch schon, wie ein Pfeil, die sandgelbe schlankte Schäferhündin auf ihren Herrn zu.

Heulend, winselnd, sich überpurzelnd vor Freude tobte sie um Wolf-Dietrich herum und sprang an ihm hoch.

Der aber setzte sich rasch in einen tiefen Sessel, faßte die Hündin am Halsband, zog sie zwischen den Knien

ganz dicht zu sich heran und liebteste mit der freien Hand immer wieder streichelnd das spitze, dreieckige Köpfschen, aus dem die klugen rehbraunen Augen ihn suchten, aus dem das lange rote Zünglein nach seinen Fingern leckte.

„Diva! So ist sie nicht eingegangen an dem Stich des Rowdies damals in der Novembernacht, als wir . . .“

„Wir haben sie gesund gepflegt, Hoheit — der Chauffeur und ich. Die Narbe hinterm Schulterblatt — man sieht's kaum mehr. Es schien ja damals fast, als ob . . . Sie hatte viel Blut verloren. Aber schließlich . . . Nun weiß sie gar nichts mehr davon.“

„Sie weiß nichts davon, Timpe — Und das ist herrlich — einen guten treuen Freund — sieh nur, wie sie sich freut! — Freund zu haben aus schönen Zeiten, der von all dem nichts weiß, was dazwischen liegt!“

Timpe nickte. Er sah gerührt auf die Hündin. Sie war jetzt ganz ruhig geworden. Ihr feines gelbes Köpfschen lag fest und frei in der Linken des Prinzen. Und ihre Augen sahen nicht von ihm weg.

Seine Rechte streichelte ihr unaufhörlich Kopf und Hals.

„Man hat Freunde verloren da draußen — gute, treue Freunde. Ein Bruder und ein Neffe liegen in französischer Erde. Tausend und tausend anständige, kluge, tüchtige Kerle sind verblutet — man hat sich gewöhnt gehabt, Zahlen zu lesen, Zahlen. Und da kommt ein Hund zurück, den man tot geglaubt hat — nur ein Hund. Aber er kommt zurück. Er sagt: ‚Ich bin da, ich freu' mich, daß du da bist. Ich erkenn' dich wieder — ich hab' dich lieb. Ich vertraue dir — du bist gut gewesen gegen mich. Ich bin nicht von dir abgefallen — denn ich weiß ja nicht, daß deine Ahnen Raubritter waren und daß du, wie sie sagen, die armen Leute ausgesaugt hast und betrogen und entrechtet.‘ Ein Hund nur, Timpe. Aber es freut einen, was? Es freut.“

Die Hündin lag jetzt, wie erschöpft von zu viel Aufregung, ganz still zu Wolf-Dietrichs Füßen, ein sandgelber Knäuel. Nur die Ohren standen unruhig und die Augen ließen nicht von ihrem Herrn.

„So, jetzt geh, Timpe, telephoniere bitte an den Baron Raab.“

„Sehr wohl, Herr Graf.“ Timpe war wieder ganz der korrekte Kammerdiener. Er wollte sich mit einer Verbeugung nach der Tür wenden. Da rief ihn Wolf-Dietrich zurück.

„Timpe.“

„Herr Graf?“

„Komm, alter Kerl, gib mir mal deine Hand.“

„Aber — Herr Graf . . .“

„Gib her die treue Pfote! Beide. So. Und nun — Ich wollte dir danken.“

„Für was — danken?“ Timpe stand beglückt und verlegen zugleich.

„Für den Hund, Timpe — und für einen Menschen.“

* * *

„Gott sei Dank, daß die aufstehen!“ Raab sagte das leise, nachdem er sich hinter den beiden Damen, die mit lebenswürdigem Lächeln grüßend den Nebentisch verlassen, artig verbeugt hatte.

„Wer ist das?“ Wolf-Dietrich sah ihnen nach, wie sie, untergefaßt, für Ort und Stunde vielleicht etwas zu festlich gekleidet, durch den Speisesaal des Badehotels nach dem Vestibül rauschten. „Die Mutter war mal schön.“

„Möglich. Die Tochter wird's, fürchte ich, nie werden. Sie hat das unangenehme fade Blond, mit dem man die längst historisch gewordenen Semmeln beleidigt, die mal — als man sie noch buk — so ausgesehen haben sollen. Und er summte leise zur Melodie des Waffenschmieds: „Einst wa—ren die

Sem—meln so blond wie das Korn — ja, das war eine köst—li—che Sei—eit. Ja, das war —“ Und nebenher sagte er: „Und sie geht, als ob sie im Film auftrete.“

„Nun hast du mir immer noch nicht gesagt, wer die Damen eigentlich sind.“

Wenn sie allein waren, duzten sie sich. Raab Edler Herr zu Raabenheim, eine sehnige Sportfigur, die jahrelang, als noch Friede war, auf Tennistournieren unter den Preisträgern immer wiederkehrte, war ein wenig älterer Jugendfreund Wolf-Dietrichs aus der sogenannten Prinzenklasse und später so ein Mittel-ding zwischen Erzieher und Begleiter des Prinzen Benno geworden. Der wenig moderne Spitzbart und das straff aus der Stirn gestrichene Haar paßten nicht recht zu der ruhigen Eleganz dieser Erscheinung. Ohne blasiert zu wirken, nahm seine Rede leicht eine ein wenig müde, mokante Färbung an, bis ein aufblühendes und starkes Wort das Temperament und die Energie verrieten, die in diesem formsicheren Weltmann schlummerten.

„Es sind die Damen Kalmus. Aus Offenbach am Main. Mutter und Tochter. Die Mutter — Witwe und Besitzerin einer Portefeuillesfabrik. In der Nähe, sind ich, riecht sie nach Echt-Zuchten. Ist eine geborene Hamburgerin. Plätschert mit tausend Erinnerungen im Alsterbassin. Und fühlt sich — sie erzählt es jedem — seit zweiundzwanzig Jahren unwohl in Offenbach. Sie lebt einfach davon, daß sie sich ‚unwohl fühlt‘. Sie hätte ohne das keine Sorge, keine Unterhaltung und keinen Gesprächsstoff. Sie ‚s—teht‘ und ‚s—pricht‘, nöch? Ihre Ansprachen sind durchaus hanseatisch — köstlich, nöch? Es liegt darin eine Art Abwehr gegen den Offenbacher Dialekt, der ein bißchen wie die Karikatur der Frankfurter Mundart wirkt, die ja auch nicht gerade lieblich wie ein neapolitanisches Volkslied klingt. Sie trinkt hier mit schönem Eifer

Bonifazius. Das machen übrigens alle hier. Es gibt im Umkreis von zehn Meilen keinen Heiligen, der mehr Gläubige anlockt.“

„Mit Erfolg?“

„Nach Reklar ging mancher auf Krücken — der jeho tanzt auf dem Seil — hat Heine berichtet. Hier kommen — wird behauptet — manche am Montag an Stöcken an und tanzen am Sonnabend nicht gerade auf dem Seil, aber auf der Reunion die neuesten fürchterlichen Tänze. Ohne Stock . . . Und dann das Wunderbare. Wunder gehören zum Heiligen. Dieser Bonifazius — na ja, hart ausgedrückt: mittags stopft er, morgens dementiert er sich — das heißt: wirkt er ganz im entgegengesetzten Sinn. Er verbindet die bestflügelnden Qualitäten des Rizinus mit der häuslicherischen Fürsorge des Opiums . . .“

„Na, deine Fröhlichkeit hat die Zeit wenigstens noch nicht zerstört, lieber Raab.“ Wolf-Dietrich trank dem Freunde zu.

Der erhob sich ein wenig vom Sitz, hielt das Glas einen Augenblick dicht vor den Kopf und sagte plötzlich ganz ernst: „Von ganzem Herzen — alles Gute und Ersprießliche für die nächsten Tage!“

„Danke, lieber Freund.“ Einen Augenblick schwiegen beide. Dann nahm Wolf-Dietrich, eine Blume aus dem Bierglas hebend, den leichten Ton wieder auf: „Du wolltest von Frau Kalmus —“

„Richtig. Frau Kalmus fehlt nichts als ein Schwiegersohn. In Offenbach hätte ihre Lilli — das Mädchen heißt Lilli — sein Leben lang — und wird bestimmt immer häßlicher und heißt dann immer noch Lilli. Schicksal — Ja, in Offenbach hätte sie die Lilli längst untergebracht — aber sie will durchaus in die Aristokratie. Sie hat nur die eine, ist schwerreich und ehrgeizig. Sie sagt das mit schöner Offenheit. Nicht mir, aber der Kommerzienrätin Cronheim —“

„Ach, das ist meine Zimmernachbarin?“

„Ja, die hat die Fürstenzimmer. Und sie klingelt in einem Tag fünfmal so viel, wie der russische Zar in den ‚Vier Türmen‘ in Ems in sechs Wochen geklingelt hat. Der Dame Cronheim hat sie’s anvertraut, die Ledermutter Kalmus. Und die drei Gesellschafterinnen haben sich tot darüber lachen wollen. Das sind überhaupt vergnügte Mädels. Wenigstens zweie davon. Die dritte ist ein bißchen tranig, aber die hübscheste. Die Kommerzientätin hat ihnen aber das ernst verwiesen — das Lachen — und bei mir hat sie ganz sachte auf den Busch geklopft, ob ich vielleicht . . . Du verstehst, ob ich für Lilli etwas fühlen könnte. Ich habe gesagt, ich bin herzleidend.“

„Hat sie denn nicht von deinen Tennissiegen gewußt?“

„Sie nicht. Aber die eine von den drei Sklavinnen. Die hübsche. Aber ich habe gesagt: Tennis hat mir mein Spezialarzt verordnet — aber heiraten hat er mir verboten. Und dann hab’ ich die Vererbungslehre berührt. Und da hat sie sofort das Gespräch abgebrochen. Denn sie hält auf Anstand.“

„Befehlen die Herren noch Mokka?“ Der Kellner räumte die Eistellerchen ab.

„Ich danke — nein — oder? Schön. Dann gehen wir uns ein bißchen Salzschlirf ansehen, was? Oder vielmehr du zeigst es mir. Wie lang bist du schon hier?“

„Drei Tage.“

„Hast du die Gräfin —?“

„Schon genossen — und die exzellente Exzellenz — den Hofjuden.“

„Picht, Raab! Erstens ist der gute Sigmund Pintus —“

„Für ‚t‘ sprich ‚t‘,“ nickte Raab. „Sprich auch Salomon für Sigmund.“

„— ist der gute Pintus längst getauft. Und dann, er hat wirklich neben allerlei kleinen Schwächen seine Verdienste.“

„Um sich selber — sicher. Neben kleinen Verdiensten — große Schwächen, stimmte besser. Kein Kletteraffe macht ihm die Karriere nach. Vom Anwalt ohne Praxis zum Hofadvokaten, zum Hofhistoriographen —“

„Na ja, er hat doch dem Bruder Johann einen wirklich bedeutsamen Dienst geleistet. Die ganze katholische Linie hat doch hartnäckig behauptet, daß die Winterriedens als einfache Grafen nicht ebenbürtig sind, und daß meine Schwägerin Helene mithin der Thronbesteigung ihres Gatten im Wege stehe.“

„Wovon schließlich die ganze katholische Linie so wenig gehabt hätte, wie der Schah von Persien, wenn er beweist, daß der Dalai-Lama von Tibet — eigentlich von einer grönländischen Mutter im türkischen Gewässer auf spanischem Schiff geboren ist. Dann wärst eben doch du . . .“

„Deshalb bin ich ja dem Pintus — obschon er wirklich auch nicht mein Abgott ist — so dankbar. Selbst angenommen, ich hätte dies oder jenes besser gemacht, als mein übrigens wirklich vom anständigsten Willen beseelter Herr Bruder — jetzt wär' ich ein entthronter Herzog, anstatt bloß ein herumgeworfener kleiner Prinz, der sein Schloß in den Händen eines Rates von Volksbeauftragten weiß, seine Apanage gesperrt, seine Aussichten im Monde und sein bißel Ererbtes ausgerechnet in der Bank von England.“

„Wohin du's vor sechs Jahren auf Betreiben eben dieses köstlichen Pintus gegeben hast.“

„Na ja. Der wußte damals aber wirklich selbst noch nicht . . .“

„Möglich, sogar wahrscheinlich. Immerhin — hat er sein Geld auf der Bank von England?“

„Raum. Das große Vermögen soll er sich übrigens erst im Kriege gemacht haben.“

„Ob ich mir's nicht dachte! Hat er Viehsalz geschmuggelt und als Zucker verkauft, oder hat er Harzer Käse geschoben?“

„Nein. Pfiffiger. Er hat in den ersten Kriegsmonaten — in englischem Krepp spekuliert.“

„Nanu? In — englischem Krepp?“ Sie waren die Stufen zum Park hinuntergegangen. Raab war zwischen den leeren Tischen vor dem Hotel stehen geblieben und schaute hinaus auf die Liegewiese, die vom Monde silbrig überflimmert war, als ob die dunkelgeballten Büsche ihm diese rätselhafte Spekulation erläutern könnten.

„Es gab —“ der Prinz sagte das ganz langsam, fast zögernd, und es war hörbar, daß er dieser geschäftlichen Unternehmung nur geringe Hochachtung zollte, „gab doch damals — als es anfang — ganz bald so viele Witwen. Und es reichte noch zu den langen Schleiern. Später . . .“

„Pfui Deibel! Und so was ist avanciert bis zum Wirklichen Geheimen — mit siebenundvierzig Jahren — und zur Erzellenz.“

„Was willst du, Raab — mit den edeln Herzen allein macht man's doch nicht. Man braucht Köpfe. Und mein Bruder hatte sich seit der leidigen Thronfolgeaffäre an ihn gewöhnt. Er wußte manches, kannte viel, sah und hörte alles.“

„Leporello, Marinelli, Talleyrand und Schlappen-Schames in einer Person.“

„Vielleicht. An so kleinen Höfen muß eben gespart werden. Jeder der von dir Genannten kann nicht extra gesucht und besonders honoriert werden . . . Aber du, Raab, hübsch ist's hier.“

„Ja, wenigstens freundlich und friedlich. Nacht liegt weit — Berlin noch weiter. Aber bei Nacht bekommst du keinen rechten Begriff. Die Beleuchtung ist nicht üppig. Wo ist sie das jetzt? Die meisten Kurgäste haben zur Zeit schon ihre geschwollenen Gesichtsfüße im warmen Bett. Den Rheumatikern sind diese frühen Mainächte, so schön sie sind, zu kühl und manchmal noch nebelfeucht.“

Sie waren durch die Wandelhalle zum Barockpavillon gelangt, in dem der achteckige Obelisk aus geduldigen Löwenmäulern die Quelle des heiligen Bonifazius spritzen läßt. Wolf-Dietrich interessierte sich mehr, als für den heilbringenden Brunnen, der jetzt in seiner Verlassenheit tot und gespenstisch wirkte, für den schönen Blick über die friedliche Wiese nach dem Flützchen zu, der Altsell, und ins Dunkel der hohen Bäume, die im jungen Laubschmuck standen.

„Laß uns dort auf eine Bank sitzen, Raab. Wir haben uns mancherlei zu erzählen, das interessanter ist als Schwänke aus dem steil aufsteigenden Leben der Erzellenz Pintus, und das vorhin die Nähe der Mutter und Tochter Ralmus verbot.“

Sie traten aus der Wandelhalle heraus auf die stille Kurpromenade und überquerten den Kinderspielplatz.

Ein kleiner dicker Herr stand, einen weißen runden Hut in den Nacken geschoben, am Ringspiel. Der Mond goß zwischen den Baumkronen sein silbernes Licht über den Spieler und warf seinen kurzen dicken Schatten vor ihn her. Der Eifrige übte bedächtig und mit großem Erfolg die schwere Kunst, den am langen Seil schwebenden Ring nach sinnvollem Zielen in den Haken zu werfen. Es gelang jedesmal.

„Schade, daß du kein kleines Mädchel bist,“ sagte Raab, als sie an dem einsamen Spieler vorübergingen, der nach einem flüchtigen Blick keine Notiz mehr von ihnen nahm und ganz seiner späten Kunstfertigkeit lebte.

„Wie so?“

„Ja, dann bekämst du nämlich jetzt Schokolade. Der alte Herr hat die ganzen Taschen voll. Halb Salzschlirf nennt ihn ‚Onkel‘ — ob er sonst noch Verwandte hat, weiß ich nicht. Krank ist er auch nicht. Er ist scheint's nur hier, um Ringe zu werfen und Schokolade zu verteilen. Und Onkel zu sein von Nichten, die alle acht Tage wechseln. Er heißt Wiesel, ist so munter wie sein Name, und ich glaube, er weiß gar

nicht, daß Revolution war. Und wenn du ihn morgens stehen siehst im blauen Sacko, den weißen Wiener Seidenhut aus der Stirn geschoben, ein Glas Bonifazius in der Hand, das er später in das Tulpenbeet schüttet, mitten unter den netten Mädels, denen er den Wurf in den Hut beibringt und Schokolade verteilt — du glaubst's auch nicht, daß noch vor gar nicht so langer Zeit irgendwo Revolution war.“

„Revolution —? Ist es nicht seltsam, Raab, nun haben wir uns nach Monaten wiedergesehen — nach was für Monaten! — haben zusammen gespeist, eine Flasche Mosel getrunken, von Menschen und Schicksalen geredet, von den Damen Ralmus, von Pintus, von Harmlosigkeiten in Stadt und Land, haben sogar ein wenig gelacht, denk ich, wie Leute, denen's Verdienst oder Renten erlauben, ins Bad zu gehen. Bloß das Wort, das uns viel gekostet hat und alles zerschlagen, haben wir noch nicht ausgesprochen —“

„Vielleicht,“ durch Raabs Stimme klang es wie Troß und Spott, als er das sagte, „vielleicht war's dort, wo wir sprachen, eben nicht dunkel genug — vielleicht saßen zu viel anständige Menschen herum, um von so was zu reden.“

Ganz ruhig aber fest legte Wolf-Dietrich seine Hand auf des Freundes muskulösen Unterarm. „Mit Fluch und Scheltreden kommt man der Sache nicht bei, schafft man sie nicht aus der Welt. Raab, es muß viel morsch und faul gewesen sein, daß es so ohne alle Widerstände bersten konnte — so stürzen bis in die Fundamente . . . Aber davon später einmal. Du schreibst mir auf zwei Karten Anspielungen auf einen langen Brief, den du mir — wohl im Dezember oder Januar — geschickt. Ich hab' ihn nie bekommen. Lag's an der Post — sie ist nicht mehr die alte, die findige, zuverlässige. Lag's an der herrlichen Überwachung, der wir ehemals Mächtigen ausgesetzt waren . . . Jedenfalls ich hab' nur gerüchweise erfahren, wie und wo dich der Umsturz traf.“

Raab lachte kurz auf. „Der Umsturz verkörperte sich für mich in einem angesäufelten Unteroffizier und zwei Matrosen. Ich kam aus dem Hessischen, war mit Depeschen unterwegs, die schon nichts Gutes enthielten, und bin — da der Zugverkehr unterbrochen, ein Auto nicht zu haben war — in Dreybrücken im Hotel ‚Zur Krone‘ abgestiegen. Heißt jetzt übrigens ‚Zur Eintracht‘. Mehr schön, als wahr — denn die Parteiversammlungen werden dort abgehalten. Du kannst dir die Eintracht vorstellen! Gleich nach meiner Ankunft will ich telephonieren nach Rayß — ans Hofmarschallamt — was eigentlich dort los ist. Unmöglich. Rein Anschluß. Ein Skandal im Rasten, wie hunderttausend Teufel. Wie ich wütend vom Apparat zurückkomme und ins Gastzimmer eintrete, steht der dicke Wirt mit schlotternden Beinen auf einem Stuhl, den er aufs Billard gestellt hat — aufs Billard, das an die Wand geschoben war. Der würdige Mann ist dabei, die Öldrucke deines hochseligen Vaters und deines Bruders von der Wand zu nehmen. Nicht etwa, was ich begriffen hätte, weil's scheußliche Bilder waren. Ich glaube hinter dieser patriotischen Ritschindustrie hat auch der Pintus gesteckt. Nein, weil . . . Aber das erfuhr ich gleich. Der Dicke hantierte noch da oben, hatte sich an einem Nagel gerissen, und das rote Republikanerblut tropfte ihm über die Fürstenbilder aufs grüne Billard — da standen drei Kerle in der Tür. Ein Unteroffizier im umgehängten Mantel, die Mütze schief, das Gewehr nach unten im Arm, wie 'n Regenschirm. Freiheitsmode. Hinter ihm ein Matrose, der aussah, als ob er als ‚blauer Junge‘ von einem Maskenball käme, mit einem welken Bukett vorn im Ausschnitt und einer dreckigen Binde um den Arm, und ein grünes Bürschlein, die verlutzte Zigarette im Mundwinkel, in Marine-Infanterie-Uniform. Angetrunknen waren sie alle drei sehr beträchtlich. Aber der Patrouillenfürher war entschieden im Suff der

Avancierteste. ‚Sind hier — sind hier — Offiziere?‘
 Er bemühte sich sein Auge in Strenge rollen zu lassen,
 es gelang ihm nicht sonderlich. — ‚Jawoll — sind hier
 Offiziere?‘ Das Echo hinter ihm klang berlinisch. Der
 Straußgeschmückte schaute stumm und blödd in der
 Stube umher. Er schien alkoholische Getränke zu suchen.
 ‚Ich bin der Wirt,‘ stotterte der Jammermann über
 dem Billard; was ihm jeder geglaubt hätte, da eine
 blaue Schürze einen gewaltigen Bauch umspannte,
 wie ihn nur noch Wirte sich leisten können. ‚So— hm.
 Und — der da?‘ . . . Und das Echo: ‚Jawoll, — und
 der da?‘ Der verdächtige ‚Der da‘ war ich. Er ist
 vorhin erst angekommen,‘ jammerte der Kronenwirt
 und traf mit großer Vorsicht Anstalten, den gefahr-
 vollen Abstieg vom Stuhl aufs Billard zu bewirken.
 Das ging nicht so leicht, denn er hatte unter jedem
 Arm ein gerahmtes Bild. Ich ging seelenruhig — denn
 wirklich diese wilde Soldateska hatte nichts Schreck-
 liches an sich — auf die drei Männer zu und entnahm
 meiner Brieftasche meine alte Studentenkarte von
 Jena. Die schlepp’ ich — weiß Gott, warum, aus Pietät
 oder Vergeßlichkeit, diese beiden Tugenden sind nahe
 verwandt — heute noch mit anderen Karitäten mit
 herum. ‚Was steht da —?‘ Der Führer, dem viel-
 leicht sein Bildungsgrad, aber nicht sein Zustand die
 schwierige Lektüre gestattet, reicht mit großartiger
 Geste die Karte dem Matrosen. ‚Stu—stud . . . jur
 et . . . et cam . . .‘ buchstabiert der. — ‚Aha. Du
 studierst?‘ — Warum er mich plötzlich duzt, ahn’ ich
 nicht. Aber ich tu ihm den Gefallen und sage: ‚Wie
 du siehst — ja.‘ — ‚So, du — studierst.‘ Er denkt
 nach. Dann rülpsft er. Das scheint ihm einen Einfall
 verschafft zu haben. ‚Der Schnack hört jetzt auf —
 das mit dem blöden Studieren!‘ Er gibt mir die Karte
 gönnerhaft zurück. Aber der Junge in Blau wiederholt
 begeistert: ‚Jawoll, der Schnack hört nu auf!‘ . . . Ich
 teile ihm natürlich nicht mit, daß ich persönlich den

Schnad schon vor Jahren durch den juristischen Doktor abgeschlossen habe. Jetzt scheint dem Wirt, der die Bilder hinten — natürlich die Gesichter wider die Wand — abgestellt hat, der Augenblick gekommen, sich auch mal zum Wort zu melden. ‚Der Herr Baron ist ein sehr solider Mann und —‘ Er hatte es sicher gut gemeint. Aber das Wort ‚Baron‘ hat das rote Tuch für die Stiere entfaltet. ‚Was is er — en Baron?‘ Die Stimme des Straußgeschmückten klingt drohend. — ‚Pischt!‘ wehrt der Führer, ‚ich verhandle. Also ein Baron — ja warum studiert er denn da, wenn er en Baron is?‘ — Diesen Rebus weiß der Wirt nicht zu lösen, und da ich die Herren nur anlächle, so werden sie unsicher. Plötzlich kommt eine Erleuchtung über den im Mantel. Er tut einen Schritt auf mich zu, tippt mir mit zwei Fingern auf die Brust und versucht mich durchdringend anzusehen: ‚Stehst du — stehst du auf dem Boden — auf dem Boden‘ — Der Wirt, der seinerseits sehr froh ist, wieder auf dem Boden zu stehen, nickt lebhaft: ‚Jawohl — er steht auf dem Boden...‘ — ‚Was denn, du altes Kamel, laß mich doch ausreden!‘ Und wieder zu mir mit Unterstützung der zwei Finger: ‚Stehst du auf dem Boden der — der neuen Verfassung?‘ — ‚Ich habe immer auf dem Boden der Verfassung gestanden,‘ sage ich ruhig. — ‚Ja — das hat er‘ — stimmt der Wirt eilfertig bei. ‚Er hat schon öfter hier gewohnt — ja, auf der Durchreise nach...‘ Er verschluckt schnell die Residenz, die ihm gefährlich scheint, ‚auf der Durchreise...‘ ‚Na ja —‘ Der Führer sieht sich nach seinen Trabanten um. Der eine ist nach der Küche gegangen und schäkert mit dem Spülmädchen, das neugierig in der Türe steht. Dem anderen ist der Hosengurt geplatzt, und er macht ärgerlich Toilette. — ‚Vielleicht erfrischen sich die Herren mit einem Gläschen Kirschegeist...?‘ Diese Wendung, die der Kronenwirt der hochpolitischen Unterhaltung gibt, ruft den Straußgeschmückten zum

Dienst zurück und läßt den Blauen seine Toilettejorgen vergessen. Aber der Führer sagt nur sehr ernst und dienstlich: ‚Schwarzwälder?‘ — Der Wirt schmunzelt: ‚Ich glaube, die Herren werden zufrieden sein...‘ Und sie waren zufrieden. So zufrieden, daß ich mich, ohne vermißt zu werden, auf mein Zimmer zurückziehen konnte. Eine halbe Stunde später höre ich den Rirschgeist in munteren Liedern emporsteigen. Aber als ich nachts schon im Bette lag und wahrhaftig von Jena geträumt hatte und gerade dabei war, mein Examen schrecklichen Angedenkens noch einmal zu machen — da bollert's doch an meine Thür, wie verrückt. Ich greife nach meinem Browning und mache Licht. ‚Wer ist da?‘ — Da erkenn ich sofort die Stimme meines Patrouillenführers: ‚Ich — die In — die Inspektion — im Namen — —‘ Ich habe nicht erfahren im Namen von was oder wem diese Inspektion eigentlich tätig war. — ‚Was wollen Sie denn?‘ — ‚Ha — haben Sie Nummer — Nummer fünfzehn?‘ — ‚Ja. Was ist denn los?...‘ — ‚Dann sind Sie — sind Sie der Baron, der wo — wo Schnack — wo Jus studiert.‘ — Ich bin an der Thüre und öffne sie ein wenig. Muß sie aber sehr festhalten, denn die Inspektion lehnt sich schwer dawider. Mehr aus persönlichen, als aus dienstlichen Gründen tut er das. ‚Warum sind Sie denn — im Hemde?‘ Er reißt die Augen, betränt, wie die Schillersche Hekuba, weit auf — ‚im Hemde?‘ — ‚Weil ich im Bette liege und schlafe.‘ — ‚So, Sie liegen schon im Bette?‘ — ‚Schon? Es ist halb drei in der Nacht.‘ — ‚Halb drei — das is mir egal — verstehn Sie — egal. Jetzt ist — Revolution — und da is egal, wieviel Uhr ist.‘ — ‚Ihnen, aber mir nicht. Um die Zeit schlafe ich.‘ — ‚So — Sie schlafen? Ja — das können Sie auch wieder machen — aber erst — ja erst —‘ und wie aus der Pistole: ‚Stehn Sie auf — auf dem Boden der Verfassung?‘ — ‚Herrgott, ja. Ich hab's Ihnen ja doch heute mittag schon gesagt

— daß ich darauf stehe.' — ‚So.' Die Inspektion schüttelt betrübt den Kopf. ‚Das hatt' ich vergessen. Na ja — wenn du auf dem Boden der Verfassung stehst — — Und vielleicht hast du auch 'ne Zigarre —?' — ‚Hier eben nicht — aber wenn du unten dem Wirt sagst, ich schicke dich, dann gibt er dir eine — von meinen Zigarren.' — ‚Schön, das ist — das ist lieb von dir — und von dem Wirt. Ja — und wenn du ein — ein Baron bist — und auf dem Boden von — von der Verfassung stehst —' Er wendet sich um, ich helfe ihm dabei und mache die Thür weit auf, daß er im Lichtschein meines Zimmers die Treppe findet. Unten werden die beiden Blauen sichtbar, mir kommt vor, sie sind noch blauer, als vorher. ‚Was ist los?' brüllt der Junge, der sichtlich auf Krakeel gestimmt ist, ‚will er was, he? Ich wer' ihn...‘ — ‚Stille biste —' Der Führer ist polternd auf die Treppe gefallen und auf der Rehrseite ein paar Stufen heruntergerutscht. Hat sich aber keinen edlen Teil verlezt. Mitten auf der Stiege sitzend hebt er beschwichtigend den Arm: ‚Stille biste — er is ein Baron — und steht auf dem Boden — auf dem Boden der Verfassung — verstehste — und Zigarren — Zigarren spendiert er auch...‘

Wolf-Dietrich hatte belustigt zugehört. ‚Daß all der finstere Ernst auch so heitere Seiten hat!‘

„Ja — ohne die könnt' man sich aufhängen.“

„Und weiter bist du nicht belästigt worden?“

„Nein. Ich hab' dann — schimpf' mich ‚krummen Hund' — ganz gut und traumlos in den ersten Morgen der glorreichen Republik hineingeschlafen. Und als mir am nächsten Morgen der Wirt erzählte, daß sie ihm in der Nacht noch die Scheiben eingeworfen — die lieben ‚Halbwüchsigen', die jetzt in unserem guten Vaterlande den schlechten Ton angeben — und die vergoldete Krone von seinem Wirtshauschild gerissen und dann auf den Müll geworfen haben — da ist mir erst wieder

langsam, ganz langsam in Trauer, Zorn und Scham zum Bewußtsein gekommen, wie humorlos und wie traurig die Dinge stehen.“

Herr Wiesel hatte im einsamen Mondschein sein nächtliches Training im Ringspiel beendet. Er kam jetzt, befriedigt wie nach treu erfüllter Pflicht, mit bedächtigen Schritten, den silbergrauen runden Hut in der treffsicheren Hand, den Parkweg entlang und sang leise und friedvoll den Walzer aus dem „Zigeunerbaron“ vor sich hin.

Als seine Schritte nach dem Badehotel zu verhallt waren, wiederholte Wolf-Dietrich des Freundes Worte langsam: „In Trauer, Zorn und Scham — recht hast du, lieber Raab — das sind die Gefühle, die uns erfüllen sollen — erfüllen müssen. Uns mehr als die anderen. Aber der Zorn ist kein Dauerzustand; so wenig wie die Begeisterung, die bekanntlich keine Heringsware ist, die man ‚einpökelt auf einige Jahre‘. Die Trauer mag sich mildern. Die Scham freilich —?! Ja, die wird in den Besten am längsten bleiben. Empfinden wir sie aber, dürfen wir sie empfinden wirklich nur über die anderen, die uns das angetan — die’s in so unwürdiger Weise ins Werk gesetzt? Ich las neulich — denn ich flüchte mich schmödernd jetzt in die alten guten, hoffnungsvollen Zeiten —, las neulich einen Ausspruch des prächtigen Freiherrn von Stein. Etwas so: ein weiser, religiös-sittlicher Monarch, umgeben von einem zahlreichen, edeln, blühenden, geistvollen Geschlecht, darf einem braven, treuen, besonnenen Volke vertrauen, das diese Tugenden durch Opfer jeder Art und durch Ströme von Blut, die es freudig für Thron und Vaterland vergoß, bewährte. In solchen Volkes Busen liegt nicht Verrat noch Aufruhr . . . Ein wenig viel Vorbedingungen, schwer zu erfüllen, was? Und — ein Monarch! Es waren viele bei uns — sag’s nicht weiter, daß ich’s gesagt: zu viele — die weise, religiös-sittlich sein sollten, damit ein Volk, das brav,

treu und besonnen sein mußte . . . Du lieber Gott, brav, treu und besonnen bleiben in vier Kriegsjahren, im Schützengraben und Trommelfeuer — !“

„Gerade die in den Gräben und im Feuer haben die Treue nicht gebrochen und die Revolution nicht gemacht.“

„Nein. Aber wir dürfen nicht ungerecht werden im Rückwärtsschauen. Die haben die Revolution gemacht, gefördert, geduldet, die nach vier solchen Jahren, verhungert und verelendet, gedacht, gefürchtet haben, sie kommen auch noch hinein. Ins Trommelfeuer und in die Schützengräben — in den großen Wurstkessel. Und dann natürlich die Wühler und Hezer, die ihres Ehrgeizes Stündlein gekommen glaubten. Die eben Feuer brauchten, ihr Sूपlein zu kochen. Nicht die Stärke, sondern die Dauer der hohen Empfindungen macht die hohen Menschen. Nieksche. Lauter hohe Menschen — in einem ehemals braven, treuen, besonnenen Volke nach Steinschem Herzen — vier immer aussichtslosere Jahre lang, Kriegsjahre lang, die doppelt zählen — Raab, das heißt das Unmögliche verlangen! Segen alle Logik und Psychologie . . .“ Er zeichnete eine Weile mit dem Spazierstock Kreise und Figuren in den Sand und schwieg. Dann nahm er in leichterem Ton seine Gedanken wieder auf: „Ich fürchte, Raab, die Geister — um das harte Wort zu gebrauchen — werden auf dem Familientag böß einanderplätzen.“

„So ist es richtig, daß hier in Salzschlirf . . .?“

„Ja. Übermorgen. Man hat alle Familienglieder verständigt, möglichst unauffällig in verschiedenen Hotels hier abzustiegen. Reginbold, er wohnt im Kurhaus, hat die diskreten Arrangements übernommen. Der Herzog, mein Bruder, ist — du weißt es wohl — mit der Familie in Lauterbach. Wie weit ist das übrigens?“

„Zwei Stunden zu Fuß.“

„Ich werd' ihn morgen besuchen. Meine arme kleine Schwägerin ist immer noch so verängstigt. Ich halte es gar nicht für gut, daß ihr mein Bruder so nachgibt. Da hat er immer auf den Oesterreicher gescholten, dessen intrigante Zitta . . . Aber nein, bei Helene ist es nur die nervöse Angst — mehr um ihn und die Mädels, als um sie selbst — die Winterriedens waren alle keine Helden. Man hat's oder hat's nicht — das hilft nichts. Aber mein Bruder müßte sich schließlich selbst sagen . . . Es wirkt in der Ferne wie Feigheit, die er nicht kennt — und unnötig ist es auch. Aber immer die Rücksicht auf sie. Er liebt sie noch wie ein Bräutigam. Und sie ist eben lieb, gütig, unübertrefflich als Frauchen und Mutter — eine Perlhuhn-Gluckhenne hat sie meine Großmutter Eudoxia mal genannt. Du, Raab, die hättest du sehen sollen, meine Großmutter!“

„Ach richtig, du warst mit der Kaiserlichen Hoheit in Kranichstein, als es losging?“

„Ja. Und wenn die ganze Revolution mit allem üblen Drum und Dran mir einmal aus dem verkalkten Gedächtnis schwindet — ich glaube, an meine Großmutter auf Kranichstein im November des Heilsjahrs achtzehn werd' ich mich noch besinnen wie aufs Vater-unser . . . Ich will dir erzählen . . .“

Und indem er dem Freunde berichtete mit aller Lebendigkeit seines Temperaments und der Freude, sich keine Zügel anlegen zu müssen, ging ihm wieder der ganze seltsame Spuk und Zauber jener aus Grauen, Stolz und Leichtsinn, aus Trauer, Zorn und Verachtung, aus Tragik und Humor gemischten November-tage auf. Er sah die Großmutter wieder vor sich, die zweiundsiebzigjährige Prinzessin Eudoxia, Kaiserliche Hoheit, wie sie mit der linken Hand sich leicht stützend auf den Arm ihres Vorlesers, des verängstigten Doktor Böllermann, bei ihm eintrat. Unangemeldet — Timpe hatte gerade nur mit einer tiefen Verbeugung die Flügeltür aufreißen können.

Den ganzen Tag war geschossen worden. Je nachdem der Novemberwind schwächer oder stärker war, trug er das kurze Knattern der Flinten vom Städtchen Heilnau her. Dazwischen auch mal das schwache Tack-Tack-Tack eines Maschinengewehres.

Am Morgen hatte das Telephon noch funktioniert. Freilich mit Unterbrechungen und einer Überfülle falscher Verbindungen. Der Bürgermeister war schließlich selbst am Apparat gewesen. Die Feuerwehr sei sicher; der Bürgerschaft nichts wert, auch schlecht bewaffnet. Im Lazarett hätten die Leichtverwundeten gemeutert und die Möbel im Eßsaal zerschlagen. Dann sei aber der durch beide Augen geschossene Unteroffizier Weizäcker aus des Herzogs Leibkompagnie plötzlich, sich am Geländer die Treppe entlang tastend, heruntergekommen und hätte alle überbrüllt: „Schämt ihr euch nicht, Kerle? Was hat euch der Herzog getan? Gutes. Was hat euch die Prinzessin Jutta getan, deren Gäste wir hier sind? Gepflegt hat sie euch, bis sie selber den Typhus weggehabt hat, von dem sie sich jetzt erholt. Seid froh, ihr Jammerlappen, daß ich blind bin; denn wenn ich euch sähe in eurer Erbärmlichkeit, ich wollt' euch lehren Respekt haben vor dem großen Unglück!“ Da seien die Schreier ruhig geworden. Bloß die Vorratskammern hätten sie noch mit Füßen eingetreten und die Konserven und Vorräte herausgeholt und verteilt. Der Prinzessin Eudoxia habe er Bürgerwehr schicken wollen, sie habe aber abgelehnt und sagen lassen, sie führe um fünf Uhr mittags in offener Kalesche zum Parktor hinaus. Wenn der Pöbel auf sie schießen wolle, solle es ihr nur eine Ehre sein, nicht länger zu leben, als die Vernunft der Bürger und die Disziplin der Armee...

Dann war die telephonische Verbindung gestört worden.

Geschossen wurde gegen Mittag nur noch in großen Zwischenräumen. Von der Landstraße nach Heilnau

her, hinterm Birkenwäldchen, hörte man zuweilen Marschierende singen. Waren es Truppen, die zum Schuß aus Rayk kamen, waren es Revolutionäre aus den Keramikfabriken bei Killingen, wo sie die koketten Schäfergruppen fabrizierten und die Ofentacheln nach den Vorlagen der Prinzessin Isabella Galanta und in den Arbeitspausen und am Feierabend seit Wochen auf roten Handzetteln zum Streik bezten und zum bewaffneten Aufstand?

Wolf-Dietrich, immer noch behindert durch den verwundeten Fuß, der in keinen Stiefel noch Schuh ging und, bandagiert, im gestrickten Wollschuh steckte, hatte mit den Dienern das Silber und die Kostbarkeiten aus den Vitrinen in die Geheimschränke hinter den Familienbildern gepackt. Alle, Timpe vortan, halfen mit Feuereifer. Nur ein Stallbursche war auf einem Fuchswallach durchgebrannt, vielleicht mehr gemeiner Pferdedieb als Revolutionär. Der alte Christian, der Rutscher, der sein Onkel war, fluchte hinter dem Bengel her und schwur, daß bei seiner nächsten Begegnung mit dem Lumpen, so wahr er lutherischer Christ sei, keine Rippe ganz bleiben sollte in dem Elendskadaver.

Als sie gerade dabei waren, hinter dem pompösen Bild, das den Herzog Waldemar in der scharlachroten Uniform des Johanniterordens darstellte, die silbernen Kraniche zu bergen, die, genau dem Wappenvogel der Herzöge von Rayk-Dreybrücken nachgebildet, bei Galatafeln als Tischschmuck zwischen den Jardinièren standen, schickte der Pförtner sein Mädcl herauf. Eine Kalesche, meldete sie atemlos, fahre über die Schloßbrücke. Eine alte Dame sitze darin.

Wenige Minuten später war die Prinzessin Eudoxia eingetreten. Doktor Böllermann, der Vorleser und Vertraute, in einem Wintermantel, den er wohl in der Eile vertauscht hatte, denn er war ihm zu groß und hatte silberne Knöpfe, führte sie. Das heißt eigentlich führte und dirigierte sie ihn. Denn der gute Doktor,

der nicht für seinen Mut honoriert wurde, war weiß wie 'ne Kalkwand und die dünnen Beine schlotterten ihm, als ob er anfangen wollte zu tanzen. In der Verwirrung behielt der sonst so Korrekte sogar den Hut auf; und als er endlich, wohl durch einen leisen Wink Timpes, an die Unschicklichkeit erinnert, erschreckt die Kopfbedeckung herunterreißen wollte, griff er in den steifen Filz wie in ein weiches Schützenhütchen und zerstörte seine Schönheit.

„Großmama —!“ So rasch es sein Fuß und dessen seltsame Beschuhung erlaubte, ging Wolf-Dietrich der Prinzessin entgegen und küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand. Er liebte die alte Dame von jeher; und ihre wunderlichen Schrullen, die noch ein Überbleibsel russischer Jugenderinnerungen sein mochten, hatten ihn oft amüsiert und niemals abgestoßen.

Wie mitten im Sommer trug und bewegte sie ihren Schildpattfächer und ließ die schönen dunkeln Straußenfedern wehen. In diesem Fächer saß der sinnreiche Apparat, den ein Berliner Ohrenspezialist für die Schwerhörige konstruiert hatte. Sie mochte es nicht, daß man von ihrem Leiden Notiz nahm und bediente sich deshalb immer dieses Fächers; selbst aufs Eis war sie damit gegangen, um ihre Urenkel, die kleinen hübschen Prinzessinnen Antonie Viktoria und Anna-Irene bei ihren ersten Versuchen auf Schlittschuhen zu bewundern. Und wenn sie morgens ihrer Kammerfrau klingelte, saß sie schon, sich fächelnd, aufrecht im Bett, wenn die Schokolade und die Briefe gebracht wurden.

„Ich war mit Doktor Böllermann der Ansicht, daß in solchen Tagen die Familie — so weit das möglich ist — zusammengehört,“ sagte sie jetzt und nickte über Wolf-Dietrichs auf ihre Hand gebeugten Kopf Timpe freundlich zu. „Nicht wahr, Böllermann?“

„Jawohl, Kaiserliche Hoheit.“ Seine Stimme klang nicht sehr überzeugt. Er war durch und durch Monarchist, gut herzoglich gesinnt und verabscheute jeden gewalt-

samen Wechsel der Regierungsform. Verehrte auch die Prinzessin persönlich sehr, der er nun schon seit zwanzig Jahren abwechselnd deutsche populäre Wissenschaft, französische Romane und russische Hofgeschichten vorlas, die Bibliothek in Ordnung hielt und die Ansprachen und Unterhaltungen erklärte, an denen sie zwar teilgenommen, die sie aber, ohne es zu verraten, durch ihre Schwerhörigkeit nur halb oder gar nicht verstanden hatte. In diesen Tagen war Doktor Böllermann auf eine harte Probe gestellt worden. Seine durchaus friedliche, allen Roheiten abgekehrte Natur litt, vielleicht ebenso sehr aus herzlichem Bedauern über den Unverstand der Menge als aus Mangel an persönlichem Mut, unter diesen Ausbrüchen der Volksleidenschaften. Er hatte zwei Nächte so gut wie gar nicht geschlafen; war bei jedem Schuß, den ein Revolutionär, ein Trunkener oder ein dummer Junge in der Stadt abgab, in seinem Mansardenzimmer im Stadtschloßchen zusammengefahren und hatte wohl zehnmal in der Nacht Schloß und Riegel seiner Türen und den Verschuß der Fensterläden umständlich geprüft. Am Tage aber hatte er staunend den unveränderten Appetit der Kaiserlichen Hoheit bewundert, ohne selbst mehr als einige Löffel Suppe und ein paar Gabeln Reis genießen zu können, und sah sich in die peinliche Notwendigkeit versetzt, mit viel Opiumtropfen die Unruhe seiner Gedärme zu bekämpfen, die ihm nun auch diese aufregende Wagenfahrt doppelt lästig gemacht hatte.

„Haben Sie fliehen müssen, Großmama?“ fragte Wolf-Dietrich besorgt und führte die alte Dame durch den Perlmutteralon in sein Arbeitszimmer, das nach dem Park zu lag mit dem Blick in den Herbst und die untergehende Sonne.

„Was heißt fliehen müssen? Sie haben mir eine Wache stellen wollen. Bürgerwehr. Man kennt das. Die Gewehre gehen nicht los. Die besorgten Frauen

haben ihnen Zwetschenkuchen in die Patronentaschen gestopft. Und beim ersten Schuß von drüben . . . Ich bin achtzehnhundertachtundvierzig geboren. Am Tage meiner Geburt ist die Bürgerwehr, glaub' ich, hier im Herzogtum bereits überall davongelaufen. Ich habe damals freilich noch nichts davon gemerkt. Wenn man als ein Baby von sieben Stunden in Petersburg gebadet und getränkt wird, geht er einen Gott sei Dank noch nichts an, der absurde Sturm im deutschen Wasserglas.“

„Ich fürchte, es ist diesmal mehr, Großmama.“

„Wir werden's in Ruhe abwarten — das ist auch Böllermanns Ansicht, nicht wahr?“

Böllermann konnte das nicht mehr bestätigen, da er die Gelegenheit benützt hatte, sich für kurze Zeit zurückzuziehen. Es waren wieder einige Schüsse irgendwo hinter dem Wäldchen gefallen, und das Opium hatte seine Wirksamkeit eingebüßt. Timpe wies dem eilig Irrenden den Weg durchs Schloß.

Wolf-Dietrich sah mit herzlicher Bewunderung hinüber zu der Frau im achten Lebensjahrzehnt. Ruhig lächelnd, mit kerzengeradem Rücken saß sie im geschnitzten Lehnstuhl. Ihre schönen weißen Haare, von denen sie das Brüsseler Spizentuch genommen hatte, waren hochfrisiert und ein bißchen nachgepudert wie immer. In den Ohrläppchen funkelten die wundervollen Steine, die der Großfürst, ihr Vater, von einer indischen Reise mitgebracht hatte. Ihre schmale rechte Hand, die ruhig mit dem geschnitzten Löwenkopf spielte, als ob sie ihn reizen wolle, trug nur den mattgoldenen Trauring; an der Linken aber blitzten die vier großen Saphire, die von der Kaiserin Maria Theresia stammen sollten und vor fünfzig Jahren das Brautgeschenk Joseph Ferdinands an seine schöne russische Braut gewesen waren. Und jetzt erst fiel es Wolf-Dietrich auf, die Großmutter trug ja das breite moosgrüne Band des Kranichordens mit einer kleinen Brillantagraffe ge-

steckt und, auf den Schultern des dunkelgrauen Abendkleides befestigt, die Epauletten ihres Regiments.

Die Augen der Prinzessin waren scharf geblieben, als ob sie der Himmel für das schlechte Gehör entschädigen wollte. Sie beobachtete vorzüglich. Auch jetzt hatte sie den Blick des Enkels nach ihren Schultern erspäht und verstanden.

„Man kann nicht wissen,“ sagte sie lächelnd, „wie lange Unseren die Narrheit des fanatisierten Mobs noch atmen läßt. Meine Frömmigkeit reicht nicht aus, dem Himmel so weit zu vertrauen — eine offene Kalesche ist kein Panzerturm. Von der Galanterie der Deutschen hab' ich schon in ruhigeren Zeiten nicht allzu enthusiastisch gedacht — heute? Eine alte Frau ist nichts Unverletzliches mehr. Auf alle Fälle — man hat zu lange mit leidlicher Würde als Kaiserliche Hoheit gelebt, man möchte nicht wie ein verlaufenes Marktweib beim Biertrawall sterben.“

„So schlimm wird's nicht gleich kommen, verehrte Großmama.“

„Man kann nie wissen, mein Junge. Ich beschäftige mich eben viel mit der französischen Revolution. Sehr lehrreich, sehr lehrreich. Vielleicht — man hätte es früher tun sollen. Man — nicht ich alte Frau allein. Da strecken Warnungen ihre schmierigen und blutigen Hände aus. Bereit sein ist alles, sagt Hamlet. Und was gleich anfängt, kann auch gleich enden. Die ewige Wiederkehr des Gleichen, die Nießches Einfall in Sils-Maria war — vielleicht ein bißchen verrückt — übrigens herrlich Sils! Ja, wann kommt man da wieder hin?! Was sagt' ich doch — ja so, diese ewige Wiederkehr ist nie wahrscheinlicher, als wenn sich's um die Dummheiten und die Roheiten der Welt handelt. Der Gewaltige, Gescheite, Gütige, dem eilt's nicht mit der Repetition. Daß Alexander der Große oder Plato oder der Herr Jesus noch einmal wiederkommen, halte ich für viel unwahrscheinlicher. Daß wir die Stürmer

der Bastille oder was die Dummköpfe und die Übeltäter, die sie führen, dafür halten, noch einmal erleben — schon eher möglich. Übrigens Bastille . . . Der König hat damals das getan, was alle Wohlmeinenden — es gibt Leute, die sogar den Prinzen von Baden dazu rechnen — unserm Kaiser geraten haben sollen. Er hat eine sehr schöne Rede gehalten. Erinnerst du dich?“

„Daß er sie hielt — ja. Aber ihren Inhalt . . .“

„Man kann nicht alle Reden der Gekrönten im Kopf haben — die meisten verlohnen's auch nicht. Ich wüß't's auch nicht, wenn ich's nicht gerade wieder mir hätte vorlesen lassen. „Ich vertraue mich der Nation an,“ hat er so ungefähr gesagt, der unglückliche König, „der Nation, mit der ich nur eins ausmache. Helfen Sie mir, das Wohl des Staates fördern. Das ist es, was ich von der Nationalversammlung erwarte. Überzeugt von dem Eifer der Repräsentanten meines Volks, und voll Vertrauen auf die Liebe und Treue meiner Untertanen, habe ich den Truppen Befehl gegeben, sich von Paris und Versailles zu entfernen, und nun fordere ich Sie auf, meine Gesinnungen in der Hauptstadt bekanntzumachen.“ Darauf Umarmung der Bürger und Garden. Man hat sich nie so viel umarmt, wie in den Zeiten, da die Köpfe so locker saßen. Verbrüderung, Küsse, Tränen. Wie in Rußland an Ostern. Sechs Tage später zieht der König ins Stadthaus ein, feierlich, von Bürgergarde eskortiert. Sitzt auf einem richtigen Thron sogar, während sie schreien: „Es lebe die Freiheit!“ Und hört eine Rede des Präsidenten der Wächter und Generalprokurators des Stadthauses. Immer Reden. Das hätt' ihn warnen sollen. *Le silence règne autour des trônes; la persuasion est l'âme des nations libres.* Ich glaube, Rousseau hat das gesagt, nicht wahr, lieber Böllermann? . . . Ach, er ist nicht da? So ist es egal, wer's gesagt hat — aber nein, ich glaube, es war Saint Just. Ja, was ich sagen wollte — und der Generalprokurator macht den Vorschlag,

dem König als dem Beförderer der öffentlichen Freiheit und des Rechts der Nation ein Denkmal zu errichten. Ein Denkmal! Wenn da der Truds schon gelebt hätte! Am anderen Tag wäre das Modell fertig gewesen. Was hat's ihm aber genüht, dem armen gekrönten Narren, daß er mit zitterigen Fingern die Nationalkofarde an seinen Hut gesteckt hat? So ziemlich genau drei Jahre später haben sie ihm die Tuilerien geplündert. Natürlich haben die Schweizer angeblich „zuerst geschossen“; das ist immer so, wenn geplündert werden soll. Das Gesindel schießt ja nie, ist immer diszipliniert. Undiszipliniert sind nur die zur Disziplin Erzogenen. *Le peuple n'a pas la science, mais il a le sentiment confus de la politique*, sagt der höfliche Demokrat. Zwölfhundert Schweizer haben sie wie Vieh geschlachtet, und die kleinen Kinder haben ein bißchen mit abgeschlagenen Beinen und Köpfen gespielt. Das war aber nur die bescheidene Vorfreude. Am Tag danach hat die Familie Bourbon den Weg vom Kloster der Bernhardiner zum Temple angetreten. Übrigens hat die Prinzessin Lamballe, die damals Marie Antoinette begleitete, meiner Großmutter erzählt, daß die Königin schmerzlich gelächelt habe, als sie auf der Place Vendome die gestürzte Statue Ludwigs XIV. liegen sah. Ihr verspieltes Wiener Köpfchen begriff das Gleichnis. Sie dachte wohl an die schöne Rede des Procurators. Und als der arme König, der so viel gejagt und so wenig regiert hatte, am einundzwanzigsten August auf dem Schafott noch ein paar armselige Worte an das Volk richten wollte, das ihm einmal zugejubelt hatte, ließ der Kommandant Santerre die Trommeln rühren. Trommeln sind immer gut, wo bessere Gründe fehlen. Wenn die Herrschaften, die heute morgen hinter meinem Hause geschossen haben — ich hab's nicht gehört, ich hab' ein sehr angenehmes Ohr für Revolutionen — bloß für Mozartmusik taugt's leider nichts mehr — ja — aber der Doktor besitzt noch beide Trommelfelle.

Er hat mir's erzählt — ja — ich sage, wenn das Gesindel, das gar nicht „wiederzukehren“ braucht, das immer da ist, wie es schon in Babylon und Rom da war, wirklich morgen oder übermorgen bei mir plündern will, so wird irgend so ein schmieriger Kerl in dem Louis-Seize-Schrank — du kennst ihn, im französischen Saale — ein altes, rotgefärbtes Tüchlein finden. Das hat ein kleines Kind damals in Paris für den Vetter der Prinzessin Lamballe, der verkleidet unter den gedungenen Schreibern des Schurken Philipp Egalité stand, in das warme rote Blut getaucht, das aus dem Halse Louis Capets vom Schafott floß. Königsblut. Sieht aus, wie anderes. Gerinnt auch, wie anderes. Macht Flecken, wie anderes. Und predigt nach hundertzwanzig Jahren noch, von einem ahnungslosen Bürgerkind in ein Tüchlein gefangen, die blöde Lächerlichkeit des Märchens von der Sicherheit der Throne, von der Ritterlichkeit der Franzosen und von der Treue des deutschen Volkscharakters.“

Die Prinzessin Eudoxia sagte das alles ganz ruhig und langsam. Ihre wohl lautende Stimme verriet keinerlei Erregung. Nur in den feinen Fältchen um den in seiner Weltlichkeit immer noch schönen Mund zuckte es zuweilen wie leise Ironie.

Wolf-Dietrichs Achtung vor dieser wundervollen alten Frau, deren Gedächtnis mitten im Tumult eines unübersehbaren Umsturzes so ruhig und verlässlich arbeitete, deren Urteil im Alter so scharf geblieben und deren Erscheinung niemals die Vornehmheit verlor, stieg ins Unmeßbare. Seine besorgten Gedanken flogen zu den übrigen Gliedern der Familie, und er wünschte allen so viel sichere Haltung, wenn die jähen Gefahren und großen Entscheidungen der Stunde sie verlangten.

Da war's ihm doch, als ob die veilschenblauen Augen der Großmutter, die unter dem marquisenhaft weißgetürmten Haar so jugendlich leuchteten, in sein Herz gesehen hätten. Sie nickte leicht und sagte:

„Hoffen wir, daß dein Bruder, der Herzog, sich nicht anstecken läßt von der Nervosität seiner kleinen Frau. Diese blonde Winterrieden, das zierlichste Figürchen am Hof zu Anfang dieses unzierlichen, widerlichen Jahrhunderts, war ganz reizend als Hofdame; war die graziöseste Tänzerin und im Liebhabertheater — erinnerst du dich ihrer draußen zwischen den Larushecken im Park an jenem Sommerabend in der ‚Laune des Verliebten‘ — ganz entzückend. So ein bißchen Tiefurt mußte dein seliger Vater ja haben — bloß fehlte ihm leider der Goethe und die anderen. Vielleicht auch die brave Anna-Amalie. Und daß die gute Goldingen ein bißchen verwachsen war, genügte noch nicht zur Ähnlichkeit mit der Göchhausen, die den ‚Urfaust‘ abschrieb. Die Karl Auguste, mein Junge, wären überhaupt hier und dort wohl schon vorhanden gewesen — es war ein Unsinn der demokratischen Schreiber, die immer zu vermissen — an den Johann Wolfgang hat's gefehlt. Ach, ja. Aber mir scheint, Herzoginnen in Revolutionstagen müssen aus etwas härterem Holz geschnitzt sein als deine hübsche Schwägerin. Oder der Gatte muß weniger Rücksicht auf ihre Bartheit nehmen. Ist bezeichnend, daß sie ihm immerzu nur Töchter schenkt —“

„Es sind doch erst zwei, gnädigste Großmama.“

„Sind schon zwei zu viel. In fürstlichen Familien hört die Galanterie auf. Erst ein Sohn! Allemal Pflichtsache. Und der Sohn ist die Stärke. *Quelque haut qu'on puisse remonter pour rechercher dans les histoires les exemples des grandes mutations, on trouvera que jusque ici elles sont causées ou par la violence ou par la mollesse des princes.* Nur Mädels sind ‚mollesse‘. Erst der Thronfolger. Nachher können die Mädels kommen. Freilich was sollte der brave Johann jetzt mit einem Jungen anfangen? Vielleicht bedauert heute der ecklige Schuster Baldus allein, daß kein Dauphin da ist. Der ‚Bürger‘ Baldus — nein doch, der ‚Genosse‘ Baldus

würde sich vielleicht brennend gern in die Rolle des Schusters Simon hineingelebt haben, der dem jungen Capet Unterricht im Besohlen gab. Und im Denunzieren. Der Doktor behauptet übrigens, daß es derselbe Simon sei, der später als Mitglied des Generalkonseils der Pariser Gemeinde nach jener stürmischen Sitzung im Konvent mit Robespierre hingerichtet worden. Was ihm von Herzen gegönnt sei. War es nicht am vierzehnten Juli, Doktor?"

Der Doktor hatte gerade, blaß, scheu und mit nervösem Augenzwinkern das Zimmer geräuschlos wieder betreten. Die Prinzessin hatte das an der Bewegung seines Schattens bemerkt, den die Abendsonne vom Fenster her ins Zimmer warf.

„Nein, Kaiserliche Hoheit,“ sagte er und aus seiner Stimme klang eine müde Betrübniß, die verehrte Herrin berichtigen zu müssen. „Am vierzehnten Juli hatte man noch in den Tuilerien, auf den Terrassen nach der Seine zu, die verrückte Symphonie der Revolution aufgeführt. Wahrscheinlich hat Robespierre hier noch die wilden Tänze des Volkes mit angesehen und die schrecklichen Sturmglocken im Orchester applaudiert. Der letzte Versuch, im Konvent durchzudringen und die Jakobiner zu sich herüberzuziehen, fiel am siebenundzwanzigsten Juli. Lavalette hat damals die berühmte Rede gegen ihn gehalten und ihn einen Tyrannen genannt. Tallien hat erklärt, daß er einen Dolch bei sich trage, um diesen Katilina umzubringen für den Fall, daß der Konvent nicht selbst...“

„Richtig, ja! Aber der Konvent hat selbst. Ein paar Stunden später wurde sein Kopf der Menge auf dem Revolutionsplatze gezeigt. Auch der des Bruders, der sich noch rasch ein Bein gebrochen hatte auf der vergeblichen Flucht. Und die Hüte flogen. Es lebe die Republik! Es lebe der Konvent!... Ich bin in der Literaturgeschichte nicht so sehr beschlagen — leider — wenn uns die Herrschaften noch Zeit lassen, hol' ich's

gerne nach — aber ich meine, vielleicht hat Goethe
just in jenen Tagen die Verse geschrieben: Jeder dieser
Lumpenhunde — wird vom andern abgetan . . .“

„Am Gottes willen, Kaiserliche Hoheit!“ Dem
Doktor Böllermann schlotterten die dürren Arme, als
er sie heben wollte, „bedenken Sie gnädigst, wir leben
hier mitten in den Särungen des Aufruhrs — unter
unsichern Leuten, die vielleicht morgen ihren Vorteil —
wenn nicht gar ihre Rettung — darin sehen, jedes
Wort, das hier gesprochen wird . . .“

Für einen Augenblick ließ die Prinzessin, die genug
gehört hatte, ihren Fächer sinken und nahm ihre
Lorgnette. Ihre veilschenblauen Augen verloren nichts
von ihrem gütigen, mädchenhaften Glanz, als sie dem
Doktor lächelnd zunickte. „Ich habe Ihnen schon unter-
wegs erklärt: Wenn Sie Angst haben, lieber Böller-
mann, steigen Sie aus!‘ Ich habe Ihre Gelehrsam-
keit gern und dankbar zwei Jahrzehnte in meinen
Diensten gehabt — von Ihrer Courage hab’ ich nie viel
gehalten. Sie besitzen die Schneid, den schwierigsten
Problemen tapfer zu Leibe zu gehen — und ich hätte
die ellenlangen Sätze im Kant nicht verstanden, hätte
Hegel nicht gelesen — übrigens lese ich ihn nicht zum
zweitenmal, er ist sehr langweilig und seine Geschichts-
philosophie ist unsinnig — was wollt’ ich sagen? Ja,
ich hätte Hegel überhaupt nicht gelesen ohne Ihre
Hilfe. Die Verachtung der Guillotine verlang’ ich nicht
von Ihnen.“

Das Wort Guillotine berührte Böllermann sichtlich
besonders peinlich. Unwillkürlich fuhr er sich mit der
Hand nach seinem im Kriege zu weit gewordenen
Kragen. In diesen beiden letzten Tagen, da die un-
heilswangeren Nachrichten aus Berlin, aus Wien,
aus Ranz, aus Sachsen-Weimar, Hessen, Württem-
berg, Sachsen-Coburg-Gotha sich mehrten, da man bald
vom schwierigen Rückzug zwischen Schelde und Maas,
bald vom Umsturz in Bayern, bald von Unruhen in

Berlin, bald vom Vormarsch bayerischer Truppen auf Gastein, bald von Soldatenräten in den Etappen und Residenzen las und hörte, hatte die Prinzessin die täglichen vier Vorlesestunden noch um zwei vermehrt. Dicht an ihrem rechten Ohre sitzend, das immer noch das bessere war, mußte der vom Angstschweiß durchs Wasser gezogene Böllermann ihr immerzu Geschichtswerke, Broschüren, Memoiren aus der Zeit der französischen Revolution vorlesen. Von der konstituierenden Nationalversammlung über den Konvent, die Erklärung der Republik, den Wohlfahrtsausschuß, die Schreckensherrschaft zur Hinrichtung der Königin, Philipp Egalités, der Girondisten, zur Abschaffung der Religion, zu den Aufständen in der Vendée, Dantons Sturz, Robespierres Diktatur, der Ermordung aller Feinde des Volks bis zu Sièyes neuer Verfassung und den fünf Direktoren mit Exekutivgewalt hatte er alle Phasen der entfesselten Wut, des Hasses, des Blutrauschs, des Wahnsinns und des Bürgerkrieges mit der Prinzessin durchlebt. Sie arbeitete dabei mit ruhigen Händen an einer zarten Filetstickerei und unterbrach nur mit einer fast fröhlichen Grausamkeit von Zeit zu Zeit seine Vorlesung mit den freundlich zustimmenden Worten: „Wir werden das alles auch haben, Doktor — Sie werden sehen!“ Und wenn er ernsthaft widersprach und sich selbst Trost spenden wollte mit der Versicherung: „Aber die Deutschen sind doch keine Franzosen — wir haben nicht die Willkürherrschaft und die Verschwendung, nicht den Hirschpark, die Pompadour, die Halsbandaffäre —“, so wehrte sie nur, ungläubig, mit der schmalen, weißen Hand, an der die wundervollen Saphire der Maria Theresia blitzten: „Wir haben anderes dafür gehabt, lieber Doktor — und für die Mißernten und die mißglückten Versuche Lurgots und Neckers und für die Ungerechtigkeit der Privilegien des Adels und des Klerus — haben wir einen Krieg verloren und ernten jetzt ganz selbstver-

ständig — war suspende the rules of moral obligation — ernten den Haß gegen seine vermeintlichen Schürer und seine sichtbaren Führer. Lesen Sie weiter, Doktor, lesen Sie weiter!“

Und der unglückliche Böllermann las und las. Las, während ihm der Angstschweiß auf der Stirne stand, las mechanisch und ohne selbst zu verstehen, was er las. Seine Ohren lauschten dabei nervös, ob nicht wieder irgendwoher ein Schuß krachte; ob nicht eine Arbeitermarschallaise unheilkundend näher und näher klinge. Las von der Abschaffung des Adels, von Gewalt und Raub und Verbrechen unter der roten Fahne der neuen Freiheit und von der Errichtung der Guillotine für alle, die nicht zeitig den alten Glauben abgeschworen.

Alles aber, was er gelesen, kehrte in jener Unterredung der Großmutter mit dem Enkel in Schloß Kranichstein wieder. Die alte Dame folgerte daraus mit der Ruhe, die schon in ihrer starknervigen Natur lag und die das Alter noch gefestigt hatte, daß höchstwahrscheinlich in Deutschland alles genau so kommen werde mit Bluttausch, Schreckensherrschaft und Guillotine — wie damals im Westen. Und dann war sie Russin. Sie hatte in ihrer Familienchronik kaum weniger Greuel als Glanz; und sie flocht in ihre kühlen Belehrungen und unerfreulichen Prophezeiungen so ganz nebensächlich ein, daß einer ihrer Ahnen mütterlicherseits bei jener großen grausamen Abrechnung, die Peters des Großen Majestät im Dorfe Preobraschenskoje mit den Strelizen, den Anhängern der zarischen Schwester, hielt, siebenundachtzig Knutenhiebe ausgehalten und dann zerstückelt und geröstet wurde; während der vierte Iwan, der Schreckliche, einen ihrer Vorfahren väterlicherseits auf dem Rutschkowschen Felde persönlich mit seinem gefürchteten spitzen Eisenstab, seinen Fuß durchstechend, an den Erdboden nagelte und höhnlächelnd verbluten ließ.

Diese letzte Erinnerung brachte die Prinzessin durch eine verständliche Gedankenverbindung auf den verwundeten Fuß des Enkels. Sie hatte nicht gleich danach gefragt, weil sie der Ansicht war, allzuviel geschwächte Theilnahme mache das Gehirn des Patienten erst wieder aufmerksam auf den vielleicht vergessenen Schmerz. In welchem Sinne sie auch den Vers aus der Aenais in Schillers Uebersetzung vortrefflich fand: „O Königin, du weckst der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl. . .“ Warum wecken? Aber nun, da sie doch einmal von dem Fuß gesprochen, zeigte sie sich herzlich besorgt; und als sie hörte, daß Wolf-Dietrich sich immer noch wenig bewegen dürfe, und daß hier das alte Schloßchen kaum zu heizen, auch Heizmaterial in diesen verwirrten Tagen nicht heranzuschleppen sei, bestärkte sie ihn in seinem Entschluß, sich telephonisch im Forsthaus bei seiner mütterlichen Freundin, der Oberforstmeisterwitwe von Overbeck, anzusagen. In dies hübsche kleine Waldhaus zwischen Kranichstein und Heilnau wollte sie ihn durchaus selbst noch in ihrem Wagen bringen. Sie bestand darauf; sie brauchte ja nur einen kleinen Umweg durch den Buchenwald zu machen. Der Doktor konnte sich — er war ja warm angezogen — auf den Boß setzen. Es würde ausgezeichnet gehen.

Dem Doktor Böllermann klapperten die Zähne bei dieser üblen Aussicht. Der vertauschte Paletot, der irgendeinem Lakaien gehören mußte, war durchaus nicht so warm, wie die Prinzessin annahm; und daß fettige Schinkenstullen sich in den Taschen, eingewickelt, befanden, entschädigte nicht dafür, daß er nicht gefüttert war. Der Novemberwind strich eisigkalt, und der Weg führte zunächst gegen den Wind. Aber das war das wenigste. Gerade heute morgen hatte er der Kaiserlichen Hoheit vorgelesen, daß in der, wie es schien, für diese Tage vorbildlichen großen Revolution bei der versuchten Flucht der Adligen aus Paris der

bewaffnete Pöbel immer zunächst auf die Pferde und auf die Leute auf dem Bod schoß. Was ja auch ganz logisch war, wenn man die Weiterfahrt der Wageninsassen, die man sich dann in Ruhe ansehen konnte, durchaus verhindern wollte. Und wenn er sich recht erinnerte — aber sein Gedächtnis hatte in diesen gräßlichen Tagen gelitten — so hatte der Sohn des Postmeisters — hieß er nicht Drouet? — dem im Juni 1791 die Vereitelung der Flucht des Königs zu danken war, in Varennes auf den Rutscher der königlichen Chaise geschossen und dabei einen daneben sitzenden Dragoner am Oberschenkel verwundet.

Die Prinzessin hatte selbst alles noch angeordnet und mitgeholfen, die warmen Decken ausfuchen für das kranke Bein. Timpe sollte mit dem Jagdwagen und den eiligst gepackten Koffern nachkommen.

Es war dunkel geworden und der Himmel bewölkt, als sie einstiegen. Böllermann begrüßte diese Dunkelheit mit einiger Genugthuung. Er, der sein Lebenlang gern in Hofkutschen gefahren war und in der Möglichkeit, auf Summi längere und beschwerliche Wege zu rollen, eine der angenehmen Begleiterscheinungen seiner Stellung gesehen hatte, legte heute keinerlei Wert auf die Wagenfahrt und wäre lieber zu Fuß die paar Kilometer gelaufen.

„Warum sind die Laternen am Wagen nicht angezündet?“ fragte die Kaiserliche Hoheit erstaunt und hielt der Antwort ihren Fächer hin.

„Ich dachte, es wäre besser vielleicht —“ stammelte, die Hand am hohen Hut, der Rutscher.

„Sie sollten weniger denken — vielleicht — und besser Tempo halten beim Fahren!“

In diesem Augenblick kam Timpe mit der elektrischen Fackel.

Die Prinzessin blickte verwundert durch ihr Lorgnon nach dem hohen Hut des Rutschers.

„Was ist das —? Sie haben ja keine Kokarde am Zylinder, Schröder? Und die Borte mit den Kranichen — wo ist die?“

„Ich habe sie — habe sie abgestreift, Kaiserliche Hoheit, weil . . .“

„Weil Sie feig werden auf Ihre alten Tage? Ich denke, Sie tragen das Eiserne Kreuz von Siebzig?“

„Zu Befehl, Kaiserliche Hoheit.“

„Gut. Und das wurde damals etwas vorsichtiger verteilt, als . . . Aber befestigen Sie gefälligst Kokarde und Borte wieder an Ihrem Hut! Ich wünsche nicht zu fahren wie zur Bauernkirchweih.“

„Zu Befehl, Kaiserliche Hoheit.“

Kerzengerade und ruhig, das Brüsseler Spitzen Tuch über die weißen Haare geworfen, saß die Prinzessin in ihrem schweren russischen Astrachanpelz und wartete geduldig, bis die beiden Laternen am Wagen angezündet waren und Schröder, der Leibkutscher, aus seiner Manteltasche Kokarde und Borte genommen und wieder an dem Hut befestigt hatte.

„Schließlich, Großmama — es wäre nicht so schlimm gewesen, mal ohne die Abzeichen . . .“

„Doch, mein Junge. In meiner Familie ist man nie intognito ausgefahren. Bei aller Verehrung für die Habsburger — die Vorliebe für den unpersönlichen Fiaker hab' ich nie geteilt. Nun — man kann ja nicht sagen, daß gerade diese Fiakerfahrten der schwarzen Prinzen die rühmlichsten Kapitel in der Geschichte des Hauses Habsburg bedeuten. Sind wir fertig, Schröder?“

„Zu Befehl, Kaiserliche Hoheit.“

„Gut. Sitzt du bequem, mein Junge? Und liegt der wundte Fuß auch kommod? Geben Sie noch den Fuchspelz darüber! So — danke. Halten Sie sich ein bißchen fest am Kutscher, lieber Böllermann, wenn nachher die zwei scharfen Kurven kommen. Und hier nehmen Sie das Halstuch. Ich brauch' es nicht, ich

stelle den Pelztragen hoch. Sie dürfen mir nicht heiser werden! Diese roten Herrschaften werden uns doch noch die Zeit lassen, die Geschichte des Konsulats zu lesen. Wir machen den Umweg, Schröder, nach dem Waldhaus der Frau Oberforstmeisterin und setzen dort Seine Hoheit ab. Allons!“

Ein wippender Peitschenschmiß. Die schweren russischen Traber zogen an.

Timpe stand, barhäuptig, am Parktor, schob die hohen alten Gitterflügel zur Seite und ließ mit tiefer Verbeugung den leicht federnden Wagen vorbei.

Die Prinzessin nickte sehr freundlich. „Ein braver Mann, dein . . . wie heißt er doch?“

„Timpe. Mehr als brav. Eine Seele von einem Menschen.“

„Ja. Mir fällt da eine Stelle aus dem Ariost ein: *Se, come il viso, si mostrasse il core — Questo umil diverria tosto il maggiore; — Starria quel grande infra le turbe estre.*“

„Zweifellos sehr richtig, gnädigste Großmama — bloß: was heißt das?“

„Ach so. Ihr lernt zu wenig Sprachen, Junge, viel zu wenig Sprachen. *Un homme, qui sait quatre langues, vaut quatre hommes*, hat Napoleon gesagt. Recht hat er gehabt, der große Bändiger der Revolution. Und in der einen Sprache, die ihr könnt, redet ihr manchmal zu viel, wenn ihr oben sitzt. Ariost meint: Wenn man, wie das Gesicht, das Herz anschauen könnte, dann würde der Niedrige wohl manchmal der Große werden, und der eben noch Große träte in die Menge, in den Haufen zurück . . . Italienisch klingt's schöner, aber richtig bleibt's auch auf deutsch, was?“

„Vielleicht, Großmama, aber —“

„Aber, mein Junge — wir beide, das dürfen wir uns ruhig sagen — und ich würde es den Herrschaften wiederholen, wenn sie mich zwingen sollten, den Weg

zu gehen, den Marie Antoinette vom Temple im Karren fuhr —, wir beide, auch wenn sie das Herz anschauen wie das Gesicht, wir blieben doch wo und wer wir sind . . . Böllermann, jetzt kommt die erste Kurve — halten Sie sich fest! Und verlieren Sie mein Halstuch nicht!“

Und Böllermann, den die zwei Zipfel des Halstuchs wild umflogen, klammerte sich an den Arm des Leibkutschers, wie ein über Bord Gespülter im See Sturm an den Rettungsring.

. . . So weit war Wolf-Dietrich gerade gekommen in seiner Erzählung des Besuches der Prinzessin Eudoria und der gemeinsamen Abendfahrt am kritischen Novembertag, als er jäh abbrach und den Blick erstaunt den Parkweg hinauf nach dem Kurhaus schickte, von dessen Terrasse noch die Lichter herüberschimmerten.

„Was ist denn das? Da kommt ja eine Menge Menschen?“

„Jetzt ist das Kurtheater aus.“

„So. Das Kurtheater — liegt das hier in der Nähe?“

„Es ist dem Kurhaus angebaut.“

„Was gab man heute?“

„Sudermanns ‚Heimat‘.“

Sie schwiegen. Die ersten Theaterbesucher huschten schattenhaft vorbei. Ein paar junge Mädchen sahen hinüber nach den beiden Herren und kicherten gänzlich. Zwei Jünglinge entzündeten wichtig ihre Zigaretten. Ein silberhaariger Herr dirigierte selber sein Rollwägelchen. Aus den Gesprächen der huschenden Silhouetten flatterten Gesprächsfezen zu der Bank. Eine alte Dame sagte: „ . . und meine Leute essen die Markenmarmelade überhaupt nicht mehr“. Eine asthmatische Männerstimme setzte sich erregt mit der behäbig watschelnden Gattin auseinander: „Und ich sage dir — in solche unmoralischen Stücke nimmt eine achtsame Mutter ihr Kind nicht mit.“ — „Aber ich kannte es doch gar nicht, Artur,“ äußerte die Behäbige. „Ich habe

gedacht, Heimat ist sicher was Anständiges. Man redet doch immer von Heimatkunst und meint die langweiligen Steinzeichnungen und . . ." — Eine halblaute Damenstimme: „Morgen gleich nach dem Choral an der Brücke beim Gurgelhäuschen.“ — „Also — bestimmt“ — eine zuversichtliche Männerstimme — „sehen Sie aber, bitte, zu, daß nicht wieder die Frau Mama“ — „Nein, die badet morgen Moor.“ — Ein Herr im Havelock verkündete mit Überzeugung: „Die Kunst schreibt ihren Jüngern eigene Gesetze. Als ich in Rom studierte . . .“

„Er hat nie in Rom studiert,“ sagte Raab, als die Schritte dieser Letzten nach dem Badehotel zu verhallten. „Es war Truds.“

Wolf-Dietrich hatte der Vorübergehenden nicht gedacht. Seine Gedanken waren zu dem Theaterchen geflogen, das da hinter den Büschen liegen sollte — in dem sie jetzt die Requisiten zusammenstellten — aus dem jetzt gewiß die Künstler . . . welche Wege wohl —?

„Ich bin heute mit Candida Quack gefahren,“ sagte Wolf-Dietrich langsam.

„Sie nennt sich — auf dem Zettel und wohl auch sonst hier — Candida Genius. Als Künstlerin.“

„Sie ist schön geworden, Raab.“

„Sie war's immer.“

„Ja. Aber mehr Reife hat sie — mehr Bewußtsein ihres Weibtums. Und dann eines — sie hat in aller Weichheit der Form so etwas — ja, wie sag' ich's — etwas Herbes, Unberührtes. Ich denke, man glaubt ihr den Anstand auf der Bühne.“

Dann sprachen sie eine Weile nicht mehr. Aber der Beiden Gedanken gingen denselben Weg. Rückwärts. Weilten bei demselben Abend, bei demselben Fest. Das lag ein paar Jahre zurück. Damals hatte man noch geglaubt, gehofft. Sie beide waren aus dem Felde auf Urlaub gekommen. Erleuchtete Säle, Blumen, Musik — alles wie im Frieden. Behagen und

Vergessen lag über den geschmückten Tafeln. Und die Frauen waren froh und schön.

Aber die schönste war Candida.

* * *

„Ihr jagt mich wohl schon hinaus? . . . Ich hab' ihn in den Tod getrieben — ich werd' ihn doch wohl auch begraben dürfen.“

Candida hatte die letzten Worte ihrer Magda gesprochen. Das Publikum klatschte lebhaft Beifall und suchte seine Hüte und Mäntel. Denn eine Garderobe gab es nicht im Kurtheater, das überhaupt mit seinen roten Korbsesseln und seinen Holzwänden, langgestreckt und ohne Ränge, den Eindruck eines freundlichen Gartensaales machte. Der kuriose Vorhang, auf dem allerlei ältliche Nymphen ihr sinnlos arkadisches Spiel trieben, senkte sich ruckweise über die Leiche des ehrenhaften Obersten a. D. Schwarze, den Sudermann in seiner „Heimat“ so tragisch am allzu freien Künstlerschicksal seiner Tochter Magda sterben ließ. Erwin Bauder, der sehr jugendliche Schauspieler, der ihn spielte, hatte dies Ende dadurch erheblich zu mildern gewußt, daß er die beiden letzten Akte schon wie ein Ertrinkender vor dem Souffleurkasten „geschwommen“ und dabei einen aussichtslosen Kampf mit seiner hinten abstehenden, vorn drückenden weißen Perücke geführt hatte.

Der Direktor war aus seiner Loge auf die Bühne gekommen, und in seinem thüringischen Dialekt, der ihn selbst in den Rollen, in denen er einmal einsprang, nie ganz verließ, sagte er gutmütig: „Na, Sudermann hätte ja nich gerade Kobolz geschossen vor Vergnügen, wenn er's gesehen hätte — aber es wird schon 'ne anständ'sche Komödie wärden, wenn mer uns erst ä bißchen eingespielt haben. Bloß — Schükle — spielen Se doch den Keller das nächstemal ohne Monotel. Mähr wie zweemal darf doch so'n Dings nich in einem Akt auf'n Deppich fallen!“

Schükle, der noch so ziemlich gekleidet war, wie er mit Candida und dem Konsul von Fulda abgefahren, und der den Regierungsrat nur durch Zugeben einer weißen Weste und eines Spitzbartes seiner Ansicht nach „typisch herausgearbeitet“ hatte, zuckte gleichgültig die Achseln. Der Theaterarbeiter, der fünfzig Prozent des technischen Personals repräsentierte und morgens früh im alten Badehaus für die Rheumatiker die Soolbäder in die Wanne laufen ließ und die Wärme mit dem nackten Ellbogen regulierte, hatte ihm gerade, listig blinzeln, zwei Sträuße überreicht. Den einen, den Schükle seit vierzehn Tagen schon kannte, der jeden Abend um halb neun von Lilli Kalmus kam und zwischen sehr viel dekorativem Grün einige rote Nelken zeigte, und einen großartigen blauen Veilchenstrauß, dem auf einem rosafarbenen Rärtchen in zierlicher Damenschrift die poetischen Worte beigegeben waren: „Viele Herzen schlagen heller — Spielst Du den Baron von Keller. — Eines aber jauchzt Dir zu — Welches? Ach, das rate Du!“

„Im Publikum hat man Verständnis für meine Art der Auffassung,“ sagte Schükle, und die Hochachtung, die er in diesem Fall für das Verständnis des Publikums empfand, erwärmte seine Worte. Dann ging er, die Hände in den Hosentaschen, nach der Garderobe, in der schon der Kollege Bauder, der den alten Obersten gespielt hatte, sich die Perücke ärgerlich abgerissen hatte und sich die Schminkefalten von Stirn und Wangen wuschte, daß sein gutmütiges neunzehnjähriges Jungengesicht, rund und fröhlich, wieder zum Vorschein kam.

Drüben schminnte sich Candida rasch ab. Diese Schlußworte hatten sie wieder ergriffen. „Kitschig,“ hatte auf jeder Probe der alte Böhnig gebrummt. Der tragierte den Pfarrer Heffterdingk mit der salbungsvollen Hingabe des Routiniers. Vor fünfundzwanzig Jahren hatte er bei der „Heimat“-Premiere in Sangerhausen als Leutnant Max die erste seiner drei Frauen

erobert, deren letzte ihm jetzt, gedrückt in eine Saalecke jeder Vorstellung beiwohnend, bei interessanten Abgängen einen Sonderapplaus verschaffte.

Sar nicht kitschig — wahr, dachte Candida. Und es fröstelte sie über den Rücken. In ihrer Tasche knisterte der letzte Brief des alten Hofkammerrats Theodor Queck. Einer jener korrekten, eiskalten Briefe, in denen ihr der Vater mittheilte, daß wahrscheinlich Angehörige der Hofgesellschaft in Salzschlirf austauschen würden, und Verhaltensmaßregeln gab, wie sie sich den Herrschaften gegenüber zu benehmen haben würde. Reserviert aber höflich und das Zeremoniell diskret andeutend. Am Ende des vierseitigen Schreibens kam der kurze Gesundheitsbericht: der Stillstand seiner Verkalkung dauere an; was ihm angenehm sei, obschon er vom Leben erfreuliche Überraschungen nicht mehr erwarte. Er könne noch durchaus ohne Pflegerin auskommen und hoffe durch peinlichste Befolgung der ärztlichen Vorschriften sowie der ihm selbst bekannten nötigen Vorsichtsmaßregeln auch über diesen Sommer noch hinauszuvegetieren und seine in der Ungunst der Zeiten doppelt wichtigen und dreifach peinlichen Pflichten erfüllen zu können. Am Ende das unvermeidliche *Ceterum censeo*. Wenn ihr — wie er das früher oder später bestimmt erwarte — die ganze Hohlheit dieses extrokten Berufes zur Erkenntnis gekommen sei, so stehe ihr sein Haus jederzeit offen. Er wünsche nicht, daß sie kindliche Gefühle heuchle, deren Nichtvorhandensein die Wahl der sogenannten „künstlerischen Laufbahn“ ja zur Genüge erwiesen habe. Er verspreche aber, für den Fall er eine plötzliche Verschlimmerung seiner unentrinnbaren Krankheit wahrnehme, ihr sofort Nachricht zu geben. Dieses werde er nicht versäumen, damit sie nicht etwa durch Abwesenheit bei seiner Auflösung einen ungünstigen Eindruck in den Kreisen der Residenz mache, in denen er immerhin sechzig Jahre gelebt habe, oder persön-

lich Gewissensbisse erleide, die ihr verböten, sich später so auszuleben, wie sie sich das, mit den Traditionen der Familie Queck brechend, als künstlerisches und menschliches Lebensziel vorgesezt habe.

Candida war dem Kollegen Bauder dankbar, daß er den Obersten Schwarze in so unmöglicher Perücke gespielt und das Temperament seiner jungen Jahre überall hatte durchbrechen lassen. So war ihr die Peinlichkeit der Sterbeszene, auf die des Vaters ahnungsloser Brief in ungewollter Deutlichkeit wie auf ein Symbol hinwies, erträglich geworden; und sie konnte den Kurdirektor, der ihr, immer vergnügt, immer lebenswürdig, durch den Türspalt ein freundlich anerkennendes Wort in die Garderobe rief, dankbar anlächeln.

Draußen warteten dann, wie immer seit den zehn Abenden, die gespielt wurde, die beiden Backfische und begleiteten sie, strahlend und dummes Zeug redend, nach Hause. Das war ihr angenehm. Denn dort um den leeren Musiktempel strich wieder der Konsul, der jede Gelegenheit benutzte, sie allein zu erwischen. Selang's, dann versicherte er ihr, daß sie ihn an eine Jugendliebe erinnere; an eine unerhört heißblütige Bulgarin, die die schönst gewachsene Frau der bewohnten Erde gewesen sei, und die ihm, als er in Sofia sich in der Tabakbranche umsah — er war damals, was er nicht sagte, Stift bei einem zyklophenhaften Fabrikanten, der ihn ohrfeigte und schlecht bezahlte — die schönsten Stunden seines Lebens in unvergeßlichen Abendunterhaltungen verschafft habe. Candida fühlte instinktiv, daß das gelogen war. Fühlte, daß der Konsul den Trick vieler Lebemänner, eine Eroberung durch sentimentale Erinnerung an ein süßes Jugenderlebnis einzuleiten, auch an ihrer Harmlosigkeit versuchte.

Als Candida jetzt im „Alten Badehaus“, wo mehrere Mitglieder des Kurtheaters zu Vorzugspreisen wohnten,

das behagliche altmodische Stübchen betrat und das Licht angeknipst hatte, machte sie sich erst ihren Tee und schmierte sich, sparsam die Butter über die noch kriegsgrauen Scheiben streichend, ihr Abendbrot. Ein paar Radieschen tauchte sie sich in Salz und von dem Edamer Käse, den ihr der eine Backfisch, eine wohlgenährte kleine Holländerin, kürzlich errötend gebracht, schnitt sie sich eine dünne Scheibe ab.

Sie hätte jetzt — sie wußte das ganz gut — Hammelkoteletten mit Bohnen essen können und noch eine Süßspeise, Obst und Käse und dazu Burgunder trinken oder Sekt oder beides — mit dem Konsul. Sie hätte nur den Weg am Musiktempel zu nehmen und ihm zufällig zu begegnen nötig gehabt. Er langweilte sich, war auch ein wenig verliebt. Das Flämmchen war leicht zur Flamme anzublaseu. Ein Abend allein mit ihm, ein Souperchen, und er brannte lichterloh. Sie war Weib genug, das zu wissen.

Nein, lieber so. Der Humor ihrer gesunden Jugend brach sich Bahn. Sie sah wieder die Kollegin Lüders, die vorhin die Frau Landgerichtsdirektor Ellrich gespielt hatte, und die im Leben die wieder zur Bühne zurückgekehrte Frau eines in den Karpathen verschollenen Zahnarztes war und ihre zwei rachitischen Kinder, ehrlich und talentlos, in Charginrollen ernährte. Bürgerlich aufgereckt im Beamtenstolz saß die Lüders im altmodischen Wohnzimmer — zweite Kulisse links — und mit ihrer hohen Stimme fragte sie im spitzen Ton ihrer Rolle: „Aber Sie werden doch wenigstens eine Wohnung haben?“ Und Candida schob sich den wackligen Stuhl an das Tischchen, das ihr Nähtisch, Schreibtisch, Anrichte und Lesetisch war, schnitt eine neue graue Scheibe ab und sagte laut und vergnügt, wie aufs Stichwort vor sich hin: „Was man so nennt: eine Schlafstelle. Ja gewiß, ich habe eine Villa am Comersee und ein Landgut bei Neapel...“ Na, ich hab's ja noch nicht, dachte sie — aber vielleicht

kommt's noch. In der Kunst ist alles möglich. Man spielt die Magda — und wächst in sie hinein. Warum nicht? Und schließlich — was nicht möglich ist, das träumt man sich.

Man träumt... Sie stand auf und öffnete das Fenster. Das Gerank am Spalier drängte sich junggrün und dicht ihr entgegen, als sie hinauschaute in den Park. Sie faßte ein paar von den Spitzchen und liebte die schlanken grünen Triebe. Ein Nachtfalter flog plump und schwer wider ihre Stirn und taumelte ins Dunkel zurück. Eine Amsel schlug noch von den geballten Büschen am großen Gartenhaus her. Candida kannte ihren Schlag; sie war immer länger munter als die anderen. Schritte Heimkehrender hörte man unten. Stimmen flatterten herauf und ein Mädchenlachen. Aber man sah niemand. Der Mond war hinter die Wolken geschlüpft, die er silbern ränderte.

Hinter den Parkbäumen weit hörte Candida jetzt eintönig, näher und wieder ferner, Räder klappern. Der Güterzug, pünktlich, wie immer. Da oben war sie heute gefahren mit dem Konsul und dem Kollegen — nein, die waren ja vorher ausgestiegen. Warum drückten sich ihre Gedanken scheu an dem vorbei, mit dem sie dort gefahren; der den ganzen Abend ihr inneres Erleben, ihr Unterbewußtsein — sagte man nicht so —, ja sogar ihr Spiel beeinflusst hatte? Als das Publikum nach dem dritten Akt, da sie den schönen, schlicht gescheitelten Kopf gesenkt, eine stolze Bühlerin, dem Vater Oberst folgte zur Aussprache in sein Zimmer, Beifall klatschte, wie in dieser Spielzeit noch nie, und als ihr die gutmütige komische Alte, die schon so manches Talent hatte an sich vorübergehen sehen in den Ruhm des Glücks, die Schulter klopfte und nickte: „Kindchen, Kindchen — zwei, drei Jahre und wir sind in Berlin!“, da flogen unwillkürlich ihre Gedanken zu dem Manne, der ihr vorhin beim Abschied im Coupé flüchtig die Hand geküßt und lächelnd in die Augen gesehen. Wie hatte

er gesagt? Sie wußte es noch genau: „Ich habe schon gehört, mein liebes Fräulein, der Weg, auf den ich ein wenig mitgeholfen, führt schon bergauf.“

Ein wenig mitgeholfen —? Er war allein schuld. Auf jenem Wohltätigkeitsfest vor zwei Jahren in Ranz zum Besten des Roten Kreuzes hatte sie auf seinen Wunsch in einem Lustspielchen, das den lebenden Bildern voranging, die muntere Liebhaberin gespielt. Und vorher — ja, vorher hatte sie seinen Prolog gesprochen. „Er dichtet auch — mein Gott, wie Prinzen dichten,“ hatte der Vater gesagt. Doch nicht. Es war mehr, als das übliche eines gebildeten Dilettanten, dem niemand sagt: „Hier sind Härten — hier ist eine Banalität.“ Es waren menschlich schöne Worte vom Mitleid überhaupt und von der Pflicht zum Mitleid in diesem furchtbaren Völkermorden. Und alles in einer edeln Form, knapp und für den Vortrag pointiert. Sie hatte diese ernstesten, gedankvollen Verse viel lieber gesprochen als den leicht und leicht plätschern- den Lustspieldialog. Und als sie dann bei der Auf- führung selbst den Prinzen auf einem der für den Hof in die erste Reihe gestellten Sessel sitzen sah zwischen seiner Großmutter, der weißhaarigen Prinzessin Eudoria, die ihr Hörrohr im Straußenfächer verborgen trug, und seiner Schwägerin, der Herzogin Helene, deren hübsches Gesichtchen immer ein bißchen verängstigt ausah bei solchen offiziellen Gelegenheiten; als sie dann den Blick seiner großen blauen Augen fest auf sich gerichtet fühlte, als ob er die eigenen Worte wie eine neue Runde von ihr empfangen, da war sie sich selbst bewußt, daß sie gut gesprochen, daß sie ein Stückchen Herz gegeben hatte.

Und am nächsten Morgen brachte ihr dann der alte Timpe die wundervollen Orchideen.

Ein Briefchen hing am lila Atlasbände. Verse von seiner Hand. Verse — ihr gutes Gedächtnis hatte sie festgehalten, gleich als sie das zweitemal las dankbar,

beglückt mit klopfendem Herzen las. Vielleicht waren es diese Verse gewesen — viel mehr, als seine gütigen, aber doch konventionellen Worte später bei der Begegnung im Teesalon der Gräfin Arnstein, viel mehr, als die unbeholfen geschraubten Lobsprüche der Schmalzschens Kritik in der „Tagespost“ —, die ihrer Sehnsucht, ihrem Temperament, ihrem Talent den Weg wiesen. Zur Bühne. Über des Vaters Wunsch und Vorurteil und Warnung hinweg — zur Bühne.

Candida war vom Fenster zurückgetreten. Sie öffnete rasch die Schublade der alten Nußbaumkommode und entnahm ihr eine Mappe, die sie selbst aus einem alten Kirchendamast gefertigt hatte. Da lagen allerlei Blätter darin, geschriebene, gedruckte. Die ersten Erinnerungen, die ersten Kritiken, die ersten Huldigungen. Obenauf aber das gefaltete Quartblatt mit der Krone im Eck. In des Prinzen ruhigen, steilen Buchstaben, die wie Soldaten marschierten, seine Verse von damals.

Und Candida las sie wieder, jedes Wort leise mit den jungen Lippen bildend; las mit dem wunderlichen Gefühl eines Wiedersehens, Wiederbelebens seinen Dankesgruß von damals. „Der Dichter seiner Sprecherin“ hatte er darüber geschrieben. Keinen Namen — keine Anrede. Ganz unpersönlich. Und doch von ihm an sie.

Mein Wort war tot. Dein Schöpferatem blies,
Wie Gott dem Erdenkloß im Paradies,
Das Leben ein. Da tönt es süß und leuchtet;
Und was der Seele lieb Geheimnis war,
Rührt rings die Jugend stark und wunderbar
Und hat der Greise müdes Aug' befeuchtet.
Was jemals zart in meinem Herzen wob,
Empfing den Adel Deiner frommen Klage;
Und in dem Wohlklang Deiner Lippen hob
Ihr schuldlos Haupt die Kindheit meiner Tage.

Was einmal mir als Licht fiel ins Gemüt,
Als Blume ist's in Deiner Kunst erblüht,

Die Duft und Farben trug in aller Garten.
Ein Tropfen war's, nun ward's ein süßer Born,
Der labend stürzt aus goldgetriebnem Horn,
Auf den der Durst'gen offne Lippen warten.

So wardst Du Rast auf meiner Wanderfahrt.
In Deiner Stimme süßen Melodieen
Hast Du mich selber mir erst offenbart
Und ließeſt mich, vom Gassenlärm bewahrt,
Vor meines Lebens guten Geistern knieen.

Und leg' ich einst aus meiner Hand den Stab,
Das stille Herz befreit von Leid und Liedern,
Ich wollte, einmal sprach' an meinem Grab
Das Beste noch, das mir das Leben gab,
Mit Deiner Stimme fromm zu meinen Brüdern.

* * *

Die Herrschaften hatten sich, wie verabredet, in jenem hübschen grünen Eckchen des Kurparks getroffen, wo das nackte Bübchen über dem Springbrunnen vergnügt, sein blankes rundes Rinderbäuchlein vorstreckend, den zahmen Wässerchen zuschaut, die zu seinen Füßen in dünnen Strahlen von Schale zu Schale fließen.

Prinz Konstantin hatte zuerst, mit militärischer Pünktlichkeit wartend, auf der weißen Bank gesessen und über den maigrünen Rasen geschaut, in dem die Gärtner wie kleine bunte Inselchen hübsche Arrangements von zart blühenden Frühlingsblumen angelegt hatten. Ein sanfter Wind lag in den rahmenden Baumgruppen und bewegte das zitternde junge Laub.

Dann waren Onkel und Tante Burgund erschienen. Prinz Christoph hatte schon energisch Sommer gemacht. Er trug einen etwas vom Koffer gedrückten Panama, der auch, als er neu war, kaum zu den schönsten seiner Art gehört hatte, den er aber für seinen Kopf bequem fand. Aus dem dunkelblauen Jadett

leuchtete eine behäbig sich rundende blanke Weste, aus deren drittem Knopfloch symmetrisch nach rechts und links die eiserne Uhrkette — „Gold gab ich für Eisen“ — in die Seitentaschen rannte. Die kräftig gestreiften Hosen hatte er sich etwas zu hoch hinaufgezogen, so daß sie die stahlblau bestrumpften Knöchel über dem derben Halbschuh sehen ließen und beim Wandern an den kurzen fetten Beinchen hinaufzuklettern schienen. Die ganze Erscheinung hätte etwas Kleinbürgerliches, ja Spießiges gehabt, wenn nicht die klugen, blauen Augen hinter dem goldrandigen Zwicker und die kräftige, etwas weinrote Nase über dem englisch geschnittenen Bart dem runden Genießer Gesicht eine feinere, geistigere Note gegeben hätten. Auch die Hände und Füße waren klein und fast zierlich. Bloß wie man sich einen „Prinzen“ im Märchen vorstellt, sah der pfißige und joviale Bodenbacher nicht aus, der nächstens die silberne Hochzeit mit Aloisia Manuela aus der katholischen Linie Rayg-Dreybrücken, der Tochter Joseph Ferdinands, der Enkelin Maximilian Leopolds feiern konnte. Auch die Prinzessin, wie sie so, ein wenig erhitzt vom Weg, in ihrem dunkeln Foulardkleid, einen etwas altmodischen grünen Seidenschal auf dem rundlichen Arm und ein Knicker-Sonnenschirmchen aus der guten alten Zeit in der Hand, daherkam, hatte nichts von einer Prinzessin, für die das Hofzeremoniell bei der Salatafel noch vor kurzem den Platz neben der regierenden Herzogin gegenüber der Prinzessin Eudoxia, Kaiserlicher Hoheit, vorschrieb oder für die gar ein Balladendichter in schwungvollen Alexandrinern den üblichen „Zelter“ gefattelt hätte. Sie war nie gern geritten und jetzt zu alt und schwer dazu.

Die Eleganz der schlanken Reiterfigur des in tadelloser Unauffälligkeit von einem ersten Frankfurter Schneider gekleideten Konstantin stach kräftig ab von den hohen Verwandten. Aber die Herzlichkeit der Begrüßung war von beiden Seiten die gleiche.

Konstantin wickelte einige langstielige Rosen aus dem Seidenpapier: „Verehrte Tante — das Schönste sucht er auf den Fluren — du weißt . . .“

„Ja, ich weiß. Alles. Auch, daß wir zwei uns gut sind — du hast mir's nicht nachgetragen, daß ich dir mal einen Korb gegeben habe vor dreißig Jahren — mein Gott, du warst zwanzig und ich sechzehn — und das Gesicht von deiner Mutter hätt' ich sehen mögen, wenn wir gekommen wären, Hand in Hand, und — — Die gute Tante Henriette, die immer gesagt hat: ‚Aus so nahen Verwandtenehen kommen bloß Kretins oder Affen . . .‘“

„Affen“, wiederholte der Onkel Burgund scharf und überzeugt und sah dabei Konstantin ernst prüfend über die Kneiferränder an.

„Meine Neffen Johann und Wolf-Dietrich,“ nebst der Nichte Jutta können sich dankend verneigen, Tante Burgund,“ lachte Konstantin. „Mein Bruder Friedrich Albrecht und deine Schwester Antonie Corisande, aus deren Bund die Dreie stammen, haben's gleichwohl gewagt und — mir scheint, es ist geglückt. Bloß — hm. Wolf-Dietrich hat genialische Züge — und Genie und Kretinismus sind ja wohl . . .?“

„Frechdachs! Immer noch!“ Aloisia Manuela lachte. „Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Übrigens hab' ich's ja nicht gesagt, sondern deine Mutter. Die hat Darwin gelesen und, ich glaube, auch noch Häckel — ‚Liebesleben in der Natur‘ und so — ach, nein, das ist ja wohl von Bölsche. Christoph zog früher in jede Sommerfrische damit. Ausgelesen hat er's nie. Ich hab' nur hineingeschaut. Ja, dieser Bölsche — auch so ein Atheist, was? Den hat sie aber nicht mehr erlebt, die gute Henriette. Sonst hätte sie gewiß mit ihm korrespondiert. Sie liebte das — Gott, jeder hat seine Marotten — so ein bißchen nach dem Muster der preußischen Sophie Charlotte mit ihrem Leibniz — was Preußisches muß ja bei euch immer dabei sein!“

Obschon die Tante Burgund von ihrer Frömmigkeit, die in der katholischen Linie des Hauses theils Überzeugung war, theils zum guten Ton gehörte, wenig Gebrauch machte, gab sie doch gern auf die Vorliebe für Wissenschaft und Aufklärung in der protestantischen Linie des Hauses gelegentlich einen Jagdhieb.

„Die Hauptsache ist, Tante Burgund, du bist nicht unglücklich fürs Leben geworden durch meinen vor-eiligen Entschluß.“

„Nein — und soviel ich sehe, du auch nicht. Und wenn wir heute an einem Weiher vorbeikommen — ich meine an solchem hübschen Spiegel der Natur, dem einzigen, den ich gelten lasse; Christoph braucht mehr — dann wollen wir beide mal 'reinschauen, was? Dann wirst du dem lieben Gott kniefällig danken — und ich auch — daß wir damals nicht, wie du vorschlugst, deine goldene Kette vom Kranichorden beim Juden verkloppt haben und ins Preußische gefahren sind und — Sogar katholisch hast du damals werden wollen. Für mich. In Rom. Und ich sollte die Adresse von dem Kardinal Spoletti austundschaften, der mir zur Firmelung das Kreuz aus dem Ölbergholz durch den Nuntius geschickt hatte . . . Lieber Gott, was für eine Zeit, Christoph, was?!“

Der Gatte, der diese Zeit ja nicht miterlebt hatte, sondern damals noch auf dem Theresianum in Wien Sophokles las und den Ruhm der Habsburger in Klassen-aufsätzen verherrlichte, stimmte höflich in die Fröhlichkeit mit ein. Aber so ganz echt war sie nicht, seine Vergnügtheit. Er wußte, daß Aloisia Manuela — lang, lang war's her — den schmucken Reiter und Vetter einmal recht gern gesehen hatte. Und obschon man damals von dessen Beziehungen zur schönen lebhaften Frau des klugen, immer wie auf Draht gezogenen Kammerrats Queck bei Hofe allerlei raunte und munkelte, hatte die Prinzessin die kleinen Galanterien des Veters stets mit gleicher Freundlichkeit aufgenommen. Ein

leiser Groll uneingestandener Eifersucht war dem guten Prinzen Christoph aus dieser fernen Zeit im Herzen sitzen geblieben. Aber dieser Groll war nur selten, andern sichtbar, an die Oberfläche gestiegen. Eigentlich nur, wenn er seiner Vorliebe für ältere Burgundermarken oder schwere Ungarweine zu weit nachgegeben hatte und nicht mehr ganz Herr seiner Gedanken, Worte und Beine war. Dieser betrübliche Zustand aber, der durch eine spät erwachte Freude an milden und schärferen Schnäpsen gefördert wurde, hatte sich just in den Jahren vor dem Kriege bedenklich oft wiederholt, so daß schließlich in einem herrlich am Bodensee gelegenen Sanatorium eine Art Entziehungskur vorgenommen werden mußte. Aloisia Manuela hatte diese Kur tapfer und freudig mitgemacht. Obschon sie persönlich ihrer keineswegs bedürftig war, ging sie in allem mit gutem Beispiel voran und ertrug es in Fröhlichkeit, daß die Mehrzahl der Gäste, besonders die, deren Vertraulichkeit sich die Herrschaften ohne Hochmut vom Leibe hielten, schließlich sie für die der Erziehungskur bedürftigen Patientin hielt. Diese Zeit aber, in der die schöne Natur durch unaufhörlichen Regen sehr an Reiz verlor, hatte die Gatten einander noch näher gebracht, und wenn die liebevolle Umsicht, mit der Aloisia Manuela alle Versuchungen zu Rückfällen überwachte und unwirksam machte, auch zuweilen den Entwöhnten etwas verdroß, so sah er doch immer bald wieder die gute Absicht und sinnreiche Zweckmäßigkeit ihres Verfahrens ein. Zumal einige wenige trotz aller Wachsamkeit der Gattin geschehene Exzesse ihn peinlich belehrt hatten, daß seine Widerstandskraft gegen das geliebte Gift erstaunlich gering geworden war, und daß schon ein recht bescheidenes Quantum des Labsals, das er ehemals spielend tragen, ihn zu bedauerlichen Direktionslosigkeiten verführen konnte. Und seltsam — sobald er etwas getrunken hatte, kochte in ihm der alte Ärger, die alte

Eifersucht gegen Konstantin wieder auf. Tief in den schrecklichen Kagenjammer des anderen Tages hinein beschäftigten sich dann seine ärgerlichen Gedanken mit diesem Vetter, der längst nicht mehr daran dachte, den ehelichen Frieden zu stören und sich mit Aloisia Manuela in einen gutmütigen Neckton eingespield hatte.

Auch jetzt neckten sich die beiden wieder nach Kräften, während Prinz Christoph nachdenklich in seinen kurzen Hosen neben ihnen herschritt. Plötzlich spähte er aufmerksam nach den Kolonnaden hin. Seine Miene verfinsterte sich.

„Da kommt Reginbold mit Isabella Galanta!“

„Was regst du dich auf? Auf die warten wir ja.“

„Ja, ja — aber der Truds und der eklige andere Professor — wie heißt dieser Ohrwurm doch gleich? — ich kann mir den Namen nie merken.“

„Paß doch so hübsch zu ihm — Schmalz heißt er. Aber richtig, da stehen die Kayzer Dioskuren mit ihren Brunnengläsern . . . Nachmittags soll der Bonifazius eigene Wirkungen haben — den beiden gönn' ich sie.“

„Sie werden die Redheit besitzen, die Prinzessin Isabella anzusprechen.“

„Redheit? Ich denke, sie gehörten doch mal zu den Intimen. Als unsere liebe Schwägerin, gegürtet mit dem ganzen Stolge ihres Spanien, ihre famosen Levers einrichtete, waren die zwei Kriecher doch die Säulen. Sie hätten am liebsten schon das Hemd erreicht oder den Badeschwamm.“

„Du mein Gott — wenn das Lever so angefangen hätte . . .“ Christoph machte hinter dem wippenden Kneifer vergnügte kleine Auglein. Sein Ärger war weg. Ihm war eine Anekdote vom alten Minister von Vinzer eingefallen, dem Vetter des Hofkammerpräsidenten, der ein großer Lebemann gewesen war, fast wie der witzige Oberforstmeister von Overbeck. Und von dem fiel ihm auch eine pikante Geschichte ein, die mußte er doch nachher Reginbold . . .

„Sie biegen wahrhaftig fluchtartig ab nach dem Musiktempelchen, die Herren Scholaren a. D. des spanischen Zeremoniells.“

„Sie vermeiden den Gruß — erkannt haben sie sie aber natürlich. Der ganze Familientag am Freitag wird überhaupt längst *le secret du polichinell* sein. Ich glaube, die Brunnenmädels wispern schon abends mit dem Hausknecht vom Kurhotel von dem großen Geheimnis. Übrigens hier — Konstantin, nimm rasch deine Rosen!“

„Was denn —? Ich soll meine eigenen —“

„Ja, ja.“ Aloisia Manuela drückte ihm die Rosen so heftig in die zögernde Hand, daß ihn ein Dorn in den Daumen stach: „Ich nehm's für genossen, lieber Konstantin. Und unsere gute Isabella Galanta, ich kenn' sie, freut sich noch diebisch über so was. Um so mehr, als sie sich diese deutsche Ehe, weiß Gott, pompöser gedacht hat. Übrigens ich glaube fast nach dem spanischen Hofzeremoniell mußt du ihr die Blumen — kniend überreichen. Schade, der gute alte Fastenrath ist auch tot, den wir darüber hätten befragen können. Der hat doch in Köln die spanischen Blumenspiele . . .“

„Ich erbitte velle Malen eure Entschuldigung,“ sagte Isabella Galanta, die in einem Wölkchen *Peau d'Espagne* lächelnd heranrauschte. „Meine Jungfer, sie ist wieder nicht fertig geworden mit meiner Coiffüre — oh, ich würde mir den Haar doch noch abschneiden — ich hätte schon getan das, aber Reginbold, er nicht erlaubt es.“

Das waren nun so liebenswürdige Phantasien der lebhaften Prinzessin Isabella Galanta. Der gute Reginbold hatte in dieser Ehe weder in bezug auf eine Veränderung der Haartracht, noch sonst irgend etwas zu erlauben. Er hatte damals als fünfundzwanzigjähriger Prinz der nicht regierenden Linie eines herzoglichen Hauses unter den katholischen Prinzessinnen nicht eben viel Auswahl gehabt. An das Haus Habsburg

wagte man sich gar nicht heran. In Bayern hatte man abgewinkt. Das Rokettieren der Enkel Maximilian Leopolds mit der Hofburg auf Kosten Preußens, das die regierende, protestantische Linie ärgern sollte, mißfiel in München. Auch stimmte es mit dem Alter der verfügbaren Prinzessinnen nicht recht. Aber da war — auf dem Wege durch die Gesandtschaft in Madrid, der ein früherer Kayser Kammerherr attachiert war, erfuhr man davon — eine Prinzessin in einer Nebenlinie des königlichen Hauses. Eine Infantin, die rasch und sehr heftig erblüht war. Ihr ererbtes Interesse für die aufregende Unterhaltung des Stiergefächts drohte mit dem Anwachsen des Ruhms und der Erfolge eines gewissen Sevillaner Matadors etwas tragische Formen anzunehmen. Und da kein Stier so freundlich war, diesen gewandten, glutäugigen Jüngling rechtzeitig auf die Hörner zu nehmen, so war dem Hofe in Madrid eine Verheiratung der heißblütigen jungen Dame ins Ausland durchaus erwünscht. Der gute Reginbold hatte damals von den Heidelberger Saxoborussen und den Bonner Husaren her ein hübsches Sümmdchen Schulden mitgebracht, das sich durchaus nicht, wie gehofft, minderte, da er auf einer belehrenden Reise nach Italien, ehe er die roten Flammen des Vesuv und die blauen Wasser des Golfs von Neapel erreichte, zu lange am grünen Tisch von Monte Carlo gefessen hatte. Ein Zweckbesuch bei der klugen Mutter Eudoxia, die ihrem Jüngsten schon dreimal die Schulden bezahlt, hatte gezeigt, daß die Schwerhörigkeit der Kaiserlichen Hoheit damals schon, im Jahre 1905, im Verkehr mit dem eigenen Blut beträchtlich sein konnte. Joseph Ferdinand, der Vater, aber hatte in sehr ernster Besprechung auf die Notwendigkeit hingewiesen, dem Skandal dieses unbezahlten Lebenswandels ein Ende zu machen und sich durch eine Heirat zu rangieren. Bei welcher Gelegenheit er dem Sohne neben weiteren guten Ermahnungen das Osterheft einer illustrierten

Pariser Zeitschrift mitgab, in dem auf einem personenreichen Familienbilde der spanischen Königsfamilie in der dritten Reihe ganz rechts eine junge Dame zu sehen war, die von der beigegebenen Erklärung als „S. Altesse royale la Princesse Isabella Galanta“ bezeichnet war. Das heißt eigentlich „zu sehen“ war die Dargestellte so recht nicht, denn sie hatte vielleicht aus Fröhlichkeit — die Gruppe stammte von einem Gartenfest —, vielleicht auch einfach aus Unkenntnis des kritischen Moments mit dem Kopfe gewackelt, so daß selbst unter der von Reginbold zu Hilfe genommenen Lupe nur an der üppigen Fülle der Büste und dem getürmten schwarzen Haar einwandfrei zu erkennen war, daß es sich bei der dargestellten Person um eine Dame handelte. Später durch Vermittlung der Botschaft diskret aus Madrid bezogene bessere Bilder ergaben das Resultat, daß diese Prinzessin für ihr jugendliches Alter erstaunlich entwickelt war, starkbusig, breitbüftig, aber nicht ohne Scharm des rässigen Kopfes, aus dessen gellichem Oval zwei schwarze Augen wie feurige Kohlen brannten. Und dann die sehr schönen blauschwarzen Haare! Dieser bewußt gestaltete Hauptschmuck, dessen Pflege nach Regeln und mit Essenzen, die angeblich zu den sorglich gehüteten Toilettengeheimnissen der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich gehörten, viel Geld, Zeit und Geduld kostete. Da nun die Königliche Hoheit zwar Geld und Zeit genügend, Geduld aber nicht eben viel besaß, so wechselten die Kammerfrauen häufig bei ihr. Der Gatte hingegen, nachdem Reginbold sich ihr nun einmal, beglückt über die Mitgift, angenehm berührt von der Titulatur und nicht abgeschreckt von der Vollblüte der molligen Erscheinung, vermählt hatte, der Gatte blieb derselbe. Blieb es in einer rührenden Geduld, die aus dem Umstand eine kleine Erholung gewann, daß die höchst temperamentvolle Gemahlin die ihr nicht eben sympathische deutsche Sprache nur sehr langsam erlernte und in ihren Reden, wenn diese

leidenschaftlich wurden, plötzlich zur lieben Gewohnheit der besser beherrschten spanischen Muttersprache zurückkehrte. Da aber der Wortschatz Reginbolds in der Sprache des Calderon sich im wesentlichen auf die Worte „Braut“, „Hochzeit“, „Glückseligkeit“, „Danke schön“, „Guten Morgen“ und „Wieviel Uhr ist's“ beschränkte, so trafen ihn die vokalreichen Wortpfeile der Erzürnten gar nicht, wenn er sich ihre Ungnade zugezogen hatte; und er konnte mit einem ruhigen Lächeln, um das ihn die antike Stoa und alle Märtyrer auf den Bildern der Frührenaissance beneiden mochten, ihren gewöhnlich ziemlich weitläufigen Auseinandersetzungen zuhören. Auch hatte er sich, einem verständigen Räte der Mutter Eudoxia folgend, angewöhnt, während sie tobte, leise für sich das große Einmaleins aufzusagen, das immerhin einige Ablenkung bot und zum Nachdenken zwang. Wenn er dann gerade dabei war, innerlich zu repetieren: achtzehn mal neunzehn ist gleich dreihundertzweiundvierzig, neunzehn mal neunzehn ist gleich dreihunderteinundsechzig, dann war Isabella Galanta gewöhnlich erschöpft, ausgepumpt und fertig. Und nebenbei der irrigen Ansicht, daß sie den schweigenden Zuhörer überzeugt und gedemütigt habe.

So war die Ehe zwischen den beiden sehr verschiedenartigen Leuten eigentlich gar nicht unglücklich geworden, wie das der Hofklatsch zu Anfang wissen wollte. Eine bedenkliche Wendung nahm sie erst, als Isabella Galanta zu betonen begann, daß sie dem Range nach, als Königl. Hoheit, nur hinter der Schwiegermutter Eudoxia zurückstand, die als geborene russische Großfürstin auf den Titel Kaiserliche Hoheit Anspruch hatte. Unter dem Druck der Langeweile des kleinen Kayzer Hofes gefiel sie sich darin, die Betonung der Formen zu übertreiben und schließlich gar die strengen Vorschriften des spanischen Ceremoniells einzuführen. Sie hielt feierliche Audienzen zweimal die Woche ab, zu denen, von glatten Schnorrern abgesehen, immer die-

selben langweiligen Leute kamen, die ihr wenig zu sagen hatten und denen sie noch weniger zu antworten wußte. Nach ihren kleinen steifen Dinern hielt sie würdevoll Cercle, und da sie das Deutsch immer noch nicht gut sprach und sich für die Menschen, die hoffähig waren, wenig interessierte, so waren die Ansprachen, mit denen sie die Befohlenen beehrte, nicht gerade abwechslungsreich und auserlesen. Einige der berühmtesten, auf die man allmählich vorbereitet war, lauteten: „Ist es gewesen, daß Sie schon einmal gesehen haben einer spanische Kampfstier?“ — „Haben Sie gewesen schon in Madrid?“ — „Wieviel ist es, daß Sie Kinder haben und von welcher Geschlecht sind sie?“ Es kam vor, daß sie auf alle drei Fragen eine verneinende Antwort erhielt, worauf sie dann mit dem herablassenden Lächeln, das sie gut kleidete, den Kopf mit der schweren blauschwarzen Haarkrone ein wenig zur Verabschiedung senkte und im Weitergehen abschließend äußerte: „Oh, ich bedaure das viel — Sie sollten so tun.“

Als Isabella Galanta jetzt den Prinzen Konstantin begrüßte, war es eine kleine Malice von ihm, daß er ihr die Rosen in den weißen Handschuh drückte und dabei ganz rasch, so daß sie nicht schnell genug folgen konnte, in die Verblüffte hineinsprach: „Meine gnädigste Frau Cousine, diese bescheidenen Rosen sollen Ihnen neben meiner stets wachsenden Verehrung sagen, daß ich einen Kampfstier leider noch nicht gesehen bin, in Madrid noch nicht gewesen habe und mit Kindern von keiner Geschlecht aufwarten kann — aber ganz ergebenst vorschlage, über Marienlust nach Angersbach zu wandern, wo das ansehnliche Gasthaus der vortrefflichen Witwe Lenz uns das zu bieten verspricht, was man im heutigen Deutschland übertreibend einen Bohnenkaffee nennt.“

„O — comme il est drôle! Es ist, daß er macht Spaß. Immer.“ Isabella Galanta führte die Rosen an ihre schönengeschwungene spanische Nase und lächelte gnädig.

Reginbold aber, der seine stille Freude daran hatte, wenn seine auf dem Parkett so sichere Gattin etwas aufs Glatteis geführt wurde, rieb sich vergnügt das Kinn und meinte zum Schwager Christoph: „Gut in Form wieder, der tüchtige Konstantin, was? Für den ist kein Krieg gewesen.“

„Das wollen wir nun nicht gerade so schroff hinstellen.“ Konstantin hatte die Worte gehört und legte unwillkürlich die flache Hand über das Eiserne Kreuz erster Klasse, das er trug, auf die Brust. „Ich habe sogar gestern, als ich — ganz allein, bitte, mit meinen guten Gedanken — den Michaelsberg bestieg und so ein bißchen ins fruchtbare Fuldataal hinunterträumte, auf dem Rückweg mein Lungenschützchen elend gespürt. Diese ‚vollkommen ausgeheilten‘ Scherze haben immer noch ihre Mucken. Aber nicht nachgeben, Kinder! Nicht den Narben unterm Rock und nicht dem Ingrim in der Herzgrube! Geben wir dem erst nach — dann erledigt er uns. Dann läßt er nichts mehr von uns übrig als einen ganz unbrauchbaren Gefellen.“

Sie waren quer durch den Park gegangen und stiegen langsam den bequemen Weg nach Marienlust empor. Nur wenige Kurgäste begegneten ihnen. Das sammelte sich jetzt unten um die Musik, die gerade mit einer Phantasie aus dem „Lohengrin“ am Tempelchen vor dem Kurhause begann.

„O Elsa, — nur ein Jahr an deiner Seite“ — sang Konstantin leise mit und legte mit sanftem Druck seinen Arm in den der Tante Burgund.

„Wenn du meinst, daß ich dich ziehe, weil du singst, irrst du dich,“ nickte die Prinzessin gemächlich, indem sie ihren Schritt verlangsamte. „Aber sag lieber mal, statt falsche Töne zu schmettern, wie denkst du dir eigentlich dein — unser aller künftiges Leben?“

„Ich denke mir: qui vivra — verrea. Ich persönlich — ? Na, vielleicht Stallmeister in einem Tattersall bei Gebrüder Meyer — oder junger Mann in einem Atelier

für angewandte Innenkunst, oder wie sie das Dings jetzt umständlich nennen, wofür der Wiener kürzer ‚G’schnas‘ sagt — schlimmstenfalls — Grußaugust in einem der vielen Klubs und Casinos, die jetzt wie Pilze aus der faulen Erde schießen, kann ich doch immer noch werden. Eine Hoheit, ein Prinz . . .“

„Ich höre, sie wollen die Titel alle durch Reichsgesetz kassieren.“ Es war Reginald, der das einwarf, während er sich ein grünes Zweiglein ins Knopfloch steckte.

„Oh —“ Isabella Galanta ließ diesen heftigen Schmerzensausbruch vernehmen. „Das wäre einer Ungeschämtheit! Man ist geboren, bitte, als was man ist, und man wird sterben, bitte, als was man hat gelebt.“

„Unbestreitbar, schönste Base — so sicher, wie daß ein Pfund Lendenbraten niemals eine Kalbsniere wird. Und darin liegt das Gute — für uns, wenn wir mal gezwungen wären . . . Ich meine nur, den Titel, das Recht auf die Anrede und das Recht, uns selber — auf Wechseln, Kontrakten und so mit unseren Standestiteln zu bezeichnen — das können sie uns abknöpfen. Und wie ich, wenigstens bei uns, die Herrschaften kenne, wird das — nach der großen Teilung, die natürlich noch wichtiger als Programmnummer ist, eines der am heißesten begehrten Ziele der großen Gleichmacherei sein.“

„Oh — ich darf bitten — ich bin hier geheiratet — gewiß. Ich bin geworden einer deutschen Prinzess — aber ich bin geblieben Spanierin. Wenn Pöbel in Deutschland, ohne Disziplin und Verstand, machen einer Revolution — meine Ahnen, die toten Könige im Estorial werden von so was kein Rutscher von Müll, bitte!“

„Alles sehr gut und bemerkenswert richtig. Nur . . . Aber du wolltest was sagen, Aloisia?“

„Das schon,“ die Prinzessin fächelte sich Luft zu und schnaufte schwer, „aber nicht im Bergsteigen. Später

oben. Wenn ihr ausgepumpt seid, fang ich an. Man muß warten können — warten in allem. Auch in den Revolutionen.“

„Schön. Also nachher. Aber ich wollte nur meiner Frau klarmachen — es handelt sich hier leider nicht um die toten Majestäten in der spanischen Königsgruft, meine erlauchten Schwiegerahnen, sondern um eine in Deutschland dem verlorenen Krieg zum Opfer gefallene kleine Herzogsfamilie. Da sind die Umstände nicht so groß. Die Entdeckung, daß die Hoheiten — auch die Königlichen, ja die Kaiserlichen Hoheiten — nur Menschen sind, ist in Deutschland gar nicht so neu. Das Volk von heute ist schon so sachte in diese für uns üble Überzeugung hineingewachsen.“

Prinz Christoph nickte lebhaft Zustimmung. Der Ernst, der sein joviales Gesicht sofort veränderte, wenn wissenschaftliche Fragen angeschnitten wurden, die ihn interessierten, legte sich auf seine Züge. Er nahm Reginbolds Worte als Sprungbrett und fuhr eifrig, als ob er selbst diese Diskussion begonnen hätte, fort: „Ist überhaupt gewachsen, das Volk, der europäische Mensch. Wenn ihr in einem seiner Schlösser — oder zum Beispiel in unserem alten lieben Kranichstein in den Hallen und Waffensälen die Ritterrüstungen betrachtet, da werdet ihr die wunderliche Entdeckung machen, daß die Kerle — Verzeihung für den respektlosen Ausdruck, aber wir sind ja unter uns — also daß die Edeln und Ganzedeln, die darin einmal gesteckt und, auf wappengeschmückten Schabracken sitzend, Lanzen gestochen haben — kleiner und weniger breit in den Schultern waren als wir. Die ‚Rüstungen‘ sind verrostet und haben neben dem Kuriositätswert nur noch den Eisenwert — der im letzten Jahr, wie alles, gestiegen sein mag. Aber das Volk, dessen Ahnen niemals das unpraktische schwere Zeug getragen haben, ist mitgewachsen mit der Zeit. Seht selber nach!“

„Ihr werdet vielleicht — bitte den Weg links nehmen, Vetter Reginbold — werdet vielleicht gut tun, wenn ihr ihm nicht glaubt — ich glaub' ihm —, euch die Rüstungen bald anzusehen, bald —“ Konstantin legte eine fatale Betonung auf das ‚bald‘ — „denn mit den Schlössern und Burgen und Domänen und Sammlungen, die wir wohl oder übel durch Enteignung verlieren, werden wir auch das Rüstzeug unserer alten Herren gesehen haben.“

„Oh — sie können, ich denke, doch darin nicht zu Tanz gehen auf die Maskenball,“ Isabella Galanta sprach diese Worte mit großer Geringschätzung — „wie sie genommen haben meiner ganzer neuer Automobil — und meiner Isabellen-Viererrzug, wo ich haben selbst eingefahrt . . .“

„Ach, Kinder — es wird nichts so — sind wir eigentlich bald oben? . . . wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht ist. Am wenigsten, wie der Brei gekocht ist, den viele Köche verderben . . . Jetzt — jetzt müssen wir bergsteigen. Leider. Warum eigentlich?“ Aloisia Manuela hatte sichtlich bereits genug von dem Weg bergauf, so bequem er in Serpentinaen zur Höhe führte. Aber ihre Frage verhallte.

„Über all das, denk ich, werden wir ja auf dem Familientag Näheres hören, wie Johann diese Angelegenheit mit dem Landtag oder den Volksbeauftragten — oder wer da jetzt eigentlich die Macht zu haben glaubt — zu ordnen gedenkt.“ Aus dem Ton des Prinzen Konstantin klang keine besondere Zuversicht auf eine erfreuliche Lösung. „Aber du wolltest etwas sagen, lieber Christoph?“

„Zunächst —“ Prinz Christoph blieb stehen und wischte sich, den Panama lüftend, den glühend perlenden Schweiß von der geröteten Stirn, „zunächst wollte ich sagen, daß uns, wie die Dinge liegen, kein Mensch etwas bezahlt. Auch nicht dafür: daß wir in einem so unsinnigen Tempo bergauf laufen.“

„Bravo, Christoph!“ lobte die Gattin. „Wenn wir nicht gerade von Europas Zukunft reden, sind wir zwei immer einig.“

„Also langsamer — schön. Es ist das Tempo der Revolution, in das man unwillkürlich fällt.“

„Ach hör' schon auf, Konstantin,“ Christoph ärgerte sich leicht, wenn er schwitzte, „die Sache ist, weiß Gott, nicht zum Lachen. Der vor einem halben Jahr noch regierende Herzog sitzt nach abenteuerlicher Flucht noch immer in Lauterbach. Inkognito, incognitissimo. Seine hübsche kleine Frau kommt noch immer halb um vor Angst, weniger für sich, als für die Kinder. Rein Mensch soll wissen, daß sie dort untergeschlüpft sind. Alle wissen's. Der Pintus fährt mit einer Amtsmiene, als besuche er dienstlich den Kaiser Barbarossa im Ruffhäuser, und mit einer Aktenmappe so dick wie ein Tornister —“

„Er hamstert Fett und Scheibenhonig —“

„Mag er! Liegt im Blut. Das Volk kann die Geschäfte nicht lassen. Aber er hat auch Papiere, Akten, Vorschläge in der Mappe.“ Reginbold ereiferte sich. Die alte Rivalität der katholischen Linie erwachte und kämpfte in ihm. „Solang nichts zu regieren war an dem Ländchen, hat Johann seine Sache mit Regieren ganz gut gemacht. Figur, Anstand, Takt hat er. Den Bürgern beim Bürgerfest erzählen, daß es ohne sie und ihre Geldsäcke nicht geht; den Bauern beim Trachtenfest zuprosten, daß sie und die Kartoffeln die Kraft des Landes sind; den Ärzten beim Naturforschertag bestätigen, daß ohne sie und das Morphinum keiner angenehm sterben kann — daneben mal den Truks empfangen und ihm ein paar unsinnige Putten und symbolische Ornamente streichen vom Denkmalprojekt, und den Schmalz, das Kamel, zum Professor machen — all so was ging ganz glatt. Und auf Ansichtskarten sah er anständig aus, der gute Johann; und wenn er in Berlin war, kam er wie geölt zurück und hatte leidlich bei Majestät abgeschnitten. Zugegeben. Aber nun handelt

es sich um uns alle — handelt sich um die Dynastie, um beide Linien, um jeden einzelnen von uns. Um seinen Rang, seine Stellung, Geltung und sein Vermögen. Ob da diese Schlupfwespe, der Pintus, der rechte Mann ist? Die Diplomatie ist ein bißchen neu in der Familie. Der Vater soll Synagogendiener in Bingen gewesen sein oder der Großvater. Und nun — ruht das Heil der Dynastie Raab-Dreybrücken samt Nebenlinie auf seinen D.-U.-Schultern.“

„Das behauptest du zunächst, lieber Reginbold,“ meinte Aloisia Manuela versöhnlich, „deine Vorliebe für den mir ja auch nicht zum Küssen sympathischen Pintus ist bekannt. Aber —“

„Aber — verzeih, daß ich unterbreche, liebe Aloisia,“ der Bodenbacher nickte dabei der Gattin freundlich zu, zwischen ihnen gab's keine Mißverständnisse — „verzeih — aber mir hat das Wolf-Dietrich bestätigt, der es wieder von Raab weiß. Der Pintus fährt immer hin und her zwischen dem Herzog und den Schustern und zwischen dem Hofkammerrat Quack und . . .“

„Macht denn der Quack die Sache . . .“

„Ja, mein Gott, einer muß doch am Ort verhandeln mit den Männerchen. Der Quack hat's auch fertig gebracht, daß ein Teil der Dienerschaft — so als Kastellane der Republik oder Schloßbetriebsräte oder was weiß ich — übernommen wurden, die noch den alten Dienst kennen und an der alten Ordnung ein bißchen festhalten. Aus Gewohnheit. Sie können ihre Verdienstkreuze schamhaft abnehmen und ihre Wappenknöpfe abtrennen . . . aber nicht mehr umlernen. Und er hat's durchgesetzt, der alte Quack, daß sogar ein Teil der im großen Enthusiasmus des Umsturzes gestohlenen Wertgegenstände — ein nicht unbedeutender Teil — wieder herbeigeschafft wurde. Von der sogenannten Volkspolizei, bei der sich übrigens zuerst alle Drückberger des Krieges vollzählig und bis an die Zähne bewaffnet eingefunden hatten.“

„Der Queck — hm.“ Reginbold, der die Tete des kleinen Zuges hatte, blieb stehen und äußerte besorgt: „Erstens mal stirbt der bald . . .“

„Das macht er nun schon seit sieben Jahren. Damals im Jahre 1912 hatte er das erste leichte Schlaganfallchen.“

„Richtig. Aber ich weiß da Näheres. Die Adrians kennen ihn gut. Ich habe das etwas zweifelhafte Glück gehabt, mit den Apothekers gestern im Vestibül des Hotels zusammenzurennen. Mein Gott, er ist ja ein Streber gewesen — das haben wir doch alle gewußt. Solche Leute haben doch ihr Mäntelchen — gleichviel wer's ihnen gemacht oder verliehen hat — nur dazu, es allemal nach dem Winde zu hängen. Aber sie — Madame — ist eine ganz verständige Frau. Auch ist ihr die Revolution unbequem. Wer ein Haus am Markt hat, der macht sich nichts daraus, daß scharf geschossen wird. Und es ist ein hübsches altes Haus — hat nicht der Apotheker in Hermann und Dorothea ein ähnliches?“

„Willst du dem Apotheker das Haus abkaufen?“

„Nein, warum?“

„Weil du so lang dabei verweilst.“

„Ja so — ich wollte sagen, die Frau Apotheker hat mir vom alten Queck erzählt.“

„Auch ein Gesprächsstoff,“ raunzte Aloisia Manuela ärgerlich. Sie mochte den Hofkammerrat nicht leiden. Er war ihr zu korrekt, zu zugeknöpft, und sie hatte ihn im Verdacht, daß er mit seiner eiskalten Art seine junge Frau, die sie gekannt hatte, ins Grab geärgert und gequängelt hatte. Und sie, die nie eigentlich schön gewesen war, nur frisch und munter, hatte eine Vorliebe für alle schönen Frauen, in denen sie die Stärke des Geschlechts sah und das dauernde Übergewicht über die immer verliebten Männer.

„Ich mögen nicht Männer, was immer rechnen,“ stimmte Isabella Galanta lebhaft zu.

„Leute, die schön Tenor singen, sind mir auch lieber,“ bestätigte Konstantin. „Bloß, teuerste Base, in der Hof-

kammer sind die guten Rechner besser am Platz als die Brüder mit dem hohen C.“

„Tatsache ist aber, daß der alte Qued in unserer ganzen Familie keine besonderen Sympathien genießt.“

„Während dafür — wie meinst du, Onkel Burgund?“

„Ich meine gar nicht eben. Ich habe einen Stein im Schuh.“ Und Prinz Christoph stellte sich an einen Baum und zog sehr ärgerlich, während die anderen langsam vorausgingen, seinen Schuh aus, um leise fluchend und sichtbar schwitzend im Kampf mit einigen ihn umsummenden Mücken das spitze Steinchen zu entfernen, das ihn bald vorn an der Zehe, bald unter der Ferse empfindlich stach.

„Die Tochter, wollt' ich sagen, scheint größere Sympathien in der Familie zu genießen . . .“

„Wolf-Dietrich?“

„Ja.“

„Ich hab' ihn gestern zufällig auch mit ihr begegnet bei der Brücke.“

„Zufall war das nun nicht. Salzschlirf ist so verständig gebaut, daß zwei Leute, die miteinander einen Gang tun wollen, notwendigerweise allen anderen Menschen begegnen müssen.“

„Wie ist daß du das meinst?“ Isabellas Verständnis des Deutschen reichte für Konstantins todernst vorgebrachte kleine Scherze nicht aus.

„Deshalb scheinen sie auch ihre Gänge und Fahrten bereits auszudehnen in die Umgebung.“

„Ja, ja.“ Isabella Galanta bestätigte das lebhaft. Alles, was zwischen zwei Leuten verschiedenen Geschlechts vorging, ob es nun stille Zärtlichkeiten im Walde oder grobe Briefe durch die Post betraf, interessierte sie glühend. „Der Apotheker — oder seiner Frau — oder ich weiß nicht — hat erzählt an meine Jungfer — oh, wenn sie in Vestibül sitzt, sie sieht aus wie einer Dame — ihr Bruder ist Offizier in Krieg geworden — sie sagt so — ich weiß nicht, ob ist richtig . . .“

„Wird schon stimmen. Wenn auch nicht gerade bei den Ziethenhusaren. Ja, das Kasino nach dem Krieg hätt' ich sehen mögen bei so 'nem Linieninfanterieregiment!“

„Er ist —“ Isabella Galanta ließ sich niemals vom Thema abbringen, wenn das Thema zarte Beziehungen oder deren entfernte Möglichkeiten betraf, „er ist mit sie von Fulda gekommen — gestern vor zwei Tag.“

„Vorvorgestern? Da ist er ja überhaupt erst angekommen. Allerdings über Fulda.“

„So ist, daß sie ihm wird gefahrt sein entgegen. Sie ist ihn abgeholt, ich bin davon gewiß.“

„Da bin ich davon nun weniger gewiß, meine Liebe,“ Prinz Konstantin sagte das ruhig und bestimmt. „Er hat sie gewissermaßen entdeckt, ihr Talent entdeckt. Hat ihr auch mal Blumen geschickt, als sie — recht brav übrigens — den Prolog von ihm sprach. Findet das Mädels auch sicherlich hübsch. Denn das ist sie, und er ist nicht blind. Aber ich kenn ihn — sie bleibt für ihn die Tochter des Kayser Hofkammerrats, und wenn sie sich zehnmal abends in Salzschlirf die Backen schminkt und Komödie spielt. Und dann — er wird sich hüten, gerade jetzt ins Gerede zu kommen.“

„Abber nein —“ Isabella Galanta war durchaus nicht mehr Königl. Hoheit, sie war ganz neugierig kombinierendes Weib, das Pikantem auf der Spur ist, „wißt ihr was ist das ich glauben?“

„Bei deiner preiswürdigen Phantasie in solchen Dingen, Teuerste, sehr schwer vorherzusagen.“

„Ich glauben dieses —“ Isabella Galanta blieb, das Resultat tiefen Nachforschens in seelischer Anstrengung zu ziehen, in der Dichtung stehen. Die Mittagssonne funkelte in ihrer schwarzen Haarkrone. Ihre Augen leuchteten, als ob sie eine besonders frohe Botschaft künde, aber sie dämpfte die Stimme, als ob das zu ihren Füßen liegende Badehotel und die Wandelhallen durchaus nichts erfahren dürften von dem, was sie der

Familie zu sagen hatte. „Bitte — ich glauben — er wird sie heiraten!“

„Wer wird schon wieder wen heiraten?“ fragte Prinz Christoph, der nach Entfernung des lästigen Steinchens wieder gut zu Fuß war und eben herankam. Er kannte die Vorliebe der Schwägerin, Leute ehelich zu verbinden, die selber keinen Augenblick daran dachten.

„Wolf-Dietrich die Candida Queck? Aber Isabella, wie kannst du —“

„Was — ich kann? Er kann. Wenn wahr ist, daß Hoheit Johann hat gesagt — wenn wahr ist, daß er nicht mehr kommt auf Thron — wenn wahr ist, daß Gesetz von Haus ist ohne — comment dit-on en Allemand: sans —?“

„Daß die Hausgesetze ohne Wirkung sind — aufgehoben —“

„Dann er wird folgen Gesetz von seine Herz und —“

„Sein Herz wird schon keine Dummheiten machen.“

„Was Herz macht, bitte — ist nie dumm.“ Isabella Galantas Augen träumten hinaus in die Frühlingslandschaft. Sie hatte Momente, in denen sie sehr spanisch und noch ganz hübsch war. Reginbold war instinktiv kein Freund dieser Momente. Gewöhnlich sprach sie kurz nachher von Stierkämpfen.

Die kleine Gesellschaft hatte jetzt das balkonartig abgeholzte Plateau erreicht, auf dem das neuerbaute bescheidene, einstöckige Wirtshäuschen der Marienlust freundlich in der Nachmittagssonne lag, noch ein wenig einen Duft von Lehm und Ölfarbe in die Lenzluft streuend. Langsam heraustretend aus dem Schatten des jungen, im leisen Windhauch zitternden Laubwalds standen die Herrschaften, wie zur Gruppe vereinigt, an dem Holzgeländer und schauten ins Tal. Allen wurde leicht und froh zu Sinn. Das silberne Streifchen der Altfeld glänzte herauf. Wie eine lichtgrüne Wache aufgezogen standen die Bäume der Allee an den Ufern, und die beiden Brückchen legten korrekt

und sauber ihren Bogen von Aferrafen zu Aferrafen. Die weißen Villen und schmucken Hotels hatten die Fenster weit geöffnet, Sonne und Frühlingsluft hereinzulassen. Aus den von Wipfelgrün verborgenen Parkwegen zur Linken klang das Jauchzen spielender Kinder. Die Krumusik unten spielte „Figaros Hochzeit“.

Aloisia Manuela stand in der Mitte der schweigend Schauenden. Die Kinderlosigkeit hatte diese im Aussehen und Gebaren so mütterliche Frau nicht herb werden lassen, wie viele andere ihres Schicksals. Eine große Güte lag über sie gebreitet, eine Güte, die nie lebenswürdiger sichtbar wurde als im Umgang mit Pflanzen und Tieren und im Anschauen der Natur. Plötzlich sagte sie jetzt mit ihrer warmen Stimme, in deren Ton immer ein Versöhnliches lag: „Und ich sag' euch — es wird alles nicht so schlimm. Der Krieg hat die armen Leute verrückt gemacht. Hier wie draußen. Laßt sie nur erst zu sich kommen! Sie werden sich schon wieder besinnen. Und schämen sogar. Hat's nicht geschienen, als ob sie uns alle umbringen wollten? Als ob sie Blut sehen wollten? ‚An die Laterne!‘ hat wahrhaftig irgendein Narr gerufen, als ich mit Christoph in die Droschke stieg — unser Kutscher lag leider betrunken im Stall und die Pferde waren schon gestohlen. Christoph — an die Laterne?! Es ist doch rein zum Lachen. Ich hab' mich auch bloß herumgedreht und gefragt: Ei, warum denn? Da war er still. Und ein anderer hat sogar entschuldigend gerufen: ‚Er hat halt g'soffe, Hoheit!‘ Das tun ja nun leider die meisten. Und der Alkohol hat seinen eigenen germanischen Teufel. Aber die deutschen Barbaren sind keine Pariser Jakobiner. I wo! Und ein Verrückter, wie er drei Tage lang in Rayß herumgelaufen sein soll und geheßt hat — wahrscheinlich war's ein Berliner —, der wirbt sich keine Bande von Tyrannenmördern. Wo soll er die denn plötzlich herkriegern? Im Stadtgefängnis haben ein Taschendieb, ein Landstreicher und zwei

Klingelfahrer gefessen — da lohnt sich doch kein Bastillesturm. Ein paar Lümpchen haben Porzellan und Silber im Schloß gestohlen — jeder Kommerzienrat in seiner Sommervilla in Baden-Baden hat das schon erlebt. Geschossen haben sie? Na, ja — sie schießen auch in der Neujahrsnacht. Ist jemand von euch getroffen? Keiner. Wir stehen hier alle gesund im wunderschönen Frühlingstag. Und wer weiß — paßt mal auf —, eines Tages holen sie uns zurück — feierlich und ein bißchen geniert — und läuten noch die Glocken dazu, wenn wir wiederkommen.“

Lächelnd vor sich hinnickend stand Prinz Christoph neben seiner Gattin. Die gerade angezündete Zigarre ließ er ausgehen und hörte mit leiser Nührung zu. Nicht eines ihrer Worte glaubte er, und jedes tat seinem Herzen wohl. Und als sie, die frohe Zuversicht mit gehobener Stimme unterstreichend, geendet hatte, sah er zu Konstantin hinüber mit einem halb triumphierenden, halb werbenden Blick, der sagte: Ist es nicht eine nette Frau?

Konstantin aber legte zutraulich seinen sehnigen Arm in den rundlichen Aloisias und sagte ganz ernsthaft: „Weiß der liebe Himmel, es gibt Momente, Tante Burgund — da verseht' ich noch mal die goldene Kette vom Kranichorden und führe mit dir nach Rom! Wenn ich auch immer noch nicht weiß, wo der Kardinal Spoletti wohnt!“

* * *

„Na also, sehen Sie, Sie leben doch noch, verehrter Doktor!“ Wolf-Dietrich schlug dem ihm korrekt und aufrecht gegenüberstehenden Böllermann leicht auf das spitze Knie.

„Ach ja, Hoheit — Pardon, es wird ja wohl gewünscht: Herr Graf . . .“

„Eigentlich ja, lieber Doktor, aber bei einer solchen Ansammlung von Familiengliedern ist es mit dem —

übrigens von meinem Bruder, dem Herzog, befohlenen — Infognito wirklich nicht weit her. Und so ein Bäd-chen ist neugierig.“

„Aber nett. Nett und sauber und friedlich. Wir kommen jetzt aus Berlin — ja, also was sich da tut! Man glaubt, man ist verrückt geworden. Aber Ihre Kaiserliche Hoheit die Frau Prinzessin mußte wieder ihre gewohnten Zimmer im Bristol haben — hat sie schließlich auch bekommen. In den großen Hotels merkt man noch am wenigsten von den abscheulichen Veränderungen. Aber auf der Straße! Du meine Güte! Ordnung? Nach der vielgerühmten neuen Freiheit macht so ziemlich jeder, wozu er gerade lustig ist. Und kaum einer was Gutes. In der Friedrichstraße hat mir ein schmieriger Kerl, dem man was hätte schenken mögen — Brillantnadeln angeboten. So einfach aus der Tasche. In der hohlen Hand. Mittags. Vor dem Christlichen Hospiz, in dem ich mich wie immer einquartiert hatte, haben sich abends um zehn Uhr zwei geschminkte Dämchen in mich eingehängt und — Ich bitte, seh ich aus, wie ein Don Juan, wie ein Casanova? . . . Und als ich sie abschüttelte, kam doch so ein wüster Kerl vom Trottoir gegenüber und raunzte mich fuchtig an: ‚Wat willstest von meine Braut, du langes, dreißiges Laster?‘ — ‚Ich weiß nicht, welche von beiden Ihr Fräulein Braut ist,‘ sag’ ich, ‚aber ich will von keiner der Damen was — ich wohne hier im Christlichen Hospiz und . . .‘ Da haut mir der Kerl doch mit der flachen Hand vor den Bauch und hat die Frechheit zu sagen: ‚So siehstest aus — Ach, du bist vielleicht der Apostel Paulus? Nu geh mal rinn, du Quatschkopp — id’ glaube, se singen schon drin Halleluja . . .‘ Das ist jetzt der Ton, bitte. Aber mit dem Ton ist’s nicht getan. Wie ich mich abends ins Bett lege, fehlt mir doch die Uhr — denken Sie, ich hab’ sie vor vielen Jahren zur Konfirmation bekommen — von einer vermöglichen Tante — mein Gott, es war noch eine Ankeruhr

und nur von Silber . . . Aber sie zahlen ja jetzt für den Silbertaler vierzig Mark, hör' ich — Papier natürlich. Und ich hab' sie getragen, die Uhr, auf allen Reisen mit der Frau Prinzessin — in England, in Spanien, in Agypten — in allen Moscheen bin ich mit der Uhr gewesen — und beim Selamlit in Konstantinopel und beim Empfang durch Seine Majestät den Sultan — es war noch der alte Abdul Hamid — hab' ich sie in der Tasche gehabt . . . Und mitten in Berlin, bitte — vor einem christlichen Hospiz nimmt sie mir der Bräutigam von so einer Person . . . ich glaube, es ist gar nicht der Bräutigam gewesen.“

„Ich hab' ihn auch stark im Verdacht.“ Wolf-Dietrich bemühte sich ernst zu bleiben; denn sein Gegenüber fand Geschiä und Geschichte der Konfirmationsuhr durchaus nicht zum Lachen. Und die Zustände in Berlin noch weniger.

Böllermann mußte dem Groll seines Herzens Luft machen. Wolf-Dietrich ließ ihn gewähren, bat ihn nur, seine Stimme ein wenig zu dämpfen, damit es nicht den Eindruck wecke, daß ihn hier jemand auszankte. Böllermann war gewohnt, als Vorleser einer schwerhörigen Prinzessin sehr laut und besonders deutlich zu sprechen. Der alte Heinrich Laube hätte an ihm als Burgtheaterdirektor seine helle Freude gehabt, dachte Wolf-Dietrich. Und damit waren seine Gedanken wieder beim Theater. Beim Burgtheater in Wien verweilten sie allerdings nur kurz; aber um das kleine Kurtheaterchen kreisten sie, in dem er die beiden letzten Abende, doch auf sein Inognito vertrauend, im Parkett gefessen und sich zwei grundverschiedene Stücke angesehen hatte, Ibsens von höchster Technik gehämmertes ‚Rosmersholm‘ und das unsichere Schauspiel eines unbekanntens Anfängers. Oder eigentlich in beiden hatte er nur Candida gesehen. Für die Rebekka West in dem finsternen Gemälde geadelten Verbrechens war ihre tastende Kunst noch nicht reif genug. Ihrem klugen und heiß sich um den

Geist der Rolle mühenden Spiel fehlte noch die Schwere, das Erlebnis des Leidens und ein letzter Schmerz. Aber wie schön, wie edel in der Linie war sie. Und wie durchbrach die sonnige Güte des eigenen Wesens überall die starre Maske berechnender Leidenschaft, in die sie der Dichter zwang. Und in dem wenig bedeutenden anderen Stück — dessen Namen und Verfasser er schon vergessen hatte — wie lieb wußte sie als unbefangene junge Frau zu plaudern, mit den Kindern zu spielen, den berühmten Gast zu empfangen; wie hell und fröhlich und wie echt klang ihr Lachen und wie neidenswert waren die Liebkosungen dieser weichen Frauenarme, die weiß und rund aus dem Rimono, das sie in der großen Liebeszene zu tragen hatte, sich um den Hals dieses gräßlichen Schükle rankten. Der spielte wieder in ganzer Unleidlichkeit einen seiner von sich überzeugten Männer von Welt und zog mit Monotel, Samaschen und näselnder Blasiertheit auf die Eroberung der von Moorbädern erweichten Frauenherzen im Parkett aus.

Gerade hatte sich Wolf-Dietrich, wohligh in den weichen tiefen Sessel zurückgelehnt und den achtlosen Blick geheftet auf eine Reproduktion von Pilotys Ermordung Wallensteins, die als Schmuß dieses behaglichen Salons Nummer zwölf im Badehotel über dem hübschen, aber nicht sehr praktischen Empireschreibtisch hing, und sich das schalkhafte Lächeln vorgestellt, mit dem Candida, die stürmische Werbung eines Angeliiebten unterbrechend, Tee eingegossen hatte: „Nehmen Sie mit oder ohne Rum?“ — da hörte er Doktor Völlermann, der sich wieder in wuchtige Vortragsstärke gesteigert hatte, dieses sagen: „Ich habe, weiß der liebe Gott, kein Talent zum Nero — aber dieses Berlin! . . . Wenn ich manchmal abends eine Fackel gehabt hätte . . . ich wäre imstande gewesen, sie hineinzuschleudern mitten in die Dielen und Freudenhäuser und Ministerien und . . . Aber denken Sie, eine Schachtel Streichhölzer, nicht mal

schwedische — im Hotel liegt keine mehr auf dem Nachttisch — kostet jetzt eine Mark! Eine Mark — eine Schachtel Zündhölzer!“

Zwischen dem Diebstahl der Konfirmationsuhr und dem Ankauf dieser Schachtel nichtschwedischer Zündhölzer hatten jedenfalls in der Erzählung Böllermanns viel schreckliche und bedeutsame Erinnerungen an den mit Ingrimms beobachteten Niedergang der Reichshauptstadt gelegen, um die Wolf-Dietrich durch den eigensinnigen Flug seiner freundlicheren Gedanken gekommen war. Des Doktors Antlitz war gerötet von der heftigen Gemütsbewegung und seine weißen Haarbüschel über den Ohren, durch die er sich in der Erregung oft mit den dünnen Fingern fuhr, strebten empört zu Berg.

„Alte Bekannte — aus unseren Kreisen — haben Sie wohl wenige getroffen in Berlin?“

„Herrn Geheimrat von Pintus traf ich Unter den Linden.“

„Hic et ubique — der ist überall.“

„Ja. Er — hm — er geht auch überall hin. Er war in Staatsgeschäften dort, sagte er. Aber er lud mich dann in ein Lokal — abends — in der Jägerstraße . . . Wenn ich daran denke! Es hieß der ‚Kesse Faun‘.“

„Was ist ein ‚Kesser Faun‘?“

„Ich habe keine Ahnung. Herr von Pintus meinte, man müsse den neuen Geist der neuen Zeit an allen Quellen studieren, um ihn im Sinne der alten Tradition bekämpfen zu können.“

„Aha — den hat er an jenem Abend im ‚Kessen Faun‘ bekämpft? Ein Weinlokal?“

„Ja — das heißt, der Wein zu vierzig Mark die Flasche war so schlecht, daß . . . Es wird nur Sekt da getrunken. Herr von Pintus meinte, mit den Wölfen müsse man heulen . . .“

„Er hat immer gut geheult. Aber nicht so laut, ich erwarte ihn nachher — und er ist gern so pünktlich, daß er noch feststellen kann, wer vor ihm da war.“

Doktor Böllermann stierte vor sich auf das rätselvolle aus Blumen gewirkte Teppichmuster. Die Erinnerung an den „Reffen Faun“ schien ihn fast zu bedrücken. „Es war ein merkwürdiger Abend. Ein Publikum — sehr elegant. Besonders die Herren. Die Damen waren sehr laut, ja. Und rochen verheerend nach Parfüm. Herr von Pintus meinte — die Stube war nicht groß — meinte: so zweihundert Jahre Zuchthaus seien hier wohl beisammen. Vorn war ein Podium. Darauf wurden dann — nein, aber wirklich, man schämt sich's zu sagen — wurden „Eratänze“ getanzt. Eine ziemlich dicke Dame, die so gut wie nichts anhatte, sprang da vorn herum . . . also ich sage Ihnen, Herr Graf — ich habe so was nicht für möglich gehalten . . . Und das soll in hundert Lokalen ähnlich sein — jeden Abend.“

„Ja, ja. Früher: *nulla dies sine linea* — jetzt: *nulla dies sine Tango*.“

„Ah — Tango war das nicht. Tango wurde ja auch — wenn ich mich recht erinnere, einmal bei der Soiree der Prinzessin Isabella Galanta getanzt . . . Das war ein etwas alberner, aber recht anständiger Tanz. Aber was da diese Dame im „Reffen Faun“ . . . Und dafür zahlt man zwar kein Entrée aber — hundertzwanzig Mark für die Flasche deutschen Sekt.“

„Gott, bei der Entwertung der Mark.“

„Bloß der Mark? Gehen Sie nach Berlin, Hoheit — was ist nicht entwertet? Treue, Glauben, Freundschaft, Ordnung . . . alles entwertet.“

„Na ja, der Pöbel spekuliert auf Baisse.“

„Die Kaiserliche Hoheit hat ganz recht, die Revolution hat alle Allüren und alle Brutalitäten der früheren. Auch alle Narren, Schieber und Verbrecher. Nur die Genies fehlen ihr noch.“

„Wie ihr die ganz großen Vorläufer gefehlt haben.“

„Ganz recht. Sie hatte keinen Karl Moor und keinen Figaro. Die Kaiserliche Hoheit hat das sehr be-

dauert. Sie empfand es als einen Schönheitsfehler in dem abscheulichen Bilde des ganzen.“

„Was hat die Kaiserliche Hoheit, lieber Doktor, denn überhaupt zu dem neuen Berlin gesagt?“

„Sie kennen sie ja, Herr Graf. Sie hat sich nun mal verbissen in den Gedanken, daß alles sich genau, mit mathematischer Notwendigkeit, nach dem üblen Vorbild der sogenannten ‚großen‘ Revolution vollzieht — daß Berlin nichts anderes zu tun hat, als das gräßliche Beispiel von Paris nachzuahmen. Sie war erstaunt, auf dem Dönhofsplatz — den hat sie sich, ich weiß nicht warum, dafür ausgesucht — noch keine Guillotine in Tätigkeit zu finden, wie vor hundertdreißig Jahren auf der Place Louis Quinze der Garde Meuble gegenüber. Sie war etwas enttäuscht, daß sie in den Theatern bloß Hauptmann spielten und Wedekind — sogar auf einem, aber schlecht, Goethe — und nicht Tragödien wie ‚Brutus‘ und ‚Gracchus‘, allenfalls noch die ‚Räuber‘. Das einzige, was sie mit einiger Genugthuung wahrnahm, war, daß einige sogenannte Intellektuelle, deren Intellekt unter dem alten Regime nicht aufgefallen war, sich mit Feuereifer im Dienste der Extremen publizistisch betätigen.“

„Kleine, blasse, schwarzgelockte?“

„Die meisten, ja. Das erinnerte sie an Monsieur Roussin, der vor der Revolution allerlei Trauerspiele schrieb, die niemand aufführte, und im Oktober 1793 in Paris die schreckliche Revolutionsarmee aus dem verwegensten Pöbel formierte und durch den Konventsaal defilieren ließ. Daß die Hundriesersche Berolina noch auf dem Postament steht, hat Ihre Kaiserliche Hoheit sehr gewundert, da die Statue doch eine Krone trägt. Und daß man im ehemaligen königlichen Schloß nicht zu Nationalliedern tanzt, wie das in der traurigsten Zeit der Tuilerien die große Pöbelmode war, das hat sie auch in einiges Erstaunen versetzt. Als wir aber an dem historischen Eifenster vorüberkamen, hieß sie die

ohnedies nicht rasende Droschke langsam fahren, ganz langsam. Und zu mir gewendet sagte sie: ‚Böllermann‘, sagte Ihre Kaiserliche Hoheit, und ihre Stimme war seltsam zittrig, als sie so sprach, ‚wenn die Ähnlichkeit mit Paris so weit getrieben würde, daß eines Tages dort die weiße Gardine hochginge und ein Danton sein podennarbigen Bulldoggengesicht oder ein Robespierre seine fanatische Frage über den gröhlenden Pöbel feixen ließe — dort, wo der sparsame alte Herr in der weißen Weste unterm Generalsrock — seinem einzigen Luxus — seinen guten grauen Kopf grüßend geneigt hat vor den preußischen Fahnen —, Böllermann, dann möcht‘ ich doch lieber nicht persönlich noch auf ‚ihn‘ warten. Sie wissen. Auf unseren Napoleon, der kommt, der kommen muß.‘ Und so ist sie nun einmal, diese merkwürdige hohe Frau. Als sie Napoleon nannte, da hatte sie ihre ganze Elastizität wieder, die Kaiserliche Hoheit, ja. Und sie ließ die Droschke wieder rascher fahren, nickte dem alten Frixen in der Höhe auf dem dunklen Postament zu und sagte mit einem frohen und gütigen Lächeln zu mir: ‚Böllermann, Sie sind noch jung, kaum Sechzig — Sie werden’s noch erleben, daß nach all dem Schlimmen, das noch kommen muß, die feierlich schöne Stunde dämmert, pour écouter dans le silence des passions la voix de la sagesse.“

Wolf-Dietrich schwieg eine Weile. Dann fragte er: „Ist das ein Wort des alten Frixen?“

„Nein. Von Robespierre. Wunderlicherweise. Aber ihr fabelhaftes Gedächtnis hat eine Art, Zitate zu verwenden, die ganz erstaunlich ist.“

„Ich werde — bitte sagen Sie das der Kaiserlichen Hoheit — heute nachmittag mir erlauben, ihr meine Aufwartung zu machen. Hoffe sie in bester Laune zu treffen. Im Kurhaus — nicht wahr?“

„Ganz recht. Erste Etage. Die Laune ist nicht übermäßig glänzend. Sie nimmt ärgerlichen Anstoß daran,

daß neben ihrem Salon ein Herr den ganzen Tag geräuschvoll gurgelt — die Wände sind etwas dünn — ja, und dann besonders, daß man ihr einen falschen Termin für den Familientag angegeben hat.“

„Ja — das ist nun so — Seine Hoheit der Herzog hat plötzlich wieder den Termin hinausgeschoben — ich muß selbst sagen, es wäre mir lieber, wenn's bei morgen geblieben wäre. Man sitzt hier und —“ Er brach ab. Ein unbeherrschtes Lächeln umspielte seinen Mund. Candida fiel ihm ein. Er war nicht unfroh einen Vorwand zu haben, noch hier bleiben zu können. Heute abend spielt sie — was doch gleich? . . . Ach, es war ja gleichgültig — sie spielte.

„Und dann — was Ihre Kaiserliche Hoheit noch besonders verdrießt —“ Böllermanns Auge fragte, während er, schon stehend, berichtete: „— daß der Herr Herzog gebeten hat, von Besuchen in seiner — in seiner Villeggiatur abzusehen.“

„Villeggiatur? Für eine Bäckerei ein etwas üppiger Ausdruck.“

„Bäckerei?“ Böllermann rückte verblüfft die Hornbrille hoch. „Was macht denn der Herr Herzog in einer —“

„Nun er bacft vernutlich nicht. Aber — in den bösen Tagen des November — als die übelsten Burschen aus der Bande, die spät abends vors Schloß gezogen waren, zu den verdunkelten Fenstern hinaufgrölten: ‚Komm mal runter, Johannchen — daß wir dich aufknüpfen können! . . .‘“

„Undankbares Geschmeiß!“

„Gewiß. Vielleicht war's nicht mal ganz so böse gemeint. Unter den Lämmels sind auch viele Maulhelden. Aber meine Schwägerin . . . Sie stammt aus einem Geschlecht, das gegen Napoleon sechs Offiziere verlor — vom Fahnenjunker bei Möckern bis zum General bei Belle-Alliance alle Chargen — aber sie selbst . . . na ja, eine Frau — zwei kleine Mädels —

die Wirren der Zeit . . . Also sie fuhren damals mit den Rindern los — bei Nacht und Nebel von der Domestiken-treppe hinterm blauen Türmchen aus — ziemlich planlos in der Welt herum. Zunächst in der kleinen Welt, die unser eigenes Ländchen darstellt. Zweitausend-siebenhundert Quadratkilometer die ganze Herrlichkeit, da kann man — mit sechzig Kilometer Geschwindigkeit — nicht allzulange kreuz und quer fahren, Wohin auch? Beim Freiherrn von Engersau auf Engersau, wo sie zuerst versuchten, war gerade ein bißchen geplündert worden und ein bißchen gezündelt. Zwei Scheuern standen in Flammen. Der Besitz der Gräfin Arnstein war von den neuen Behörden mit Beschlagnahme belegt — sie hat ihn längst wieder und nur ein Silberservice, eine Münzensammlung und ein paar Damastportieren minus gemacht. Zweimal haben sie im Automobil übernachtet. In Holzheim hat ein Fleischer, wo sie Wurst kauften, meiner Schwägerin die letzten Rosen aus seinem Garten abgeschnitten. In Dönningen haben ihnen die Halbwüchsigen eine Scheibe des Wagens mit Steinen eingeworfen. Dann sind sie ins Hessische gefahren. Der Chauffeur hat sich erinnert, daß der Leibjäger unseres Vaters — der frische, rotbäckige Hans Jost — Sie entfinnen sich —“

„Ach, der dann mit der blonden Kammerjungfer der Prinzessin Jutta —“

„Richtig. Das hübsche Mädchel hat er geheiratet. Hat eine Bäckerei und Konditorei in Lauterbach — seiner Heimat — aufgemacht. War dann im Krieg. Kam, durch den Arm geschossen, aus der Marneschlacht heim. Und war immer der treueste und anhänglichste Kerl von der Welt. Ich weiß noch, wie mein Bruder Benno, der ihn besonders schätzte, in den ersten Wochen im Felde, als ich ihn zum Geburtstag vom Hauptquartier aus besuchte, ganz betrübt sagte: „Du — ich hab' heute keinen Glückwunsch von Hans Jost — daran merk' ich, daß Krieg ist.““

In diesem Augenblick trat Timpe ein und meldete: „Seine Excellenz der Geheimrat von Pintus warten im Vestibül.“

„Daran merk' ich, daß man noch nicht alles verloren glaubt. Für uns. Pintus hat mit den letzten Ratten das sinkende Schiff noch nicht verlassen.“ Wolf-Dietrich hatte sich erhoben und dem Doktor Böllermann verabschiedend die Hand gereicht. Timpe war, einem Wink folgend, wieder gegangen, den Wirklichen Geheimen Rat zu holen.

„Und noch eins, lieber Doktor — arme vergrämte, verkommene Glaubensgenossen des Herrn von Pintus — ehemalige Glaubensgenossen — stehen heute noch an den zerfallenen Riesenquadern des salomonischen Tempels und hoffen betend an der Klagemauer auf den Messias, der längst — umsonst — da war. Lassen Sie Ihre, unsere liebe Kaiserliche Hoheit — die auch dann eine prächtige Frau geworden wäre, wenn ihre Wiege nicht im Sonjapalais zu Petersburg, sondern in einer sibirischen Holzhütte gestanden hätte — lassen Sie ihr ihren Messiasglauben! Lesen Sie ihr weiter vor, was einmal im Westen gewesen ist und was wieder kommen soll — Direktorium — Konsulat — Empire. Und sagen Sie ihr, bitte, zwischen zwei Kapiteln aus der Schreckensherrschaft: ich komme heute nachmittag ihr die Hand zu küssen und mit ihr zu plaudern. Von Napoleon.“

Herr von Pintus, die dicke, rindslederne Aktenmappe unter dem Arm, von der erzählt wurde, daß er sie im Schlafe unter dem Kopfkissen verwahre und im Seebad an der Badehose trage, stand schon in der Tür und verneigte sich tief und förmlich. Dazu lächelte er das berühmte Pintus'sche Lächeln, von dem Prinz Konstantin immer behauptete, daß das Lächeln der Sphinx, als sie ihre Rätsel aufgab, daneben die naive Äußerung einer ganz übersichtlichen Gemütsbewegung gewesen sei. Klein, rundlich und rosig von Angesicht, tadellos

gekleidet, den kurzen rötlichen Schnurrbart englisch gestutzt, den in der Mitte sattelartig leicht eingebuchteten Schädel kahl, wie eine Billardkugel, sah diese verhältnismäßig junge Erzellenz weniger wie ein Staatsmann bismarckschen Kalibers aus, als wie der Direktor des ersten Hotels in einem fashionablen Winterkurort. Auch seine Angewohnheit, sobald er die Mappe irgendwo neben sich gelegt hatte — auf größere Entfernungen trennte er sich nie von ihr —, sich verbindlich die kleinen, weißen, fetten Hände zu reiben, erinnerte an die geschäftige Beflissenheit eines Managers.

Als Böllermann mit kurzem Gruße an ihm vorbei wollte, bekam auch er seine korrekte Verbeugung, die aber, wie die begleitenden Worte andeuteten, über ihn hinaus nach höherer Stelle zielte. „Ich bitte mich Ihrer Kaiserlichen Hoheit angelegentlichst empfehlen zu dürfen. Es geht der hohen Frau doch wohl?“

„Danke, mit ihrem Befinden ist sie zufrieden. Im übrigen allerdings —“

„Eja, im übrigen —?“ Pintus zuckte die Achseln. In seinem Lächeln lag das schidliche Bedauern eines Mannes, der sich zwar seines Einflusses bewußt ist, aber in diesem Fall die Weltlage nicht ändern kann.

Böllermann war draußen und wie die meisten, die einer Anrede durch Pintus gewürdigt wurden, nicht unfroh, jetzt draußen zu sein.

Die kleine Erzellenz aber näherte sich nun Wolf-Dietrich, nahm seine gereichte Hand wie ein kostbares Geschenk in die Fingerspitzen, neigte sich tief und äußerte seine hohe Befriedigung, sich von dem ausgezeichneten Wohlsein Seiner Hoheit persönlich überzeugen zu dürfen.

Wolf-Dietrich hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, die ersten Minuten Pintus immer sein Programm an Phrasen und Gleichgültigkeiten abschnurren zu lassen, und so bot und entzündete er jetzt nur die Zigarette, während er, seine eigenen Gedanken spinnend, mit freundlicher Aufmerksamkeit zu folgen schien.

Pintus machte von dieser Redeerlaubnis ausgiebigsten Gebrauch. Er sprach rasch und doch jedes Wort betonend und der Satzzeichen nicht achtend. Nebensächliches gab es für ihn nicht. Was er sagte, wurde wichtig dadurch, daß er es sagte. Er äußerte zunächst seine Genugtuung, daß Wolf-Dietrich so hübsch und behaglich untergebracht sei, streichelte, vorsichtig sich niederbeugend, die gelbe Schäferhündin, die vorhin hinter Timpe sich hereingestohlen hatte und nun, glücklich wedelnd, den klugen spitzen Kopf flach auf die Vorderpfoten gelegt, neben Wolf-Dietrichs Sessel lag, rühmte die Treue der Hunde, insbesondere der Schäferhunde, und beklagte, daß diese edle Eigenschaft bei den Menschen im allgemeinen, insbesondere aber bei den Zeitgenossen in so seltener Weise zu finden sei. Gab seiner Meinung Ausdruck, daß die Entstehungszeit des melancholischen Spruchs „der Irrtum olim deutscher Treu' — ist mit der alten Zeit vorbei“ zwar weit zurückliege, daß aber kaum ein anderer so gut auf unsere düsteren Tage passe; es sei denn das bissige kroatische Wort, das ihm einmal ein Herr aus Eßel im Orientexpresß mitgeteilt: „Besser türkische Freundschaft — als deutsche Treue.“ Insbesondere schienen ihm leider die Höchstgestellten ein garstig Lied davon singen zu können. Er glaube sich keiner Indiskretion gegen den Dienst seines allergnädigsten Herrn, des Herzogs, schuldig zu machen, wenn er dessen Bruder jetzt — noch ehe vielleicht der Familientag darüber Klarheit schaffe — darüber nicht im Zweifel lasse, daß seine, des Geheimrats Mission in Rayß vielfach auf türkische Widerstände der Undankbaren und auch wieder auf die Furchtsamkeit oder Indolenz der Bürgerklasse gestoßen sei. Immerhin komme er mit wertvollen Erfahrungen, auch einigen Anregungen, ja Vorschlägen zurück; unter denen er persönlich einen als besonders aussichtsreich dringend empfehlen zu dürfen glaube. Allerdings wolle er von diesem, ehe er seinem hohen Herrn selbst darüber

Vortrag gehalten habe, hier nicht deutlicher sprechen. Schwer betrüblich aber sei es, daß der alte Hofkammer- rat Quack — mit dessen schwankender Gesundheit es übrigens gerade jetzt wieder recht bedenklich stehe — die finanzielle Angelegenheit, die Auseinandersetzung mit der jetzigen sogenannten „Regierung“ noch immer nicht zu glücklichem Ende gefördert habe. Diese jetzige sogenannte Regierung — in der man vorsichtigerweise die Intelligenz nur in der Person eines alten Volksschullehrers zugelassen habe, der sich sein Lebtag im wesentlichen mit Turn- und Gesangunterricht befaßt habe —, stehe noch immer auf dem brutalen Standpunkt, daß dem Herzog eine Abfindung genügen müsse, die dem zehnten Teil seiner ehemaligen Apanage entspräche, und daß er davon unbedingt noch die sämtlichen Angehörigen der Familie zu erhalten habe. Von den Schlössern im Lande, dem Grayzer Stadtschloß, dem Dreybrückener Stadtschloß, Kranichstein, Weidenfels, Burg Klaus, Donnersfeste und Lampertshorn solle außer der Ruine Weidenfels, die vielleicht eine Sehenswürdigkeit, sicherlich ein Aussichtspunkt, aber kein Domizil sei, nur das zuletzt genannte unheizbare Jagdschloßchen der Familie verbleiben. Im Stadtschloß zu Ranz werde gegen einen Mietpreis, der einer Berliner Behnzimmerwohnung im alten Westen entspreche, der linke Flügel zur Verfügung gestellt, der gerade die schlechteste Aussicht genieße — auf die Bedürfnisanstalt gegenüber und das Pfandhaus — und der bisher, wie sich der Prinz wohl erinnere, für die verheirateten Lakaien als — allerdings für diesen Zweck recht üppige — Wohngelegenheit gedient habe.

Wolf-Dietrich hörte nicht zu. Kranichstein sollte verloren sein. Kranichstein! Dies entzückende Schloßchen des frühen Rokoko, der halbrunde Hof mit der abschließenden Säulenhalle, durch die man hinaus sah auf die Glitzerfläche des stillen kleinen Sees, aus dessen Schilf die wilden Enten surrten. Die intimen Boudoirs,

die achteckigen Staatszimmer mit den köstlichen alten Familienbildern, die zurückgingen bis in die Zeit der Erzgepanzerten, deren rostige Turnierhelme noch im sogenannten Rittersälchen bei Lanzen und Schabracken aufgebaut waren. Die schattigen Parkwege zwischen Urnen und Obelisten, um die seine Jugend hinter den Schmetterlingen hergelaufen war. Das kleine tarusumspannene Naturtheaterchen, auf dem die Brüder als Jünglinge mit bevorzugten Freunden sich unter Professor Böckels Leitung an der Antigone versündigt, in Goetheschen Singspielen, dann gar in einem Julius Cäsar versucht hatten. All die verschwiegene engen Treppchen, auf die, in altes Gold gerahmt, die hochgeschwürten Hofdamen mit kokettem Lächeln herunterschauten, die schummrigen Vorräume mit den schweren Gobelins, die von antiken Götterhochzeiten erzählten, über den eisenbeschlagenen Truben — alle diese Winkel voller Erinnerungen an ein Herrschergeschlecht, reich an Mannesstolz und Frauenschöne, sollten von neugierigen Sonntagsbummlern, von pietätlosen Philistern durchschnüffelt werden. Alle die Möbel, Teppiche, Bilder und Porzellane sollten zu Trödlern nach Hamburg, auf Auktionen nach München, bestenfalls zu pfiffigen Antiquitätenhändlern in die Berliner Wilhelmstraße sich verlieren. Die hochstirnigen Herren mit dem silbergebordeten hellgrünen Bande des Kranichordens um die breite Brust, diese zierlichen Frauen mit den geschnittenen Saphiren, die im Familienschmuck der Rayk-Dreybrücker stets wiederkamen, sollten vielleicht in der Neuyorker fünften Avenue auf den öden Flirt der Dollarprinzessen mit den Söhnen der Trustmagnaten herunterblicken. Alle die kleinen kostbaren Erinnerungen in Vitrinen und auf Etageren, von den Tanagrafigurchen, die der Papst dem Ahnherrn geschenkt, bis zu den kleinen Holzgöken der Papuas, von den edelsteinbesetzten Sarazenendolchen bis zu den goldenen Amulettkapseln mit den Splitterchen aus heiligen

Knochen darin, sollten auf die Prahlische der Kriegsgewinnler sich zerstreuen? Gedanken, nicht auszudenken! Sein Blut, sein Stolz und alle schönen und hellen Erinnerungen seiner frühen Jugend zugleich empörten sich gegen diese gräßliche Vorstellung.

„Das darf nicht sein — das nicht,“ sagte Wolf-Dietrich laut vor sich hin.

Da aber Erzellenz von Pintus längst neue Walzen in seinen Redeapparat eingeschoben hatte, von der derzeitigen Regierung und ihrer Unfähigkeit auf den ehemaligen Marstall und die letzte Sendung italienischer Maulesel für die kleinen Prinzessen, von diesen wieder auf seine eigene beschwerliche Reise gekommen war und gerade beseufzt hatte, daß es ihm in keinem der Hotels gelungen sei, ein Zimmer mit Bad zu bekommen, weil diese Vorzugszimmer bereits die Berliner Schieber innegehabt hätten; daß er aber morgens so gern ein Bad genommen hätte . . . so paßte Wolf-Dietrichs plötzliche energische Ankündigung, daß dies „nicht sein dürfe“, nicht besonders auf die letzte bewegliche Klage des auf Sauberkeit bedachten Geheimrats. Der sah denn auch, indem er den Oberkörper verbindlich vorbeugte, sehr verwundert zu Wolf-Dietrich hin und äußerte zögernder, als es sonst seiner Rede eigen war: „Pardon, Hoheit — was darf nicht sein?“

„Ich muß — ich meine, wir müssen Kranichstein unbedingt behalten!“

Pintus lächelte fein. „Hoheit haben ganz richtig bemerkt — ‚ich muß‘. In Eurer Hoheit — ja so, Verzeihung — der Eifer läßt mich zuweilen die anbefohlene Vorsicht vergessen — in Ihnen, Herr Graf, lebt, wenn ich das sagen darf: am stärksten, am stolzesten die Tradition des Hauses. Auch die traditionelle Verehrung für alles, was mit den geistigen Dingen, den schönen Künsten zusammenhängt, die durch Ihr Haus gefördert wurden.“

„Gibt das eine Festrede?“

„Doch nicht, Hoheit. Ich muß nur im Zusammenhang mit der Kunst —“

„Bitte, kommen Sie jetzt nicht auf Truds!“

„Ich werde mich hüten. Ich kenne den ausgezeichneten Geschmack Euer — des Herrn Grafen in menschlichen und künstlerischen Angelegenheiten — ja, hm — und ich denke — wenn ich das anzudeuten wagen darf —, da wo die menschlichen und künstlerischen Regungen gewissermaßen sich begegnen, wo sie zusammengehen — da hätten wir vielleicht den Schlüssel . . .“ Herr von Pintus stockte und sah mit harmloser Freundlichkeit zu Wolf-Dietrich hinüber, als erwarte er, daß der nun den Satz vollende.

Dieses aber tat Wolf-Dietrich nicht, sondern sagte nach einer Weile leicht bestrebt: „Sie sprechen von Schlüsseln, Erzellenz, und ich verstehe kein Wort.“

„Oh, das bedaure ich lebhaft — es liegt natürlich an mir — Vielleicht darf ich deutlicher sein —“

„Sie sollen sogar.“

„Ganz zu Befehl. Kurz und sachlich?“

„Wenn ich bitten darf — ja. Lyrische Gedichte über unsere Situation sind nicht recht am Platze.“ Wolf-Dietrich war etwas ärgerlich über die umständlichen Vorbereitungen, die Pintus in solchen Fällen liebte, seine Vorschläge oder Mitteilungen wirksam zu inszenieren und ins rechte Licht zu setzen.

„Die Lyrik zu bewundern hab' ich mich immer bemüht,“ Pintus war etwas eingeschnappt. Dies äußerte sich dadurch, daß er seine dicken roten Lippen beim Sprechen zu schlucken schien und ruckartig seinen Hals verkürzte, „aber mir selbst ist es leider versagt, in Rhythmen auszudrücken, was ich leide. Ich meine, ich muß zu meinem Schmerz die Ausübung dieser Kunst, da meine bescheidenen Talente auf anderen Gebieten liegen, Gottbegnadeten, wie Euer Hoheit, überlassen.“

„Ich glaube nicht, daß ich Sie je mit meinen Versuchen in dieser Richtung gelangweilt habe?“

„Aber — Hoheit! Selangweilt!!“ Herr von Pintus schien, tief bestürzt, seelische Qualen zu leiden. „Selangweilt! Nach der überaus herrlichen Probe, die ich einmal aus dem schönen Munde der Candida Qued . . . hm, jetzt heißt die junge Dame ja wohl Candida Genius — Tief ergriffen saß ich damals und lauschte dem Dichter.“ Pintus lauerte.

„Candida Genius?“ Wolf-Dietrich hatte das ärgerliche Gefühl, daß ihm das Blut sichtbar in den Kopf stieg. Dieses zu verbergen, beugte er sich über Papiere, scheinbar plötzlich interessiert von ihrem Inhalt.

Ein rascher Blick belehrte Pintus, daß die Drucksachen, die Wolf-Dietrich ergriffen hatte, Prosopete der Salzschlirfer Trinkuren waren, die ihn wohl mit ihren Statistiken und Analysen kaum im Augenblick ernstlich fesseln konnten. Er fuhr also, immer des Prinzen Auge suchend, fort: „Der Vater der Künstlerin, die damals jenen zu Herzen gehenden Prolog sprach, dessen ungenannter Autor uns allen bekannt war, der Hofkammerrat Qued, führt, was Herr Graf wissen, im Auftrag und Namen der herzoglichen Familie die Verhandlungen über die Abfindung mit den neuen Machthabern. Wenn es sich nicht um so hohe wertvolle und ethische Werte handelte, würde ich sagen, es ist ein Ruhhandel. Immerhin Handel bleibt Handel — angestrebter Vergleich bleibt Vergleich. Es kann da auf beiden Seiten ab- und zugegeben werden, hier und dort. Besonders bei der Auswahl der der Familie verbleibenden Baulichkeiten kann — meines Erachtens — bei Konzessionen nach anderer Seite manches nach bestimmten Wünschen gedeichselt werden. Nur — hm — ich persönlich habe den unmaßgeblichen Eindruck, daß der Herr Hofkammerrat die Sache im großen ganzen recht geschickt macht. Behutsam, energisch, durchaus auf den Vorteil seiner hohen Auftraggeber bedacht. Nur —“

„Nur?“

„Gerade auf Kranichstein scheint er den hohen Wert nicht zu legen, den Eure Hoheit mit Recht diesem reizenden Schloßchen zumessen.“

„Unser Ahnherr — vielleicht der Wertvollste in der stattlichen Reihe wirklich nicht ganz verdienstloser Männer — Johann der Aufrechte, der, weitblickend und energisch, den Anschluß an Preußen betrieb und durchsetzte —“

„Worüber er mit der katholischen Linie, die zu Österreich hielt, zerfiel.“

„Der Krieg hat die letzten Differenzen in der Familie beigelegt. Beide Linien — unsere protestantische, regierende, hat so gut, wie die katholische, früher nach Wien orientierte — für Deutschlands Sieg geblutet.“

„Leider vergebens. Und — pardon, wenn ich da einschalte — das Blut der katholischen Linie, die ja eigentlich nur noch von dem Prinzen Reginbold und seiner Schwester, der Prinzessin Aloisia Manuela — allerdings in würdigster Weise — vertreten wird, hat doch nur in einer unbedeutenden Verletzung bestanden, die sich Prinz Reginbold in Charleville zuzog. Soweit ich orientiert bin, ist er bei seinem kurzen Aufenthalt dort frühmorgens beim Aufstehen in ein vom Nachttisch gefallenes und zerbrochenes Rognatgläschen getreten. . .“

Wolf-Dietrich mußte unwillkürlich lächeln. Obschon er sich ärgerte, daß er sich dazu hatte verleiten lassen, große Worte zu gebrauchen. Pintus brachte die Malice gegen die katholische Linie, die er nicht ausstehen konnte und von der er sich nicht geschämt wußte, so höflich korrekt vor, als ob es sich um eine unwesentliche historische Richtigstellung handelte, zu der er zu seinem tiefsten Schmerze als korrekter Mann gezwungen sei.

„Sie haben recht, Erzellenz — geblutet haben allerdings nur wir. Mein Onkel Konstantin wurde schwer verwundet. Die wundervollen Kräfte seiner unerschöpflich lebenszähnen Natur haben ihn Transport und Operation aushalten lassen.“

„Hohheit haben selbst durch die Beinverletzung —“

„Was man hier in Salzschlitz mit ein paar Moor-
bädern bessern oder gar heilen kann, rechnet nicht mit.
Aber es gab andere Opfer. Der arme Benno, der so
gern gelebt hat, ist gefallen. Dem tapferen kleinen
Ewald Sturm hat ein Granatsplitter das Medaillon
mit dem Bilde seiner Braut, das er an goldenem Kett-
chen unter dem Hemde trug, mitten ins Herz ge-
schlagen . . .“

Pintus nickte lebhaft. Durch seine bekümmerte Zu-
stimmung leuchtete etwas wie frohe Zuversicht, als er
sagte: „Ich hab', als ich's hörte, sofort gedacht, das
wird gewiß — in Verbindung mit der romantischen Ehe
der Mutter, der Prinzessin Sédanie — Eurer Hohheit
Stoff zu einer ergreifenden Ballade geben.“

Wolf-Dietrich glaubte einen leisen Hohn aus dieser
gefühlvollen Vermutung herauszuhören. Die Pintus-
sche Ergriffenheit gab er billig. Er sagte deshalb ruhig:
„Vielleicht findet sich ein Berufenerer als ich. Dieser
einzige Sohn aus der tapferen Liebesheirat meiner
Tante ist aber wirklich schön und rührend gestorben. Es
ist möglich, daß für solchen Untergang manchem das
Gefühl fehlt, der sonst für jede Art von Aufstieg Ver-
ständnis hat. Mir hat kaum einer im Riesenmassengrab
dieses Krieges so leid getan wie dieses morgenfrische
Kerlchen . . . Aber wir kommen ab vom Thema. Jeden-
falls hat die ganze nichtregierende Linie — mag sie
früher zu Rom und Wien sich geneigt haben — im
Kriege voll ihre Pflicht getan. Daß Onkel Christoph
keine Armee führte, war doch ein Glück. Wir haben
freilich den Krieg auch so verloren. Und daß Prinz
Reginbold nicht ewig dem Hauptquartier zwischen die
Beine lief, war nur anerkennenswert. Als Johanniter
war er am Platz. Und war weder faul noch geizig.
Aber, Erzellenz — wir kommen von der Nebenlinie
aufs Nebengeleise. Was ist nun eigentlich mit Quez
und Kranichstein?“

„Ganz ehrlich gesagt — und ganz unter uns und im vollen Vertrauen auf —“

„— meine Diskretion? Ja, doch — ja!“

„Ich gewann — gerade jetzt wieder in der Residenz — den Eindruck — Gott, man ist ja nicht allwissend, aber . . .“

„Welchen Eindruck?“ drängte Wolf-Dietrich nach.

„Nun — sagen wir: den Eindruck, daß der Hofkammerrat Kranichstein opfern wird — natürlich für anderes — für andere Werte — eintauschend. Ich sagte schon — ein Kuhhandel . . .“

„Aber warum denn?“

„Vielleicht gerade, weil — hm, weil Eure Hoheit, wie er recht wohl weiß, besonderen Wert — und das mit Recht — die Tradition ist viel . . . Als ich vor Jahren in Belgrad war, zeigte man mir ein einfaches Schloß — wir würden's bloß Landhaus nennen, in dessen Mauer an versteckter Stelle der große Milosch — was man so im Orient ‚groß‘ nennt — vor seiner Vertreibung — man könnte sagen: vor seiner Flucht — ein Stück trockenes Brot und einen Krug Wein in die Mauer eingelassen hatte. Er werde wiederkommen, sich's zu holen, schwur er. Er ist wiedergekommen. Der Milosch. Und mit ihm die Dynastie. Sie hat das Stück Brot und die Kanne Wein an der alten Stelle gefunden. Und gelassen. Und es ging der Aberglaube, solange beides an seiner Stelle steht, regiert Miloschs Haus. Kann nie ganz vertrieben werden, solange der Feind das nicht findet und vernichtet — das Brot und die Kanne Wein. So verstand ich's. Symbol — nicht wahr. Ganz fein. Vielleicht . . .“

„Mach' ich wieder eine Ballade draus? Nein.“

„Ich wollte wirklich nicht . . .“ Pintus konnte sehr betrübt aussehen, wenn er mißverstanden wurde.

„Und was hat das mit Kranichstein —?“

„Mein Gott — nichts und viel. Alle Vergleiche hinten ein wenig. Und doch — das schöne Stück der

Silberschmiedekunst, der silberne Kranich, der die großen Rubinen als Augen und die schönen Perlen im Gefieder hat, und der den kleinen goldenen Becher im erhobenen Schnabel trägt, wird als ältestes Stück des Tafelschmudes in Kranichstein bewahrt.“

„Richtig. Und darf nach Familienbestimmung dort niemals weggenommen werden. Es sei denn zu ganz großen Hoffesten — Galatafeln bei Thronbesteigungen, Taufen des Thronfolgers —“

„Ja. Das ist Tradition. Und vielleicht auch Symbol. Nach den Feststellungen des Prinzen Christoph, der in allen dynastischen und heraldischen Fragen eine der größten Autoritäten ist, vielleicht die kenntnisreichste, die wir haben — auch bei meinem Kampf für die Rechte der gräflichen Familie Winterrieden hab' ich mich mehrfach in meiner Broschüre dankbarst gerade auf sein klares und unbestechliches Urteil beziehen müssen —, ja, was ich sagen wollte, auch nach den Feststellungen des Prinzen Christoph ist der silberne Kranich als Wappentier wohl zur selben Zeit in das Wappenschild der Familie Eurer Hoheit gekommen, da ein Nürnberger Goldschmied den wundervollen Silbervogel als Becherhalter und Tafelzier bildete. Aus ersten Reproduktionen des veränderten Wappens hat Prinz Christoph sogar folgern zu müssen geglaubt, daß dieser silberne Kranich selbst dem Wappenvogel, dem man allerdings den Becher genommen hatte, als Vorbild gedient habe. Mit dem tiefen Empfinden des Poeten haben nun Eure Hoheit instinktiv erfaßt, daß es sich bei Erhaltung des Aufenthaltortes dieses silbernen Kranichs zugleich um ein Symbol und ein Prinzip handle. Gewissermaßen auch um — die Rückkehr der Söhne oder, seien wir nicht zu kühn, der Enkel Miloschs — wollt' ich sagen des regierenden Herzogs . . .“

„Der regierende Herzog hat keinen Sohn.“

In Pintus' Auge kam gespannte Aufmerksamkeit, als er, nach Wolf-Dietrich hinüberschauend, ohne be-

sondere Betonung fast beiläufig sagte: „Dann eben Sohn oder Enkel Eurer Hoheit —“

„Ich bin Junggeselle.“

„Heute noch. Sie werden's kaum bleiben. Und wenn die Gemahlin — woran nicht zu zweifeln — ebenbürtig ist . . .“

Wolf-Dietrich stuzte. Aber Pintus spielte harmlos mit einem Falzbein und schien von dessen geschnitztem Griff, der einen hochenden Affen darstellte, sehr gefesselt, als er fortfuhr: „Ich glaube, auch der Herr Hofkammerrat Quaed hat das durchaus begriffen, daß Eure Hoheit am tiefsten in die Bedeutung dieser Symbole eingedrungen sind.“

„Lassen wir mal meine Gefühle beiseite. Sie deuten in allem, was Sie sagen, an, daß der Herr Hofkammerrat Quaed zwar ein ehrlicher und rechtlicher Beamter ist und auch jetzt als solcher handelt. Daß er aber — sagen wir's deutlich: mich zu verletzen oder zu benachteiligen sucht bei seinem Arrangement.“

„Ich habe das so schroff nicht ausgedrückt.“

„Nein. Ausgedrückt hab' ich's so. Gemeint haben Sie's. Und warum soll er . . .?“

„Pardon — darf ich eine bescheidene Gegenfrage, die vielleicht . . .“

„Bitte.“

„Ich meine — hm — der Prolog damals war von Eurer Hoheit — nicht wahr?“

„Ja. Was hat das mit Kranichstein —“

„Damals hat Fräulein Candida — wenn ich recht berichtet bin — zum ersten Male öffentlich rezitiert und gespielt. Durch Sie, Hoheit, und Ihre Ermunterung. Die Kritik des Herrn Schmalz, der damals nur in schlechtem Deutsch schrieb, was Sie in gutem dachten, hat ein Übriges getan. So kam die junge Dame zur Bühne. Gegen den Willen des Vaters. Jetzt ist sie für den Sommer hier engagiert. Zufällig. Sie sind auch hier. Zufällig. Das Leben arbeitet viel wunder-

licher mit Zufällen, als einer glauben will, dem vielleicht diese Zufälle unerwünscht sind oder Schaden bringen.“

„Unerwünscht? Schaden bringen? Wie denn? Was bringt es dem Hofkammerrat Qued für Schaden, wenn seine Tochter hier — übrigens zur Freude der Theaterbesucher — schon erstes Fach spielt? Und wenn ich für kurze Zeit in Familienangelegenheiten hier auftauche und die Gelegenheit benütze, für mein Bein ein paar Moorbäder zu nehmen?“

Pintus schwieg eine Weile. Das Falzbein fesselte ihn aufs neue. Er streichelte mit behutsamen Fingern den Elfenbeinaffen und sagte langsam: „Um das beantworten zu können, Hoheit, möchte ich andeuten dürfen, daß die Ehe des Herrn Hofkammerrats mit seiner verstorbenen Gattin nie sehr glücklich war. Sagen wir: kühl. Daß sie aber zu Eis gefror, seit Prinz Konstantin gern und oft im Hause des Hofkammerrats verkehrte.“

„Mein Onkel Konstantin musizierte mit der Frau Hofkammerrat.“

„Ich bezweifle nicht, daß sie auch musizierten.“

„Dies — ‚auch‘, Erzellenz, ist infam!“

Pintus stand auf. Er war sehr blaß geworden. Seine Augen zwinkerten, als habe ihm jemand Pfeffer hineingeworfen. „Ich kam hierher, um Eurer Hoheit noch vor der Familientonferenz einen Wink zu geben . . . Hätte ich ahnen können . . .“

Wolf-Dietrich, der sich schon seiner Wallung schämte, legte ihm die Hand auf den Arm: „Ich habe mich im Ausdruck vergriffen, Erzellenz, ich bitte um Entschuldigung. Ich wollte sagen: wer Sie so informiert hat, beging sicherlich eine Infamie oder handelte sehr leichtfertig.“

„Darauf muß man gefaßt sein bei Informationen.“

Wolf-Dietrich ging im Zimmer hin und her. Nebenanspieler spielte eine der drei Gesellschafterinnen der Frau Kronheim etwas zaghaft Laute und sang dazu mit dünner

Sopranstimme ein sentimentales Liedchen, das von einer einsam vertrauerten Jugend handelte. Wolf-Dietrich kannte es schon. Es mußte ein Lieblingslied der Dame Kronheim sein und hatte viele Verse, ohne daß die Melodie sich in einem einzigen Ton zu ihrem Vorteil veränderte. Vor einem Bronzelöwen, der auf geschmücktem Schränkchen seine Tage wütend auf eine immer falsch gehende Uhr legte, blieb Wolf-Dietrich stehen, und ohne sich zu Pintus umzuwenden, sagte er:

„Denken viele Leute bei uns, wie Ihr Gewährsmann?“

Pintus fühlte das Inquisitorische aus Ton und Kürze der Frage heraus. Sein Hochmut bäumte sich, aber er war zu sehr und zu erfolgreich Hofmann, das merken zu lassen in seiner Antwort.

„Das kann ich nicht feststellen, Hoheit. Jedenfalls wagen sich jetzt, nach dem Sturz, allerlei Gerüchte kühner heraus, die früher wohl nur Gemeingut der Boudoirs und gewisser Stammtische waren. Das aber, worauf es mir allein anzukommen scheint, ist wahrscheinlich: daß der Hofkammerrat selbst die Ansicht der Boudoirs und Stammtische teilt.“

„Das wissen Sie?“

„Jawohl, Hoheit, ich glaub' es zu wissen.“

„Vom Hofkammerrat selbst?“

„Ich habe nie zu seinen Vertrauten gehört. Ich bezweifle übrigens, daß er überhaupt welche hat. Es gibt wenige wortkargere und verschlossenerere Menschen als ihn. Überhaupt ein Sonderling. Heute wenigstens. Früher soll er etwas zugänglicher gewesen sein.“

„Früher —?“

„Ehe Prinz Konstantin — in seinem Haus musizierte.“

„Wollen Sie mit all dem andeuten, daß mein Onkel Konstantin — ich meine, soll das heißen, daß der Hofkammerrat nicht Candidas Vater ist?“

„Ich will das nicht andeuten, da ich darüber nichts weiß, Hoheit.“

„Hier versagt also Ihr tüchtiger Gewährsmann? Oder ist es eine spitzzüngige alte Jungfer, die sich rächt an irgend wem oder für irgend etwas?“

Pintus hatte keine Freude mehr an dem Elfenbein-affen. Er legte das Falzbein auf den Tisch zurück und nahm seine Mappe.

„Ich glaube, daß die einzige, die darüber Auskunft geben könnte, unter der Erde liegt. Vielleicht erinnerte sich Hoheit noch, daß die Beerdigung damals in aller Stille stattfand; und daß es — Gott, in so kleinen Residenzen fällt alles auf — einiges Aufsehen erregte, daß gerade der wundervolle Kranz, den Prinz Konstantin gesandt hatte, in der milden Juninacht vom Grabe gestohlen wurde.“

„Ich entsinne mich dunkel, davon gehört zu haben.“

„Nicht wahr? Nun — so recht eigentlich gestohlen war er wohl kaum. Was sollte wohl auch ein Dieb in der kleinen Stadt mit dem Prunkkranz anfangen? Der Friedhofsgärtner fand die Blumen des Kranzes — zerknäult oder zertreten — anderen Tages bei den Birken hinter der Leichenhalle auf dem Komposthaufen. Die wertvolle Schleife haben die Enkel des Alten hinter der Mauer aus dem Schmutz der Landstraße aufgelesen. Bei einem Spaziergang machte mich der Oberförster eines Sonntags auf das blonde Lieschen, das jüngste Enkelchen des Totengräbers, Eters, aufmerksam. Es trug um ein armselig verwaschenes Kleidchen eine schöne Atlaschleife — moosgrün wie das Band des Kranichordens — und auf der Rehrseite konnte man noch das Wort ‚unvergeßlich‘ lesen, das da gestickt war.“

Wolf-Dietrich wandte sich zu Pintus um. Sein Gesicht zeigte keinerlei Erregung, er war aber sehr blaß.

„Ich danke Ihnen, Erzellenz, für Ihren Besuch und Ihre Mitteilungen. Vieles hat mich interessiert.“ Er sagte das höflich mit einem kurzen verabschiedenden Kopfsneigen. Es war, als ob sie sich im Stadtschloß zu Ranz gegenüberständen.

Vintus verbeugte sich tief. „Es war mir eine besondere Freude, mich davon überzeugen zu dürfen, daß die wenigen Bäder schon bei Eurer Hoheit so vortrefflich angeschlagen sind.“

Als er schon die Klinke der Tür in der Hand hatte, rief ihn Wolf-Dietrich zurück.

„Noch eine Frage, Erzellenz.“

„Bitte gehorsamst?“

„Sie sind darüber unterrichtet, was der Hofkammerrat mit Kranichstein vorhat? Es einfach abzutreten? Einzutauschen gegen andere Vermögensteile, Rechte oder —?“

„Darüber kann ich einiges mitteilen. Der Herr Hofkammerrat begründet die Aufgabe des Schlosses Kranichstein damit: daß vieles an den Gebäulichkeiten — so das Theaterchen, das Cavalierhaus, der große Empfangssaal, auch der linke Flügel, in den einmal der Blick schlug — dringendst Reparaturen verlangten, die sehr kostspielig würden. Für den Herzog jedenfalls zu teuer unter den jetzigen Verhältnissen. Gerade die Pietät aber verlange, meint der Herr Hofkammerrat, daß der Staat, die neue Regierung mit diesen zur Erhaltung notwendigen Arbeiten nicht zögere und also das Schloßchen übernehme. Unter der verlangten und gegebenen Garantie, daß ein dem Volke zugängliches Museum daraus gemacht werde.“

„Aber das war doch schon immer mein Gedanke — den ganzen Mittelbau, der vom Herzog Johann im Sommer benutzt wurde, und vor allem die historischen Turmzimmer, in denen er arbeitete, zu einer Art Museum für die Geschichte der Familie auszugestalten. Mit alten Bildern, Urkunden, Briefen, Geschenken von Fürstlichkeiten und all solchen Dingen, die einen Erinnerungswert haben. Ich selbst wollte nur den rechten Flügel, den früher die Kammerherrn bewohnten, für mich herrichten.“

„Es wäre das eine ausgezeichnete Lösung gewesen, Hoheit — früher.“

„Aber jetzt — ich kann mir nicht vorstellen, daß die Männerchen der neuen Regierung, für die alles, was mit unserer Familie und ihrer Geschichte zusammenhängt, das rote Tuch ist — ach, nein, das rote Tuch ist ja jetzt die große Mode — also: der ‚Hermelin‘ ist oder die schwarzweißrote Fahne oder die Provokation selbst, oder eine Erinnerung an die Schmach ihrer Knechtschaft — oder wie die blanken törichten Phrasen alle heißen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie einwilligen werden, irgend wo, irgend etwas, das der Pietät dient, eine Art Museum —“

„Mir scheint, der Ton muß auf dem ‚irgendwo‘ liegen. Dann wird’s verständlich.“

„Mir nicht. Wollen Sie vielleicht —“

„Erklären, Hoheit? Gern. Wenn die Zeit Eurer Hoheit nicht, wie es eben fast schien, zu beschränkt ist, um —“

Wolf-Dietrich überhörte die kleine Bosheit des Gekränkten, der nach einer Weile eifrig und nicht ohne leise Genugtuung fortfuhr: „So dumm, daß sich die roten Herrschaften einbilden, sie könnten zwei, drei Jahrhunderte Landesgeschichte und kultureller Entwicklung einfach austreichen, wegdekretieren, sind die wenigsten. Der Schuster Baldus allerdings hat, mehr oder minder unter dem Druck des Alkohols, den radikalen Vorschlag gemacht, jede Verherrlichung der ehemals regierenden Familie in Wort oder Bild mit Gefängnis zu bestrafen. Sein erster Antrag sah sogar, glaub’ ich, die Todesstrafe vor. Wobei er den Tod vorn mit einem weichen *D* und hinten mit *t* schrieb. Seine Orthographie ist annähernd so verwirrt wie seine Politik. Durchgeseht hat er’s immerhin, daß der Papierfabrik von Dreybrücken alle staatlichen Aufträge genommen wurden, bis sie sich feierlich verpflichtet hatte, alle Reste der Postkarten einzustampfen, die irgendein Mitglied der herzoglichen Familie darstellen. In Parenthese darf ich bemerken, daß auch mein be-

scheidenes Konterfei, das mich in Hofjagduniform darstellt — die mir Seine Hoheit noch kurz vor der Revolution zu verleihen geruhte, unter die zu vernichtenden Bilder fiel. Nur eine Momentaufnahme des Prinzen Reginbold ist davon ausgenommen, auf der Seine Hoheit im Pyjama auf dem Balkon seiner Villa steht — es handelt sich da um eine wenig geschmackvolle photographische Indiskretion. Der hohe Herr trakt sich gerade auf dem Kopf und macht — in einem unbewachten Moment — wirklich kein sehr intelligentes Gesicht.“

Wolf-Dietrich mußte unwillkürlich lächeln. Er kannte das verunglückte Bild, das allerdings wenig geeignet war, der Dynastie begeisterte Anhänger zu werben.

„Die neue Regierung — oder doch ihr klügerer Teil, vielleicht beraten vom unermüdblichen Professor Schmalz, der sich ja, wie bei uns früher, auch jetzt immerzu mit neuen Vorschlägen in empfehlende Erinnerung bringt — verfolgt nun, wenn sie, wie zu befürchten ist, das Quecksilber Angebot annimmt, eine ganz bestimmte Absicht. Sie sagt sich, daß sie den historischen Tatsachen der Geschichte selbst gewissermaßen diese Konzession schuldig ist, ‚irgendwo‘, wie das Hoheit sehr richtig bezeichneten, die Erinnerungen an die Zeiten unter der Regierung der Herzöge und an diese selbst zu lokalisieren, zu sammeln. Dem nicht ganz zu mißachtenden Teil der Bevölkerung, der sich noch eine gewisse, oft scheu verborgene Anhänglichkeit an die alten Zeiten und Herrscher gewahrt hat, wäre damit auch ein bescheidenes Entgegenkommen gezeigt. Man wäre vielleicht sogar gezwungen, das irgendwie anzuerkennen. Und auch das liegt in der Richtung gewisser nicht allzu radikaler, sagen wir: demokratischer Kreise, die ihren unbestochenen Gerechtigkeitsinn, wo es ohne Gefahr einer Wiederherstellung der alten Ordnung geht, gern beweisen möchten. Manche mögen ja auch denken: Man kann nie wissen . . . es kann mal wieder anders kommen

— und dann . . . ‘ So kam die Frage des ‚irgendwo‘ aufs Tapet. Und da zeigte man sich der Queckschen Anregung, Kranichstein dafür in Aussicht zu nehmen, nicht sehr abgeneigt. Denn —“

„Denn —? Nun bin ich aber wirklich begierig! Sie selbst redeten vorhin von den Traditionen, die dort wie in einem Brennpunkt zusammenströmen. Sprachen von Symbolen, die . . .“

„Sehr wohl, Hoheit. Bloß eines ist dabei in Betracht zu ziehen. Kranichstein hat keine Bahnstation. Es liegt — an sich hübsch durch Park und See, aber doch in reizloser Gegend — von Heilnau und seiner Station zwei gute Wegstunden entfernt. Raß ist nicht weit, aber ein Besuch Kranichsteins bedeutet immerhin eine Tagestour. Restauration oder Logierhaus ist dort nicht. Der Deutsche schwärmt für Natur und Erfrischungsmöglichkeiten, für historische Schlösser — mit Gartenwirtschaften in der Nähe. Killingen mit seinen Keramikfabriken, in denen trotz des stolzen Namens im wesentlichen Nachtgeschirre fabriziert werden, ist wahrhaftig kein besonderer Anziehungspunkt. Der Weg dahin ist auch nicht lieblich. So wären denn — wenn der Quecksche Vorschlag durchgeht — die Erinnerungen zwar gesammelt und aufbewahrt — natürlich auch das nur, bis sie gestohlen werden. Das alles aber an einem Ort, der schwer und unbequem zu erreichen ist und keine Erfrischungsmöglichkeit bietet. In einem Schloßchen, das — wenn ihm das Leben der prinzlichen Hofhaltung fehlt — rasch an Reiz selbst für die Städtchen der näheren Umgebung verliert. Und wenn man, wie das geplant ist, den Park öffnet, ohne ihn zu pflegen, und ein paar Verbindungswege von den Killingener Fabriken nach Heilnau hindurchlegt, so wird es mit der verschwiegene Schönheit dieses Gottesgartens auch bald zu Ende sein. Und wie lange dann die moosumspunnenen Urnen in den künstlichen Grotten noch ihre Henkel, die steinernen Amoretten an den Quellchen

in den Waldniſchen noch ihre Finger, die Hermen der Herzöge um das Freundschaftstempelchen noch ihre Nasen haben, das möcht' ich bei der Verrohung unserer befreiten Jugend, insbesondere der ‚Halbwüchſigen‘, die jezt eine ſo fatale Rolle ſpielen, nicht mit Sicherheit feſtſtellen.“

Wolf-Dietrich hatte aufmerkſam zugehört. Als bei den lezten Sähen Timpe eingetreten war, hatte er dieſem durch einen Wink bedeutet, mit ſeiner Meldung an der Türe zu warten, und Pintus durch eine Kopfbewegung ermuntert, ruhig zu Ende zu ſprechen. Jezt reichte er der Erzellenz die Hand, die ſich, befriedigt ſchmunzelnd, zum Abſchied verbeugte.

„Ich danke Ihnen — danke Ihnen aufrichtig. Das alles, was Sie jezt zulezt geſagt haben, war mir wirklich wertvoll. Ich werde das Material auf der Familienkonferenz benützen. Ich darf doch?“

„Selbſtverſtändlich. Es war die Abſicht meines Beſuchs, Ihnen zu dienen, Hoheit.“

Davon war nun Wolf-Dietrich nicht überzeugt. Aber welches auch die Abſicht geweſen ſein mochte, er hatte die Warnung vor unerſezlichem Verluſt aus Pintus' Worten herausgehört.

„Herr Baron von Raab bittet um die Ehre —“ meldete Timpe, als er hinter Pintus die Türe geſchloſſen hatte.

„Ich laſſe bitten — das heißt, warte mal, Timpe! Noch ein Wort. Mir fällt da ein, meines Bruders Benno früherer Kammerdiener, wie heißt er doch?“

„Kodol, Hoheit, Karl Kodol.“

„Richtig, ja, Kodol. Der iſt hier in Salzſchlirſ, hör' ich?“

„Zu Befehl, Hoheit. Er hat dem Prinzen Reginbold, der einen Kammerdiener ſucht — der Wolf iſt ja einfach davongelaufen, der üble Burſche. Ich hab' ihm nie getraut — dem hat ſich der Kodol jezt angeboten.“

„Ein anständiger Mensch?“

„Treu wie Gold, Hoheit. Er hat Zeugnisse —“

„Wenn du das sagst, genügt's. Bloß — eine Bitte, eine Anregung. Vielleicht läßt du das von dir ausgehen. Ich habe ihn gestern auf der Kurpromenade gesehen. Ich erschrak im ersten Augenblick. Er hat eine merkwürdige Ähnlichkeit mit seinem früheren Herrn, dem gefallenen Prinzen.“

Limpe unterdrückte ein Lächeln, das sich um seinen sauber rasierten Greisenmund legen wollte: „Eine kleine Eitelkeit, Hoheit. Er hat durch eine letzte Verfügung — der selige Prinz, der schon den Tod spürte, schrieb's bei den Trappisten noch in sein Notizbuch — er hat die Zivillleider des hohen Herrn vermacht bekommen, der Rodel. Darauf ist er sehr stolz. Und da er so ziemlich dieselbe Figur hat — das heißt, er ist etwas stärker, aber er schnürt sich gewaltsam zusammen, damit es so auskommt . . . Daß er sich freilich jetzt auch den Bart so englisch schneidet und . . . ja, sogar im Gang hat er — wenn ich das vergleichen darf — ein bißchen was, das an des seligen Prinzen Hoheit erinnert . . .“

„Eben das mein' ich. Das ist — du verstehst das — nicht gerade angenehm für die Familie. Und wir sind ja nun ziemlich vollzählig hier. Vielleicht deutest du ihm das mal an — ohne ihm weh zu tun, bitte . . . Er ist hoffentlich ein verständiger Mensch. Und wenn ihn Prinz Reginbold übernimmt, wird das ja sowieso anders . . .“

„Ich werd's ihm schon abgewöhnen, Hoheit.“

„Gut. Danke. Und nun Herrn von Raab!“

„Dürfte ich gehorsamst vorher noch eine kleine Bemerkung —?“

„Bitte?“

„Ich hätte mir erlaubt, dem Herrn Grafen heute noch von Rodel zu berichten, wenn Herr Graf nicht selbst —“

„Kann ich dem Manne etwas nützen?“

„Nicht eigentlich.“ Simpe war ein wenig verlegen. Er spreizte die Finger steif seitlich, wie er das stets in solchen Fällen tat, als ob ihm Sauce davon abtröpfeln sollte. Er wußte sichtlich nicht recht, wie er den eigenartigen Bericht zu formulieren habe, der ihn bedrückte und wieder erfreute zugleich.

„Nun —? Du bist doch ein wunderlicher alter Rauz!“ Wolf-Dietrich trat lächelnd näher und klopfte dem Alten ermunternd den Rücken. „Habt ihre beide zusammen etwas ausgeessen?“

„Ich wollte schon, es wär' so . . . Ich wär' gern dabei gewesen . . . Aber der Rodel war ja zuletzt in Rayk. Und da hat er . . . Hoheit entsinnen sich wohl noch der Bilder — an der Wand — im kleinen Gartenpavillon?“

„Im kleinen . . .? Ach du meinst das sogenannte chinesische Tempelchen, in dem Herzog Waldemar in den achtziger Jahren öfter den Tee nahm?“

„Ja ja — eben das.“

„Eigentlich schade, daß es nie mehr benutzt wurde. Oder haben die roten Herrschaften jetzt vielleicht einen ihrer Räte oder ganz Geheimen Räte da einquartiert?“

„So was ähnliches mag wohl sein, Hoheit.“ Simpe kam im Eifer seines Geheimnisses näher und sprach mit zittriger Stimme so leise, als ob das Wohl und Wehe der herzoglichen Familie davon abhängt, daß niemand im Nebenzimmer ein Sterbenswörtchen erlausche. Das war eine unnötige Vorsicht, denn links war das jetzt leere und, wie er wußte, nach dem Korridor verriegelte Schlafzimmer des Prinzen. Rechts aber sang die unermüdliche Gesellschafterin der Dame Kronheim noch immer das merkwürdige Lied einer verfehlten, aber sehr ausgedehnten Jugend.

Belustigt sah Wolf-Dietrich den Getreuen mit der Fülle und Wucht seiner Mitteilungen ringen.

„Es ist nämlich die Sache so, Hoheit. Den Rodel trieb's, als er in Rayk seine alte Mutter besuchte —

Sie erinnern sich vielleicht, sie hatte das Kolonialwarenlädchen am Henriettenplatz — Prinz Benno kaufte immer selber die Kokosnüsse bei ihr, die er so gern aß. . . Sie hatte immer besonders große davon, die alte Frau Rodel.“

„Handelt deine Mitteilung von Kokosnüssen, Timpe — dann könnt' ich vielleicht doch erst Herrn von Raab . . .?“

„Nein, Hoheit, nein. . .“ Timpe schien sehr unglücklich, daß er, einmal in Fluß gekommen, schon wieder aufhören und aufsparen sollte. Er überstürzte jetzt die Worte, so daß nicht alles gleich so deutlich wurde, als es gewiß in seiner Absicht lag. „Die Sache ist nämlich so, Hoheit. Als der Rodel, der einmal das Schloß wiedersehen wollte und die Vorfälle, in denen er oft die Pelze abgenommen — denn er war erst Garde-robier, ehe er zum Prinzen Benno kam —, und all die alten Säle, in denen er serviert — und so —, da ist er ohne weiteres hereingekommen. Denn es war da gerade ein großes Gelaufe. Wie verrückt, sagt er. Sie trugen Möbel heraus und Statuen und Bilder —“

„Wer trug?“

„Ja, mein Gott, wer trug? Man weiß ja nachher nie recht bei so Revolutionen, wer's gewesen ist. Da finden sich immer Leute, die mittun — die anpacken und zufassen — und die sich sehr geschäftig haben — und wenn man nachher den Schaden besieht, kommt nicht die Hälfte dahin, wo sie sollte. . . Die Leute haben doch kein Inventar, nicht wahr, keine Listen und keine Aufsicht. Überhaupt Ordnung? Du lieber Gott! Niemand weiß, wer eigentlich was zu sagen hat und wer nicht — und warum er was zu sagen hat und der andere nicht.“

„Schön. Nachdem wir diese ewigen Wahrheiten festgestellt haben — was trugen die Leute also — und wohin?“

„Möbel und Ausstattungsstücke trugen sie, Hoheit — nach dem neuen Ministerium und so. Das soll doch

was gleichsehen, nicht wahr; und die neuen Herrschaften haben zum Teil bis dahin Wohn- und Schlafzimmer in einem gehabt. Das geht doch nicht, wenn man über Nacht Erzellenz wird. Und dann fehlt das nötigste . . . Ich will nichts Schlechtes sagen, es sind anständige Leute unter den neuen. Bloß verwirrt sind sie, wie berauscht von all dem Gerede. Und gestohlen soll sicher nicht werden.“

„Wurde aber?“

„Sicherlich. Und schließlich, das alles ist doch herzoglicher Besitz.“

„Sollte man denken.“

„Ja, denken — Das tun die Leute nun wenig. Bloß lesen. Broschüren lesen. Rodel sagt: Broschüren liegen überall herum. Er hat ein paar davon mitgebracht — also skandalöses Zeug. Wahres neben Gelogenem — ein paar — nun ja — Unsereiner weiß ja manches — ein paar nicht ganz unrichtige Geschichtchen — so von früher, vom Prinzen Konstantin und so — Gott, er war jung, Hoheit, Prinz Konstantin war sogar besonders jung — ja, aber aufgebauscht alles und mit Hexereien durchsetzt.“

„So. Und von diesen angenehmen Früchten vom Freiheitsbaume der Erkenntnis hat dir wohl Rodel einiges für mich gegeben?“

„Nein — o nein! Ganz was anderes. Ich hab's drin ins Schlafzimmer gestellt und von innen verriegelt — ja.“ Simpe lächelte ein glückliches Lächeln. Er wußte, was er gerettet hatte.

„Ins Schlafzimmer gestellt —? Verriegelt?? Ja, um was handelt es sich denn?“

„Der Rodel nämlich . . . Wie er so sieht, daß da jeder was ganz einfach nimmt und wegträgt — das heißt ein paar Leute haben auch schmierige Bettel gehabt — ‚Anweisungen‘ oder so was, von irgend wem ausgestellt, lesen kann man's nicht . . . Wie er das so sieht, da denkt sich der Rodel: da kommt doch nicht alles an. Genau wie

bei der Post jetzt, denkt er, und schlimmer. Und an die Herrschaften, was doch die rechtmäßigen Eigentümer sind und gar nicht mehr gefragt werden, kommt schon gar nichts, denkt er, der Kockel.“

Wolf-Dietrich war der Meinung, daß die Gedanken Kockels sehr zeitraubend seien; aber er wollte lieber nicht mehr unterbrechen, um Timpes Mitteilungen, die endlich einem Ziel zuzustreben schienen, nicht noch mehr zu verwirren.

„Und da sieht doch der Kockel das chinesische Teehäuschen offen — mein Gott, Hoheit, es steht ja jetzt alles offen, die Schlösser und die Ställe, die Museen und die Buchthäuser — ja, und da denkt sich der Kockel — oder nein, er sieht just durch die offene Tür die herrlichen alten Bilder — zwei sind's — vom Herzog Waldemar, dem hochseligen Großvater von Hoheit, in der Ordenstracht der Kranichritter, nicht wahr — und dann die wunderschöne Dame — ich denke, es muß eine fremde Prinzessin gewesen sein oder vielleicht war's auch eine Hofdame — sie hing dem Hochseligen gegenüber und lächelte so vor sich hin — wie lange wohl schon lächelte sie . . . Ja, und da ist der Kockel — also flink ist er ja wie ein Affe — er war Vorturner in Rayk vor dem Krieg, ja . . . stellt flugs einen Stuhl auf den Tisch und — eins, zwei, drei! — auf den Tisch, auf den Stuhl und hängt die Bilder ab . . . Warum sollt' er nicht —? Er macht's ja nicht für sich; und schließlich jeder hängt hier was ab und trägt's wohin, denkt sich der Kockel — und schon hat er die beiden Bilder unterm Arm — so gegeneinander, daß sie sich ansehen, der Hochselige und die lächelnde Dame — und nach außen die graue Leinwand gekehrt. So geht er — eilig und ganz unschuldig — mit den anderen, die was tragen, hinaus . . . Rein Mensch hat gefragt, wieso? wohin? . . . Das hätt' mal früher einer machen sollen, Hoheit! So an der Schloßwache vorbei! Aber jetzt — Wache! — du lieber Gott! Und er trägt die Bilder zu

seiner Mutter, der Kodel. Sie wissen, Hoheit, die hat ein Lädchen am —“

„Henriettenplatz, ich weiß. Und diese Bilder —?“

Timpe war ganz nahe herantreten. Helle Freude glitzerte unter den weißen Büschen der Brauen hervor. Er wies nur mit dem Daumen über die Achsel nach dem Schlafzimmer und nickte dazu höchst pfiffig mit dem Kopf.

„Es ist gut, Timpe. Ich danke dir. Und ich lasse einstweilen dem Kodel sagen, daß er da wahrscheinlich einen unbestreitbaren herzoglichen Familienbesitz davor bewahrt hat, Herrn Baldus oder einem seiner Kollegen die gute Stube zu schmücken. Er hört noch von mir, der Kodel.“

Timpe verbeugte sich stumm. Seine Seele war beruhigt, und ein Gefühl tiefster Befriedigung glättete seine zahlreichen Runzeln um Mund und Auge.

„Und jetzt Herrn von Raab!“

Und Timpe ging, korrekt, gemessen, geräuschlos, wie immer.

Ein wunderlicher Morgen! Anders, wie er geplant war. Die Bilder —? Man konnte sie nachher ansehen. Er erinnerte sich nur dunkel an sie. Die allerletzten Lebensjahre seines Großvaters blieb das Teehäuschen im Park geschlossen. Acht Jahre erst war Wolf-Dietrich selber gewesen, als Herzog Waldemar starb. Einmal waren sie, dessen entsann er sich noch, beim Spielen durch ein Fenster eingestiegen, Benno und er. Aber da sich Benno dabei die neuen Hosen an einem Nagel zerrissen hatte, freuten sie sich des Abenteuers wenig und ließen weitere Entdeckungen bleiben . . . Es hatte Zeit mit den Bildern. Für's Bad ist's nun doch zu spät geworden, dachte Wolf-Dietrich, während er die Uhr zog und sie mit der immer falsch gehenden unter der Löwentafel verglich. Auch soll man — sagt der Sanitätsrat, der hat gut reden! — soll man niemals erregt ins Bad steigen. Ich möcht' wissen, wann dann unsereiner

baden soll! Dieser letzte Besuch war wieder nicht gerade geeignet zu beruhigen mit seinen Mitteilungen über das liebe Kranichstein und den intriganten Hofkammerrat. Und über Candida.

Candida! Wenn das wahr wäre! . . . Wenn wirklich ihre Mutter . . .

Er sah jetzt Candidas hübschen Kopf dicht, ganz dicht vor sich. Dieses edle Oval mit den darüber gelegten, leicht im Kastaniengold schimmernden Haaren, mit den unter fein geschwungenen Brauen lächelnden Augen, in denen alle Süße eines gütigen Frauenblicks liegen konnte, alle Zärtlichkeit, die sich noch nie verausgabt hat . . .

Raab stand schon eine ganze Weile im Zimmer, als Wolf-Dietrich sich ihm zuwandte.

„Entschuldige, bitte, Raab, ich war in Gedanken.“

„Das sah ich, Hoheit, und deshalb — soll ich vielleicht wieder gehen?“

„Nein, nein, mir ist lieb, daß du kommst. Wir sind jetzt allein und bleiben's. Und vielleicht hört das gräßliche Lautenlied daneben auch mal auf in diesem Leben!“

„Ja, fürs Konzertpodium in Berlin ist die junge Dame noch nicht reif,“ lachte Raab und nahm dankend die gebotene Zigarette.

„Bringst du was Neues?“

„Prinzessin Tutta ist angekommen.“

„Die auch?! Woher weißt du's?“

„Ich durfte Hoheit Äbtissin von der Bahn abholen.“

„Bevorzugter!“ Wolf-Dietrich klopfte ihm auf die Schulter. „Die alte Zuneigung — gemildert durch Zeit und Vernunft. Wie sieht sie aus?“

„Vortrefflich, obschon sie sagt, sie hätte viel Ärger gehabt.“

„Wer hat den nicht?!“

„Ich weiß, du auch. Bei dir war Pintus. Bei dem Besuch geht's selten ohne ein negatives Amüsement ab.“

„Sehr richtig. Aber meine kleine Freude hatt' ich auch noch eben.“

Raab wartete, ob Wolf-Dietrich mehr sagen wollte. Aber der schwieg jetzt und schmunzelte nur zur Schlafzimmertür.

„Mein Vormittag war nicht sehr angenehm. Einige Leute in meiner Pension haben glücklich erschnüffelt, daß du ein Prinz bist und daß deine halbe Familie hier ist. Ich glaube, der Adrian und der Schmalz haben sich da wichtig gemacht. Na, Geheimnisse gibt's ja in solchem Bädchen überhaupt nur anderthalb Stunden. Und dann muß es schon Bindfaden regnen, daß die Leute nicht zueinander kommen können. Nun bin ich mit einmal sehr interessant in der Villa Margarethe geworden. Man tuschelt und redt die Hälfte. Einige möchten wohl vorgestellt sein.“ Da Wolf-Dietrich eine leicht erschreckte Bewegung machte, fuhr Raab nach einer kleinen Pause fort: „Du kennst mich — eher lassen die Schweizer Garden einen angeheiterten Filmturpler an den Papst herankommen, ehe ich freiwillig . . .“

„Bravo! Ich bin auch hier wirklich nicht, um Bekanntschaften zu machen. Scheint mir übrigens viel Spießerei darunter zu sein.“

„Ja, weißt du,“ Raab blies nachdenklich den Rauch seiner Zigarette in die Luft, „früher hab' ich nicht so darauf geachtet. Jetzt scheint's mir manchmal, als ob ganz Deutschland — den süßen Pöbel abgerechnet, den man vom Ausweichen kennt — nur aus zwei Familien besteht: Piefke und — von Piefke.“

„Sehr schmeichelhaft,“ lachte Wolf-Dietrich, „da gehör' ich wenigstens zu den von Piefkes, was?“

„Aber, liebe Hoheit, du —“

„Geschenkt. Wenn das aber deine ganzen Sorgen sind —“

„Ach, nee. Mein Bankier — großartig klingt das, was? Wenn der Mann lauter solche Kapitalisten zu

verarztet hätte, wie mich, dann könnt' er das Lädchen am Frankfurter Roßmarkt zumachen. Ja, also mein Bankier hat mir geschrieben, daß ich bereits munter vom Kapital lebe. Wenn dieser großmäulige Ausdruck erlaubt ist für das, was in einer Ecke seines Tresors sich sachte verkrümelt.“

„Raab, du weißt, daß ich jederzeit . . .“

„Ich weiß, liebe Hoheit, daß du jederzeit — keine Ahnung von deinen, von euren finanziellen Umständen hattest. Ja, mein Gott, wie solltet ihr auch? Das waren Hofmarschallangelegenheiten, Adjutanten Sorgen. Ich wette, dein Bruder, der Herzog, hat erst in jenen Novembertagen durch Umfrage festgestellt, wie man eigentlich ein Portemonnaie aufmacht . . .“

„Möglich. Jetzt sollt' uns einer beibringen, wie man's wieder zumacht. Denn wahrhaftig die Ausgaben reißten nicht ab.“

„Tout comme chez nous. Friseur, Bad, Frühstück, Zeitung — die ersten zwanzig Mark sind heidi, und es ist allemal erst halb zehn morgens. Bis es abends halb zehn ist, hat sich noch einiges verflüchtigt, weiß Gott.“

„Friseur —? Jetzt weiß ich erst, was mir an dir auffällt . . .!“

„Sag' gar nichts. Schrecklich! Ich bin im Bild. Während ich die Zeitung las, hat mir der Balbuzzo angeblich ‚die Haare etwas egalisiert‘. Dabei hat er mir meine ganze charakteristische Frisur zerstört — den Bart ebenfalls — und einen ganz gemeinen Rommigschnitt verübt.“ Raab bemühte sich, das heiter zu sagen. Aber ein wirklicher Ärger klang durch. Er sah erstaunlich verändert aus in dieser neuen Frisur. Hatte, wie's Wolf-Dietrich scheinen wollte, eine starke Ähnlichkeit mit irgend wem, auf den er nicht kam, der in seiner Jugend einmal eine Rolle gespielt haben mußte. Wer war das doch gewesen, wer?

Wolf-Dietrich hatte die Balkontür geöffnet. Seinen Arm in den Raabs legend, trat er langsam mit dem

Freunde hinaus in den wunderhellen Maiensonnenschein, der sie golden umfloß und wärmte. An den Tischen vor dem hellgrünen Rasen saßen lesend, plaudernd, in die Sonne blinzelnd gutangezogene Menschen. Auf dem Rasenteppich um die Liegestühle, die manch wohlgeformtes Bein im dünnen Seidenstrumpf dem Beschauer präsentierten, spielten vergnügte Kinder.

Unten vor dem Hotel war ein hochelegantes Privatauto vorgefahren. Die offenbar lange und schwierige Terrain überwindende Fahrt konnte die Eleganz des kostbaren Wagens nicht verwischen. Mädlertoffer und hellgelbe Ledertaschen, die gerade abgeladen wurden, verrieten die Wohl-situiertheit der Besitzer. Ein behäbiger alter Herr im staubgrauen Autodreß, die Brille hoch an die Lederkappe geschoben, folgte langsam, die steifen Glieder streckend, einer flotten jungen Mädchen-erscheinung. Die war mit wehendem Schleier auf eine zum Empfang bereitstehende alte Dame zugeeilt, die sie im fröhlichen Wirbel drehte und mit geräuschvoller Freude küßte. Woran die Tische am Rasenrand teils interessierten, teils kritischen Anteil nahmen.

Die beiden Herren oben schauten auf das Leben unter sich eine Weile schweigend herunter.

„Man kommt sich hier oben auf dem breiten schönen Balkon ein bißchen wie der selige Polykrates vor, was?“

„Ja, lieber Raab, ein bißchen. Bloß — das alles ist uns durchaus nicht mehr ‚untertänig‘.“

„War's nie. Wir sind ja in Hessen. Das ist das hübsche an Vergleichen, daß sie nie stimmen.“

„Und doch — hm. Wie viele Goldfischchen, glaubst du — Goldfischchen, wie das muntere Ding da unten, das vorerst noch all seine Zärtlichkeit an eine dicke asthmatische Tante, als an ein untaugliches Objekt, verschwendet — warten hier in den Rosenlauben —“

„Vielleicht auf den ‚Prinzen‘ im Märchen — nicht auf mich,“ parierte Raab.

Wolf-Dietrichs Züge verfinsterten sich. Eine kleine Falte grub sich steil zwischen die Augenbrauen. Er trat etwas zurück vom Geländer und sagte langsam: „Ich scheide aus. Für Märchen und Leben. Erstens unterstehen meine Heiratspläne — die ich nicht habe — immer noch der Zustimmung des Chefs unseres Hauses. Und dann — wollte ich mich darauf stützen, daß eine neue Gesetzgebung — sie weiß, warum — bald mit diesen Hausrechten und Familiengesetzen derb brechen und höhnisch aufräumen wird — ich bin darin groß geworden. Ich würde, als erster männlicher Thronanwärter, eine gemeine Fahnenflucht darin sehen, wenn ich das Wappen, das sie uns zerbrechen wollen, rasch noch vergoldete.“

„Ich verstehe das durchaus.“

„Na, ja —“ Wolf-Dietrich nahm den Ton wieder leichter, indem er, redend, die Kinder unten bei ihrem Ballspiel verfolgte, „— aber du, du brauchst doch keine Rücksichten zu nehmen.“

„Meinst du?“ Das kam hart und scharf wie ein Stoß heraus. Es war aber, als ob der Ton den Sprecher selbst erschreckt hätte, denn Raab lächelte jetzt verlegen unter Wolf-Dietrichs verblüfft forschendem Blick und fuhr etwas unsicher fort: „Vielleicht hat mich der alte Schopenhauer verdorben. Du weißt, ich lese ihn gern. Kant schreibt mir zu lange Sätze. Nießsche blufft mir zu glänzend mit den Raketen seiner Aphorismen. Schopenhauer sagt: Heiraten heißt, seine Verpflichtungen verdoppeln und seine Rechte halbieren. Dazu hab' ich nicht die geringste Lust, weder zum einen noch zum anderen. Nein — ein solider Beruf — Studium wieder aufgenommen — so weit reicht's noch in dem Safe am Roßmarkt — Examen gemacht — irgendwo Rechtsanwältchen, mit einem Justizrat assoziiert, der sich's bequem macht — Hort der Schwerverbrecher, Trost der Witwen und Waisen. Eventuell, wenn's wieder mal besser kommt, wäre zu erwägen — Kon-

fulatskarriere. Vizekonsul in Guanahani, Legationsrat in Neutomischel. Ein bißchen was gespart fürs Alter — dann irgendwo mit ein paar Sammlungen — Marken, Muscheln, Autographen, was weiß ich — auf eine kleine Kistche, die nichts einbringt, im Alter — und schließlich einen sanften Geruch von Opodeldok verbreitend, „auf die Postille gebückt zur Seite des wärmeren Ofens“, davon träumen, wie man mal als junger Leutnant auf spiegelblankem Parkett im Schloß zu Rayk beim Hofball als Vortänzer in weißen Buxen, von einer Prinzessin befohlen, den Kotillon eröffnet hat.“

„Die gute Jutta — sie hat zu gern mit dir getanzt — ich sehe noch das entsetzte Gesicht der Gräfin Arnstein, als sie dich zum dritten Mal zum Walzer holen ließ.“ Ein träumerisch wehmütiger Zug kam in Wolf-Dietrichs Gesicht, als er von der Schwester Äbtissin sprach. Sie war nie schön gewesen, ihr knochiger, gedrungener Bau hatte etwas Bäuerliches, Ungelenkes. Sie wußte das, und das machte sie zwischen den schlanken aristokratischen Jungen noch genierter, als sie von Natur war. Sie sah den Brüdern wohl ähnlich; aber Nase, Mund, Auge, alles war etwas ins Gewöhnliche geraten, und so wirkte sie ein wenig wie eine Karikatur der hübschen, eleganten Prinzen. Aber ihr Verstand wuchs gerade und gesund. Sie bat den Vater schon mit achtzehn Jahren, nicht heiraten zu dürfen. Und als er sie fragte: Warum denn, antwortete sie kühn: ‚Wenn mein Gatte die Hochzeitsreise mit mir nach Rom macht‘ — das war in der Familie traditionell —, ‚betrügt er mich schon unterwegs in Verona.‘ Der Herzog verbat sich solche frivolen Reden, aber er sah ihr nicht ohne Nührung nach, als Jutta mit einem Knicks schweigend sein Zimmer verließ. Man hatte ihr denn auch nie von einer Ehe gesprochen. Nur die Tante Isabella Galanta, die, selber kinderlos, als fromme Katholikin den Beruf jeder Frau in der Nachfolge der Madonna, im Kinderlegen, sah, hatte einmal kurz vor dem Kriege einen

japanischen Prinzen als Eheandidaten präsentiert. Einen kleinen zitronengelben Herrn, der eine Brille trug, hinter der keine Augen zu sein schienen, und der doch alles sah und alles sofort nachmachte, was er sah. Er war ihr vom spanischen Hofe gesandt worden mit dem Wink, der wenig reizvolle, aber kluge Asiate habe sich's in den Kopf gesetzt, eine deutsche Prinzessin zu heiraten und dazu bereits die Zustimmung seines Veters oder Onkels, des Mikado, erlangt. Die fürstliche Weiblichkeit in Spanien besaß nun leider nicht den Ehrgeiz, in Ostasien zu glänzen, und man reichte den Japaner, huldvoll verzichtend, nach Kayk hinüber. Isabella Galanta dachte sofort an Jutta, die unter Europäern kaum als das große Los galt. Ihr Gedankengang war ungefähr: ein Asiate kann hier auch noch aus Liebe freien. In der Domestikenstube hatte man das bald heraus, und einer der Chauffeure, ein echtes festes Landeskind, der häufig die beiden Prinzessinnen und den Zitronengelben im Tempo der Spazierfahrt durch die Wälder um Kayk steuern mußte, brachte damals das respektlose Verslein in Umlauf: ‚En Japaner — is besser als kaaner!‘ Auf dem großen Ball, den Isabella Galanta und Reginbold für den Gast aus dem Osten gaben, hoffte man auf die Entscheidung. Jutta schwankte tatsächlich; denn dem Japaner gefiel sie als Europäerin. Er zeigte sich begeistert und äußerte das enthusiastisch. Juttas Zimmer waren ein einziger Chrysanthemengarten, und die wunderbarsten Seidenstoffe und Stickereien sandte der Freier fast täglich. Auch war er bereit, einen phantastischen Heiratskontrakt zu machen, der ihr jedes zweite Jahr eine lange Europareise mit großem Gefolge garantierte. Aber der Ball entschied gegen ihn. Oder eigentlich war es Pintus, der entschied. Oder ganz eigentlich das unsinnig glatte Parkett, das eine närrische Spezialität der sonst durch das spanische Zeremoniell im Amüsement recht beschränkten Feste der Isabella

Galanta war. Pintus hatte an jenem Abend den erkrankten Hofmarschall in seinen Pflichten würdig zu vertreten übernommen. Sehr beflissen, durchquerte er mit dem Japaner, der in einer höchst wunderlichen Uniform erschienen war, die seine geschweiften Beine unnötig betonte, immer halblinks drei Schritte voraus, den Festsaal. Das Ziel war ein kleiner purpurner Baldachin mit dem eingestickten Wappen von Kastilien, unter dem die Königliche Hoheit im hohen Hermelintragen, den damals außer ihr kein Mensch trug, die Huldigungen ihrer Gäste empfing. Kurz vor dem rettenden Teppich glitten unter dem jugendlich tänzelnden Pintus die Beine aus, und der stellvertretende Marschall schlitterte den knappen Rest des Weges mit gespreizten Frackschößen auf seinem Schwerpunkt auf die entsetzte Prinzessin zu. Einen Augenblick stuzte der Japaner. Hinter den großen runden Brillengläsern funkelte etwas auf wie zwei Lichterchen. Er grinste, nickte zustimmend und, rasch gefaßt — denn er hielt diese merkwürdige Unternehmung des Herrn von Pintus für ein rätselhaftes, aber notwendiges Zeremoniell — warf er die langen Schöße seines Uniformrockes hinter sich, ließ sich ebenfalls schonungslos auf seinen Allerwertesten fallen und saß so, feixend, wie immer, und die weißen Zähne fletschend, neben der über das Ungeschick ergriminten Erzellenz zu den Füßen der Prinzessin. In einem selbst von der besten Hoferziehung nicht zu unterdrückenden Gelächter der Gesellschaft, das sich längs den Wänden anschwellend fortpflanzte und sogar die hohen Herrschaften ansteckte, starb damals plötzlich, aber nicht schmerzlos der letzte Verlobungsraum der Prinzessin Jutta . . . Als sie, ein Jahr später, von dem Herzog als Äbtissin des Stiftes Heiligenerde mit dem edelsteinbesetzten Hirtenstab belehnt wurde und der Bruder in seiner stoßweise gespendeten Weiherede den in den Satzungen vorgeschriebenen Passus sprach: „Eure Hoheit verdanken diese hohe Würde und den

Stab, der ihr Symbol ist, der Innigkeit Ihres Glaubens, der Reinheit Ihres Wandels und dem edeln Vorsatz, den Schwestern dieser Anstalt Schwester und Vorbild zu sein' — da hatte ein feines Lächeln den sonst nicht gerade kühlichen Mund der neuen Äbtissin umhüschelt und verschönt. Und als Wolf-Dietrich, der das bemerkt hatte, sie später bei der Hostafel, die diese Feierlichkeit im Familienkreise beschloß, halblaut fragte: „Sag' mal, Tuttachen, warum hast du denn so unprogrammäßig vor dich hingelächelt, als Johann von der Weisheit deines Wandels sprach?“, da hatte ihn die Schwester, während ihr der Schalk aus den Augen blitzte, belehrt: „Weißt du — ich habe plötzlich den Pintus und den Japaner mit gespreizten Frackschößen wieder, wie die wahnsinnig gewordenen Affen, auf mich zuschlittern sehen. Und Wandel hin — Weisheit her, ohne dieses Welttschlittern auf dem spanischen Wicksboden der Isabella Galanta wäre mir wohl das edle Symbol des Hirtenstabes entgangen. Und ich säße heute wahrscheinlich mit gekreuzten Beinen, teetrinkend, auf einer parfömierten Matte hoch über Yokohama . . .“

Das alles zuckte jetzt blitzartig Wolf-Dietrich durchs Hirn. Die Ankunft Tuttas hier in Salzschlirf und die Erinnerung Raabs an die Tänze beim Hofball hatten sich da wunderbar verschlungen.

„Ob all so was je wiederkehrt?!“

„Wie meinst du das?“

„Nichts — ich dachte nur . . . Nein, eigentlich wollt' ich dir was zeigen — und dabei, ehrlich gesagt, wollt' ich mir's selber ansehen.“

Raab sah ihm erstaunt nach, wie er im Schlafzimmer verschwand und nach einer Weile, in jeder Hand behutsam ein gerahmtes Bild tragend, wieder zurückkam.

„Hast du Bilder gekauft?“

„Nein. Bloß gestohlen,“ lachte Wolf-Dietrich. Er drehte die Bilder um und rückte jedes auf einen Stuhl ins rechte Licht.

Und da war's doch, als ob etwas ganz Seltsames geschähe. Aus dem einen rotgoldenen Rahmen lächelte, in lichten Frühlingsfarben, ganz leicht und duftig gemalt, eine schöne junge Frau. Im hellseidenen Hofballkleid der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Sie hielt das Köpfchen, auf dem ein Krönchen aschblonder Zöpfe saß, ein wenig verschämt, gesenkt, und ihre hellen Gretchenaugen suchten, wie mit einer kindlichen Bitte um Vergebung, den Beschauer. Das Wappenschildchen aber rechts oben in der Ecke zeigte im blauen Feld den flügelschlagenden Raben auf goldenem Ast. Den Wappenvogel des Geschlechtes der Raab Edlen zu Raabenheim.

Wolf-Dietrich stand erstaunt. Sein Blick, der eben noch die Lieblichkeit dieser Frau umfaßt, die vor seiner Geburt oder doch vor seinen ersten Kindheitserinnerungen am Hofe irgendwelche Rolle gespielt haben mußte, glitt zu dem Freunde hinüber.

Raab aber stand, die Unterlippe nagend, vor dem anderen Bilde, das den Herzog Waldemar, festlich aufgemacht in der Rittertracht des Kranichordens, zeigte. Es gab verhältnismäßig wenig Porträts von diesem Fürsten. Er war mehr Soldat und Herzog gewesen als Freund der Künste. Auf diesem glatten, aber sicher ähnlichen Bilde war er ein stattlicher Mann vielleicht Mitte der Vierzig. Aber — das ließ sich ja genau feststellen. Links unten stand die Jahreszahl: „1885“. Also ganz richtig — fünfundvierzig Jahre. „Siebzehn Jahre nach seinem Regierungsantritt,“ rechnete Wolf-Dietrich unwillkürlich laut, „und dreizehn Jahre vor seinem Tod.“

„Und drei Jahre vor dem Tod meiner Mutter und meiner Geburt.“ Es war Raab, der das sagte. Wie unter einem Zwang kamen die Worte, langsam gepreßt und tonlos.

„Ich habe nie darüber nachgedacht... ist deine Mutter denn bei deiner Geburt...?“

Raab nickte. Vom Halse her stieg ein nervöses Zucken über sein Gesicht. „Ich wurde bei ihrem Bruder erzogen — bis ich zu Euch auf die Prinzenklasse kam.“

In Wolf-Dietrich dämmerte ein Gedanke auf, mehr ein Gefühl. Eine Beklemmung, die er sich nicht erklären konnte, hinderte Wort und Frage. Er sah von Bild zu Bild. Sah von den Bildern zu dem Freunde hin. Und da war's ihm doch, als ob die beiden gemalten Köpfe, die er geschaut, der männlich ernste, trotzige, und der milde, weiblich gütige in ein einziges zusammenflössen. Als ob ein neuer Kopf daraus würde, mit Zügen aus beiden, ein neuer Mensch. Als ob seine Augen jetzt das seltsame Werk nachspürend verrichteten, das die unerforschliche Natur vor Jahren bildend getan.

Raab sah, wie die Gedanken arbeiteten hinter Wolf-Dietrichs Stirn.

Da senkte er langsam nickend den Kopf: „Ja, liebe Hoheit, — so ist's. Wir sind beide Getreue der Dynastie. Jeder auf seine Weise, jeder nach seinem Recht. Du heiratest nicht — aus Liebe —, weil du dich bereithalten mußt, die Dynastie fortzusetzen, wenn vielleicht doch noch . . . Ich aber — suche und nehme kein Weib, weil die Bastarde aussterben sollen, damit das Geschlecht wieder rein werde. Vorurteil, vielleicht. Man ist darin erzogen.“

„Raab!“ . . .

„Und auch darin liegt Treue, denk ich. Und so darf ich —“ er ging dicht an das Bild des Herzogs heran und legte die Hand auf den Rahmen — „so darf ich dem da, dünkt mich, auch nach Sturz und Revolution noch aufrecht ins Auge sehen.“

* * *

Auf einer Bank im Kurpark hinterm kleinen Schwanenteich, der gerade ohne Schwäne war, saß die „muntere Liebhaberin“ des Kurtheaters und heulte wie ein Schloßhund.

Es hatte sie überrumpelt. Die ganze Erkenntnis ihres verfehlten Daseins war der armen Anne Knopf plötzlich gekommen. Der Morgen war so schön, und beim Aufstehen hatte sie zu sich gesagt: „Anne Knopf,“ hatte sie zu sich gesagt, denn sie redete sich gern mit vollem Namen an, wenn sie mit sich sprach, „Anne Knopf, heute schreibt er dir!“ Und dann kam die Post und brachte einen Brief von dem Agenten in Berlin, daß es mit dem Winterengagement nach Bielefeld doch nichts werden könnte, und eine Rechnung von dem Parfümfriker in Halberstadt, dem sie vom letzten Engagement die Schminken noch schuldig war, und eine Postkarte ihrer Tante, daß sie, Anne, heuer zum dritten Male ihren, der Tante, Geburtstag vergessen, und daß sie, die Tante, aus solcher Lieblosigkeit ihre Konsequenzen ziehen werde. Aber „er“ — er hatte nicht geschrieben. Er hatte sich ihr neulich selbst vorgestellt. Auf der Kurpromenade, als ihr das Täschchen entfallen war. Und hatte sofort gesagt: „Darf ich Ihnen bei dieser Gelegenheit gleich danken, mein Fräulein. Sie haben gestern die . . . die . . . ja, wie heißt sie doch in den ‚Zwei glücklichen Tagen‘? — Die haben Sie allerliebste gespielt . . .“ Und dann hatte sie ihn nochmals um seinen Namen gebeten und wiederum bloß „Raab“ verstanden. Das hatte sie etwas enttäuscht, denn nach seiner ganzen Erscheinung und der chevaleresken Art, wie er sich verbeugte, benahm und vernehmen ließ, hatte sie auf Adel gerechnet. Mindestens Adel. Es sollen ja sogar Prinzen hier sein, seit ein paar Tagen; und als er das Täschchen aufhob, hatte sie der kühne Gedanke durchschauert: „Wenn das ein Prinz wäre . . .?! Und wenn er den Haus Schlüssel, der in dem Täschchen steckte, nächstens in seiner Tasche . . .?!“ Und dann hatte er bloß gesagt: „Raab“ Nichts dahinter, nichts davor, bloß: „Raab“. Sie war aber trotzdem mit ihm gegangen, ein bißchen bergauf und um die evangelische Kirche, wo man keine Musik

mehr hörte, bloß unten von der Regelfbahn die rollenden Regel und die Zurufe der Regelbuben. Und er hatte von der Eleonore Duse erzählt, die er vor Jahren in vielen Rollen bewundert, und von der pikanten Rejane und der spindeldürren Sarah Bernhardt und der runden Judic, die er in Paris belacht; und dann war er von Paris über London und Beerbohm Tree wieder nach Salzschlirf zurückgekehrt und bei den „Zwei glücklichen Tagen“ gelandet. Er hatte so eine nette, sichere Art zu plaudern, noch so diskret nach einem Parfüm, das Anne nicht kannte, stützte sie, als die steile Treppe über dem Wasserfällchen kam, so ritterlich, ohne ihren Arm zu drücken, und erzählte auf einem Weg von einer ganzen halben Stunde weder einen zweideutigen Witz noch eine Geschichte, deren bewunderter Held er selber war. Kurz er schien ihr so ganz anders wie der Süßholz raspelnde Konsul, der ihr zuerst täglich Mai-blumen, dann Treibhausrosen geschickt hatte, bis die Candida Genius ihr die Rolle der Köffelwirtin, die Anne studiert hatte, vor der Nase wegspielte. Und so viel distinguirter war er, als der kurzbeinige Fabrikant aus Hanau, der ihr die verschossenen seidenen Florstrümpfe geschickt hatte, die sie aus Fulda kannte, wo sie, im Preis herabgesetzt, in der Auslage gelegen und gelitten hatten. Und der kleine Leutnant, der den Ausflug nach Lauterbach mit ihr gemacht und dann Bilette dritter Klasse genommen hatte, rechnete überhaupt nicht mit. Er hatte so eklig gelbe Fingerspitzen vom Zigarettenrauchen und nicht mal das E. R. I. Den hatte sie schon am nächsten Tage kaum mehr gegrüßt. Was dachte sich der Bengel, wenn er sie so mit den Knopfaugen anstierte?! In seinem Hotel zweiten Ranges sollte sie ihn besuchen — zum Tee. Man kannte das. Und sie sollte ihre Laute mitbringen. Fehlte auch noch, daß er ihr meuchlings Gedichte eigenen Wachstums vorlesen wollte! So sah er aus . . . Ach, und dann hatte sie doch recht ge-

habt. Die Lüders, die alles wußte und alles sah, hatte ihr's gleich am Abend, noch ehe der Vorhang hochging, gesteckt: „Der Herr, Rindchen, mit dem du da gegangen bist heute — ach, tu nicht so — hinter der evangelischen Kirche — das ist ein Baron, ja. Ein Reichsfreiherr Raab zu Raabenheim. Und er sagt zu dem Prinzen, der hier ist — zu einem davon — du. Bestimmt. Und mit der kleinen pudrigen Exzellenz, die hier herumwanzt, ist er auch gut bekannt. Ob er Geld hat, weiß ich nicht. Aber Klasse, Rindchen, Klasse! Freilich die Genius hat ihren Prinzen — aber wenn du dich tüchtig 'ran hältst, an deinen Baron — lernst du den vielleicht auch noch kennen, den Prinzen. Und der Bruder Herzog soll auch schon spuken hier... Der ist zwar verheiratet... aber das hat noch nie geniert. Und jetzt können sich die Herrschaften mehr gehen lassen, verstehst du. Zieh nur immer die Florstrümpfe an und den ganz kurzen blauen Rock — der ist so hübsch eng — und kein Korsett — und...“ Bühne frei! Da war's zu Ende mit den guten Ermahnungen der Lüders. Aber noch während Anne mit dem Moserschen Referendar flirtete — als Backfisch im ersten Akt —, sagte sie innerlich immer vor sich hin: „Ein Freiherr... ein Prinz... ein Herzog...“ Und sie beschloß die seidenen Florstrümpfe anzuziehen und den blauen Rock, der so eng war, und kein Korsett. Denn jetzt kamen die heißen Tage.

Und heute früh hatte sie die Florstrümpfe angezogen und den blauen Rock, der so eng war, und kein Korsett. Und war mit ihrer Rolle erst zum Friseur gegangen, sich ondulieren zu lassen, und dann — um zu lernen — in den kleinen baumlosen Parkabschnitt hinterm Schwanenteich. Dort, das hatte sie gut beobachtet, ging der Baron Raab jeden Morgen mit Briefen in der Hand zur Post. Aber diesmal — vorhin... Weinen und Wut schüttelten sie noch, wenn sie daran dachte — vorhin waren sie zu dritt vorbei-

gekommen — links der Prinz, rechts der Baron und in der Mitte diese widerliche Candida. Diese Person, die immer alles wegfischte, die Rollen und die Altschlüsse und die Freiherrn und die Prinzen. Der Baron hatte höflich aber zerstreut gegrüßt, und der Prinz nur so beiläufig an den weißen Strohhut gegriffen. Diese Candida aber — nein, wie sie die nicht ausstehen konnte! — hatte ganz freundlich gelacht, ihre wundervollen Zähne — ein Pferdegebiß — gezeigt und herübergenickt und gerufen: „So früh schon fleißig?“ Und ein Dirndkleid hatte sie getragen, mein Gott, wie's jetzt jedes kleine Mädchel anzieht, wenn's was vorstellen will. Und ganz gewöhnliche weiße Strümpfe dazu. Gut gewachsen war sie ja, die Candida und hatte Haltung — aber wie sie die Brüste dabei betonte. Das war schon unanständig. Der Goldschimmer in den Haaren war sicher nicht echt. Sie wollte mal den Friseur danach fragen... Aber das Schlimmste — dann waren die beiden allein zurückgekommen, der Prinz und die Candida, und über das weiße Brückchen in den lichtgrünen Rurgarten untergetaucht. Und wo war der Baron geblieben? Er wußte doch, daß sie hier saß und — na ja, eben: daß sie hier saß und ihre Rolle lernte — die verkehrte Rolle war's auch noch, die sie in der Eile gegriffen. Daß sie Florstrümpfe anhatte, das mußte er gesehen haben — er war doch ein Kavalier —, und den blauen Rock, der so eng war, und kein Korsett. So was sieht ein Mann, der in Paris war und die Réjane hat spielen sehen und die Judic. Aber er kam nicht wieder, kam nicht mehr vorbei, ging heute nicht nach der Post mit Briefen. Warum gerade heute nicht? Das war eine Gemeinheit und eine persönliche Beleidigung. Und drum saß die muntere Liebhaberin des Kurtheaters Anne Knopf hinter dem kleinen Schwanenteich, der gerade ohne Schwäne war, auf der weißen Bank, zerknautschte wütend ihre falsche Rolle und heulte wie ein Schloßhund.

Nach einer Weile kam der Kollege Schükke vorbei, die Hände in den Hosentaschen, das Monokel eingeklemmt, mit neuem Schlips und nicht ebensolcher Wäsche. Er stuzte, grüßte leger „Servus“, setzte sich zu ihr und besah sie durch sein spiegelndes Monokel. Er roch nach Myrrhentinktur, denn er hatte Zahnweh gehabt die Nacht, sagte er, und war schlechter Laune, wie alle Leute, die nach Myrrhentinktur riechen, weil sie die Nacht Zahnweh gehabt haben. Und mit der perfiden Freude eines Menschen, dem's nicht gut geht und der ebensolche sucht, um sich an ihnen zu ergötzen, konstatierte er, daß Anne heute ihren guten Tag nicht habe; daß ihre Augen dick und rot seien, und daß ihm auch ihre Nase oben geschwollen scheine. Worauf sie ihn belehrte, daß sie einen Brief empfangen habe des Inhalts, daß ihre liebe Mutti recht krank sei. Das ließ ihn ziemlich kühl; er hatte kein rechtes Verhältnis zu lieben Muttis von verweinten Kolleginnen und glaubte auch nicht bedingungslos an deren Existenz. Er wechselte vielmehr plötzlich den Gesprächsstoff und fragte Anne Knopf, ob sie schon wisse, daß die Candida ein Verhältnis mit dem Prinzen habe? Denn das sei kein Graf, mit dem sie da vorhin über die Brücke gelaufen, sondern ein richtiggehender Prinz; was allerdings jetzt auch nicht viel mehr besage als Assessor oder Posteleve. Und er lasse sich beide Arme direkt unter der Achsel amputieren, wenn das nicht derselbe hochmütige Kerl sei, der kürzlich mit ihm und der Candida und dem Konsul, der übrigens ein Vieh sei und nicht mal einem anständigen Kerl hundert Mark pumpe, im Mittagszug von Fulda gekommen. Damals habe er so getan — und sie auch —, als ob sie sich gar nicht kannten. Aber auf den Schwindel falle er nicht rein. Als die Unterhaltung auf die Prinzen des Hauses Rayk-Dreybrücken — was ihn übrigens die schon interessierten! — gekommen sei, da habe die Candida plötzlich verwirrte süße Reden geführt von

Vornehmheit der Gesinnung und Heldentum und Opfertod und all so was Schönerm. Und der Konsul und er hätten sich angesehen wie die neugeborenen Kinder. Aber jetzt sei ja alles sonnenklar — die beiden liefen ja jede freie Stunde zusammen in den Wald und durch die Felder, die Chaussee lang und den Berg hinauf und über die Rübenfelder — daß sie nicht schon auf die Bahngeleise getappt und unter einen Güterzug gekommen seien bei ihrer Verliebtheit, das sei höchlichst zu verwundern. Das heißt Verliebtheit? Er — vielleicht. Aber sie? Eine gesunde Hundeschнауze sei seiner Ansicht nach eine heiße Angelegenheit, mit dieser Candida und ihrer Natur verglichen. Nicht mal auf ihn habe sie reagiert, der doch . . . Aber davon wolle er schweigen. Anne wisse das ja aus dem letzten gemeinsamen Engagement in Leobschütz. Ihr, der Candida, fehle eben durchaus die gesunde Sinnlichkeit und das dazugehörige heiße Erlebnis. Das reiche denn aus für so 'n besseres Liebhabertheater wie hier — aber die große Bühne, ein geschultes Publikum, wie er's zum Beispiel vor zwei Jahren in Bochum gehabt hätte — tja, da müsse man schon anders loslegen. Da müsse die Schminke dampfen von der Leidenschaft. Ehrgeizig sei das Mädchel, nicht zu knapp. Würde sich wohl auch noch irgendwo einen Baron oder so was angeln — vielleicht den Raab oder wie der Bursche heiße, der da als Prinzenschatten überall mit rumlaufe. Wie . . .?

Anne Knopf hatte ihre zerknautschte Rolle weit ins Gras geworfen.

„Was ist los?“ fragte Schükle erstaunt und ließ, um besser zu sehen, das Monokel in die hohle Hand fallen.

„Ach, nichts — da war ein Frosch!“

Schükle hatte eine galante Anwandlung. Er ging mit drei tänzelnden Schritten auf die im Grünen liegenden Blätter zu und hob sie auf. „Ein Frosch

ist da übrigens nirgends," sagte er. „Ich glaube, jetzt gibt's noch gar keine Frösche.“

„Frösche gibt's immer," raunzte Anne Knopf ärgerlich.

„Mir auch recht. Ich bin zwar kein Storch, aber — Apropos Storch — pass' auf, daß er dich nicht mal ins Bein beißt . . . bei die Strümpfe!" Und Schüzle betrachtete mit Wohlgefallen Annes Florstrümpfe unter dem knappen blauen Rock. Auch daß sie kein Korsett anhatte, bemerkte sein Kennerblick. Und er bedauerte, daß sie sich im Freien befanden.

„Donnerwetter — du bist ja im vollen Kriegsschmuck!"

„Sei nicht albern!"

„Für wen denn —?"

„Für dich sicher nicht.“

„Aee — denn ich bin ja nur zufällig hier. Aber ich dacht' mir's doch —“

„Was?"

„Au, daß die ‚gute Mutti‘ nicht gar so schrecklich krank ist.“ Und er setzte sich neben Anne und schob vertraulich seinen hageren Arm in den ihren, der beim Druck angenehm nachgab. „Mollig — mollig! Weißte, Kind, man muß nie so hübsche Sachen für einen Bestimmten anziehen. Bloß so fürs allgemeine. 's kommt schon einer, der's würdigt. Wenn der nicht — dann der. Stimmungssache. Und wenn's auch bloß 'n Kollege is — der noch dankbare Erinnerungen bewahrt . . . Vastehste?"

„Glaubst du das wirklich selber — das mit Candida . . . und dem Prinzen?"

„Ich? Glauben? Ich bin heilig davon überzeugt. Und von denen, die überhaupt so etwas sehen — den Herrn Wiesel — übrigens er sucht dich, er hat Schokolade für dich — den Herrn Wiesel und die Kinder unter vierzehn Jahren ausgenommen —, ich meine, die überhaupt so was sehen, die sind genau so im Bilde wie

ich . . . Und was der Baron is — Specht heißt er, glaub' ich, oder Hahn oder Raab — jedenfalls nach irgend so 'nem Vogel —, was der Baron ist — na, der steht nu belämmert daneben und läßt den Unterkiefer lang runter hängen . . .“

„Du meinst —?“

„Na, Gott, neben 'n Prinzen — der sich noch in guten Jahren befindet — is nischt zu machen. Die Konkurrenz hält keiner aus. Das bißchen Revolution hat ja die Herrschaften nur interessanter gemacht in Weiberaugen. Paß mal auf, wie bald der nu furiert ist, der Specht oder Raab — von seinem Rheuma oder was er angeblich gehabt hat, und wie rasch er dann abreißt . . .“

„Komm, Schüzle —“ Anne sprang auf.

„Was denn? Schon wieder ein Frosch?“

„Nein. Hier wird's zu heiß, findest du nicht?“

„Ja, gnädige Frau, ich habe zuviel Sonne — wie Hamlet sagt.“

„Willst du heut mittag bei mir Tee trinken, Schüzle?“

„Heute —? Aber mit Pläsierversnügen. hm. Thé simple — oder thé complet . . .?“

Sie schlug nach seiner Hand, die gerade das Monotel zum Auge führen wollte.

Dann gingen sie lachend am Ufer lang mitten unter den Kurgästen, die schon ihren angewärmten Bonifazius in zierlichen Gläsern vor sich hertrugen. Aber so recht vergnügt klang Annes Lachen nicht. Es war die studierte und auf Publikum berechnete Lustigkeit einer munteren Liebhaberin, die vor einer halben Stunde noch hinterm kleinen Schwanenteich im Kurpark gefessen und geheult hatte wie ein Schloßhund.

* * *

Manchmal machte sich Wolf-Dietrich Vorwürfe. Er war hither gekommen mit großen Plänen. Er hatte Vorschläge machen wollen dem Bruder, den Vettern,

der Familie. Vorschläge, nicht etwa, wie die politische Situation auszunützen sei — denn die Situation in diesen Frühlingstagen war denkbar schlecht —, so doch, wie die bessere Situation, die kommen mußte, zu erfassen wäre und wie sie die Familie, die der Sturm auseinandergewirbelt hatte, geeint und vorbereitet finden sollte. Und jetzt —.

Zwischen allen Erwägungen und Entschlüssen drängte sich ihm ein gescheitelter kastanienbrauner Mädchenkopf. Der lächelte und nickte; und manchmal schlug er auch bloß die großen fragenden Augen auf. Aus der Zeitung, die er morgens durchflog, aus der Familienchronik, die er abends vor dem Schlafengehen wälzte, funkelten ihn diese lieben seltsamen Augen Candidas an. Er schalt sich. Verglich sich mit dem Prinzen Hamlet — was nur zur Folge hatte, daß ihm im unruhigen Traum der Nacht Candida als Ophelia erschien und immerzu die Worte wiederholte: „Mein Prinz, wie geht es Euch seit so viel Tagen?“ Und da er ihr versicherte, daß es ihm sehr gut gehe, daß er sich nur schäme, so im Nachtgewand hier mit nackten Beinen vor ihr zu stehen, äußerte sie immer wieder im Klage-ton: „Himmliche Mächte, stellt ihn wieder her!“ Als er sich, halb erwacht, ärgerlich über den dummen Traum, auf die andere Seite warf, kam der alte Quack in einem Trippelschritt, der dem Kammerrat sonst durchaus nicht eigentümlich war, als angetrottelter und doch verschmizter Polonius auf ihn zu und hüstelte: „Kein Borger sei und auch Verleiher nicht! — Sich und den Freund verliert das Darlehn oft. — Und Borgen stumpft der Wirtschaft Spitze ab.“ Und dann verwandelte sich der Polonius Quack plötzlich in die kleine Erzellenz Pintus, die sich immerfort tief verbeugte und mit flüsternder Stimme sagte: „Ich will mich hinter die Tapete stellen, den Hergang anzuhören.“

Wenn er nach solchen und ähnlichen Träumen morgens früh erwachte, beschloß er jedesmal, heute

Candida nicht zu sehen. Aber lag es nun daran, daß es der Spazierwege im Park nicht allzu viele gab, lag es an seiner wachsenden Zerstreutheit — so zwischen zehn und elf Uhr, nach Brunnentrunke, Frühstück und Zeitungslektüre, kam er halt doch immer wieder am Kurtheater vorbei und warf einen Blick hinter die nicht allzu üppigen Eiseuwände, wo zwischen Kulissen und Versatzstücken vor dem Bühneneingang ein paar Bänke standen.

Hier saßen heute, wie täglich, Rollen lernend, plaudernd, die Späßen fütternd, die Schauspieler, während darin geprobt wurde, und auf den Ruf des Inspizienten wartend. Hier verhinderte der alte Böhnig, die mageren Knie in der Sonne wärmend, den jüngsten Kollegen Erwin Bauder, die schwierige Szene im dritten Akt zu lernen, durch weit ausholende Erzählungen aus seinen Glanztagen in Kostock. Dort hatte Böhnig nach seinen Angaben alles gespielt, was gut und teuer war. Und die Gattin, die in einem Morgengewand, halb Schlafrock und halb altes Ballkleid, daneben saß, längst verblüht, wenn sie jemals geblüht hatte, flichte des Eheherrn wenig ansehnliche Socken und beeilte sich einzuschalten: „Die Studenten haben damals meinem Mann jede Krawatte nachgemacht, jede. Und als er mal vergessen hatte, einen Schlips anzuziehen, sind die Studenten am nächsten Tag alle ohne auf dem Bummel erschienen.“

Der unglückliche Bauder, der außerhalb der Bühne ausah wie ein magenkranker Sekundaner, der nicht präpariert ist, wußte längst in den alten Glanzrollen Böhnigs Bescheid, und auch seine Wirkungen auf das Publikum — damals, heute schien sich das Publikum verändert zu haben — waren dem gründlichst eingeweihten, jungen Kollegen nicht neu. Er nickte deshalb nur zerstreut, wenn Böhnig Zustimmung oder Anteilnahme zu erwarten schien, und schaute sehnsüchtig hinüber, wo Schükle, den Arm mehr gewohnheits-

mäßig als zärtlich um Anne Knopfs weit ausgeschnittenen Nacken gelegt, auf die Regie des Direktors schimpfte und der Meinung Ausdruck gab, daß man ihn, Schükle, mal eine moderne Komödie inszenieren lassen sollte, dann werde man etwas erleben an Tempo, Humor und Beseelung!

Die gute, alte Lüders, die sich hier immer ihre Garderobe zurechtschneiderte, war dabei, aus einem Staatskleid, das sie vorgestern in „Hofgunst“ getragen, durch listenreiche Umänderungen und neckische Zutaten ein Hauskleid für die Frau des „Doktor Klaus“ zu machen. Sie hatte Stechnadeln im Mund und konnte nur mit kaum geöffneten Lippen der boshaften Vermutung Ausdruck geben, daß Max Reinhardt sich bestimmt aufhängen werde, wenn ihm plötzlich und unvermutet Schükles genialische Regiekonkurrenz erwachse.

„Es gab nur einen Regisseur,“ brummte der alte Oltersdorf, der seiner Gewohnheit gemäß mit einem stumpfen Taschenmesser an einem Stückchen Holz herumschnitzelte, ohne daß außer Schmutzerei irgend etwas Bemerkenswertes an Figürlichem oder Ornamentalem dabei entstand, „nur einen. Das war der alte Heinrich Laube. Ich habe noch unter ihm an der Burg angefangen.“

„So? Ich dachte, du hättest noch unter Dahlberg in der Premiere von Schillers ‚Räubern‘ in Mannheim den alten Moor gespielt?“

Alle lachten. Jeder im Tonfall seines Rollenfachs. Die muntere Liebhaberin konnte sich gewohnheitsmäßig gar nicht beruhigen. Aber der verwiterte Oltersdorf, der nicht auf den Mund gefallen war, obschon dieser Mund eigentlich so aussah, entgegnete ganz ernst: „Probiert hab' ich den alten Moor damals, liebe Lüders. Aber du erinnerst dich vielleicht — mir wurde auf der Probe schlecht, als du dich an der Amalie versuchtest.“

Neues Gelächter. In das diesmal auch Candida einstimmt, die, erhitzt von ihrer eben geprobten Liebeszene, frisch und jung, ein wenig geblendet vom Maienlicht, aus dem Halbdunkel des Bühnenraumes heraustrat ins Freie. Sie hatte ihr geblümtes Dirndlkleid an, das den beweglichen, schon ein wenig sonnengebräunten Hals frei ließ und die gesunden, runden Arme.

„Du hast gut lachen,“ die Lüders nahm ihre Brille ab und wandte sich ohne Groll an Candida allein. „Du bist ganze zwanzig Jahre — bist's wirklich, sagst's nicht bloß, wie die Knopf, die's schon vor vier Jahren — nicht mehr war. Du hast dein Talent, was dir nicht mal der Schüzle abstreiten kann, so gern er möchte . . .“

„Pah ich! Warum sollt' ich . . .?“

Wie eine direkte Antwort auf diese rhetorische Frage fuhr die Lüders, einmal im Zuge, mit erhöhter Stimme fort: „Du hast deinen schönen Vertrag für den Winter in der Tasche — gleich nach Köln — und für den Sommer hast du deinen leibhaftigen Prinzen!“

„Aber, liebe Lüders . . .“ Candida kam rasch die zwei Stufen herunter. Sie hatte Angst, daß man über die Efeuwände weg von dem Spazierweg draußen sähe, wie ihr das Blut jäh in die Wangen schoß.

Schüzle entfaltete währenddessen umständlich ein Zeitungsblatt, das er seiner Briefftasche entnommen. Ein boshaftes Lächeln klebte an seinem unrasierten Mund, als er unvermittelt mit absichtlicher Monotonie vorlas: „. . . die Rolle der Salondame war einem Fräulein Candida Genius anvertraut, die von der Direktion immerzu Gelegenheit erhält, sich in Rollen zu produzieren, für die sie noch nicht reif ist. Die junge Dame spielt noch ein wenig Liebhabertheater und soll auch direkt von solchem gekommen sein. On dit — durch eine hohe oder doch ehemals hohe Protektion . . .“

Candida war jetzt blaß geworden, ganz blaß. Sie hatte dieses Fuldaer Blättchen schon anonym zuge-

schickt bekommen. Es stellte sich in dieser hämisch ab-sprechenden Kritik in direkten Gegensatz zu dem, was sonst über sie in der freilich sommerlich milden Presse bis jetzt geschrieben war, und zu allem, was sie aus dem Publikum hörte. Von entzündeten Kavalieren und enthusiastischen Badfischen ganz zu geschweigen.

„Der Giftnidel, der das geschrieben hat,“ die Lüders trennte heftig an ihrem Kleid herum und ließ die Nähte entgelten, was Schüzle gelesen hatte, „ist entweder ein Idiot, oder er hat schon mal sein Ständchen umsonst vor einem Fenster im Alten Badehaus gesungen.“

„Es soll sogar ein Professor sein.“ Schüzle zuckte in gespielter Gleichgültigkeit die wattierten Achseln und steckte das Blatt wie eine Köstlichkeit ein. Dann entzündete er sich schweigend eine Zigarette. Anne Knopf sah so viel weltmännische Pose mit Bewunderung. Zum erstenmal gefiel er ihr wirklich; und dann — es war kein anderer in Schweite.

„Man soll sich weder von verhimmelnden noch von niederträchtigen Kritikern beirren lassen auf seinem künstlerischen Weg vorwärts und aufwärts. Das ist — halten zu Gnaden — meine Weltanschauung.“ Als Böhnig dies sagte — großartig, wie er so was vorzubringen pflegte —, legte seine Frau den ausgewaschenen Socken hin und applaudierte, als hätte er eben den Aktluß gehabt.

„Und auf welchem Gaurisankar oder Popokatepetl bist du, lieber Böhnig — halten zu Gnaden —, mit deiner Weltanschauung gelandet? Hast du schon ein Winterengagement?“

Böhnig wollte heftig entgegnen, fand aber das passende bissige Wort nicht gleich. Und gerade als er's gefunden hatte und, seines Triumphes sicher, begann: „Lieber Schüzle . . .“ wobei in dem „lieber“ ein ganzer Eimer Gift kochte, wurde sein zornig rollendes Auge des Prinzen Wolf-Dietrich ansichtig, der, den Strohhut höflich lüftend, an das schmale Pfortchen heran-

getreten war, das die schulterhohen Efeuwände freiließen.

„Stör' ich die Herrschaften?“

„Aber durchaus nicht, Hoheit!“ Böhnig stellte sich sofort um auf devote Höflichkeit. Er wußte noch vom Hoftheater in Altenburg her, wo er mal eine Saison lang auf seine gutmütige Art die schlimmsten Intriganten gespielt hatte, wie man mit Prinzen umgeht. Er verneigte sich sehr zierlich, setzte bald den linken, bald den rechten Fuß vor, ohne von der Stelle zu kommen, und gab unter den bewundernden Blicken der Gattin seinen Worten durch einladende Handbewegungen gebührenden Nachdruck.

Wolf-Dietrich begrüßte zwanglos die Schauspieler und hatte für jeden ein ungezwungenes freundliches Wort.

„Er kann's nicht lassen,“ raunte Schükle der Anne Knopf ins Ohr. „Abgesägt oder nicht — er hält Cerele.“

Aber als dann Wolf-Dietrich sich ihm zuwandte und, sein silbernes Zigarettenetui präsentierend, sagte: „Ich habe mich wirklich sehr an der amüsanten, überlegenen Art gefreut, Herr Schükle, mit der Sie gestern alle die hübschen Bosheiten des Dialogs zur Geltung brachten,“ da schmunzelte Schükle geschmeichelt: „Gott, wenn man weiß, daß Herrschaften im Theater sind, die Gutes gewöhnt sind und von unserer Kunst wirklich was verstehen, dann bemüht man sich . . .“

„Bemüht sich mit viel Erfolg. Allerdings die prächtige Frau Lüders hat Ihnen ausgezeichnet fundiert.“

Die geschmeichelte Lüders spendierte einen halben Hofknix, wobei ihr das Gewand der Frau Doktor Klaus am Boden schleifte, ohne dadurch unscheinbarer zu werden, als es schon war. Der Prinz raffte es auf und gab es ihr.

„Mein Gott, ich habe — danke, Hoheit — ich habe ja nur das eine Szenchen gehabt. Da läßt sich wirk-

lich nicht viel. . . Auf alte Frauen baut man heutzutage keine Komödien mehr auf. Aber unsere liebe Candida. . ." Im instinktiven Gefühl, daß der Prinz wohl nicht hierher gekommen war, dem Kollegen Schükle und ihr erlesene Artigkeiten zu sagen, und in der eifernden Hilfsbereitschaft, die vielen älteren Frauen eignet, wo sie zarte Beziehungen sich anspinnen wäñnen, war sie bestrebt, die beiden, die sich eben nur flüchtig begrüßt hatten, einander näher zu bringen.

Wolf-Dietrich hatte sich durch einen raschen Blick überzeugt, daß Candida eine der Rosen trug, die er ihr heute ganz früh vom Brunnen mit ein paar Verszeilen geschickt hatte. Sie bedankte sich hier vor den anderen nicht dafür, das tat ihm wohl. Denn es war wie ein leises Zeichen geheimen Einverständnisses. So sagte er nur: „Fräulein Genius weiß, wie hoffnungsvoll ich ihr schönes Talent beurteile.“

Als ob sie die Gedanken ihres Herrn erriete, aber unbehindert von menschlichen Rücksichten und Politessen, war Diva, die gelbe Schäferhündin, an Candidas grüner Dirndlschürze hochgesprungen und ließ sich, wedelnd und leise winselnd vor Vergnügen, den spitzen klugen Kopf streicheln.

„Diva — nicht lästig werden!“

„Lassen Sie, Hoheit — ich hab' Hunde so gern.“

„Und es sind ja gewissermaßen Kolleginnen —“ Da Schükle die erstaunten Blicke eine Weile genossen hatte, fuhr er seelenruhig fort: „Ich denke, Ihre Hündin, Hoheit, ist auch eine ‚Diva‘ —? Nun also! Die Diva liebtost die Diva, das haben die Divas so an sich. Neidlose Freundschaft.“

Wolf-Dietrich hörte den mokanten Unterton wohl, aber er hütete sich, ihn zu verstehen. „Ich müßte das Tier ja eigentlich an die Leine nehmen — aber es geht im Park so brav bei Fuß. . . Nicht wahr, Diva. . .?“ Und dann im leichtesten Konversationston zu Candida:

„Sie haben wohl noch lange zu tun, mein liebes Fräulein, mit der Probe heute morgen?“

„Es ist eine schwierige Komödie.“ Böhnig, den niemand gefragt hatte, wiegte sorgenvoll den verwitterten Kopf und urteilte so: „Aber wir werden's in zwei, drei Proben schaffen. Man spielt sich ein. Und gerade diesmal. Ich habe einen ausgezeichneten Eindruck.“

Seine Gattin sah klopfenden Herzens den Moment gekommen, auch mal direkt mit einem Prinzen zu sprechen. Sie wollte sagen, daß man sich auf die Eindrücke ihres Mannes in künstlerischen Dingen verlassen könnte wie aufs Barometer. Der Vergleich mit dem Barometer, den sie ausgezeichnet fand, beherrschte sie so sehr und die Angst, daß ein anderer ihr wieder das Wort abschneide, bedrückte sie so heftig, daß sie plötzlich vor den erstaunten Wolf-Dietrich trat und die Worte mehr hervorstieß als aussprach: „Der Barometer meines Mannes . . . mein Mann und der Barometer . . .“

„Das Barometer —“ verbesserte Schüßle trocken.

Aber niemand erfuhr jetzt oder je von der erregten Frau Böhnig, in welchen Beziehungen ihr Mann und das Barometer ständen. Denn in diesem Augenblick trat der Direktor, Buch und Hut unterm Arm, die dünnen Haare sorgfältig über den durchspiegelnden Schädel gekämmt, von der Bühne heraus.

„Also, Kinder,“ er sah den Prinzen nicht, daher die unfeierliche Art und die umfassende Anrede, „eine Affengomödie habt ihr gespielt heite morgen. Wenn das nich anderschter wird, gönnen mer übermorgen nich raus mit dem elenden Schmarren.“

Jetzt erst erkannte der Direktor den Prinzen, der ihm höflich grüßend das Antlitz zuwandte. „Pardon, Hoheit —“ ergänzte er, indem er sich verneigte, „ich wußte nicht . . .“

„O, bitte, verehrter Herr Direktor, ich bin hier ein Eindringling und habe keinerlei Recht —“

„Nee, das hamm Se ja nu nich,“ sagte der Direktor gemütlich, „aber wir freuen uns immer sehr, Hoheit. Und schließlich — wahr bleibt wahr, nich wahr? Und wenn's 'n Affengomödie war, muß ich's äben sagen.“

„Dafür sind Sie der Direktor und führen Regie.“

„Freilich, freilich — ich wär' noch mitspielen müssen, daß Zug reinkommt in die Schose.“

„Es wird das Publikum freuen. Sie sind ein so sicherer Künstler. Und ich bin auch überzeugt, wenn Sie die Komödie übermorgen herausbringen, steht die Vorstellung auf derselben respektabeln Höhe wie die anderen, die ich bis jezt zu sehen die Freude hatte.“

„Sähr güt'g.“

„Und ich werde mich jezt sofort zurückziehen. Ich will die Herrschaften nicht zerstreuen. Die Probe wird wohl gleich weiter gehen —“

„Nee — nee, für heute hamm wer genug.“ Der Direktor sekte den Hut auf. „Ich muß da auch noch 'n baar Wiße rein machen; es is den Autor sein ärstes Stück. Da fällt so 'n Mann noch nich viel ein. Und en paar Striche auch — sein ärstes! — Verstähn Se, Hoheit, da wird so einer gar nich fert'ch mit 'n Dialog.“

„So — so, schon Probeschluß? Das wird ja die Herrschaften nicht kränken. Ja, Fräulein Genius, wenn Sie nach Hause gehen, ich glaube, wir haben einen Weg . . .“

Sie hatten zwar durchaus nicht einen Weg. Denn der Prinz hatte eigentlich für elfdreiviertel sein Solbad im Badhof angemeldet. Aber das mochte verfallen. Und Candida wollte eigentlich nach Hause, Briefe schreiben. Aber das eilte nicht. Und so gingen sie plaudernd, hinter der evangelischen Kirche hinansteigend, durch die neuen Anlagen, die sich jenseits der Bahn den Söderberg hinaufziehen, und genossen so im Wandern immer wechselnde Bildchen, in frischgrünem Maienrahmen der leise vom sanften Wind bewegten Äste das unten im Frieden liegende Land, das

liebliche Thal der Altfeld und drüben die famosen dunkeln Konturen der hohen Rhön.

All die Tage waren sie schon so gewandert. Kleinere Wege, an den Tagen, da Candida abends spielte, größere Touren, wenn sie den Abend frei hatte. Übers Schweizerhaus nach Alzhausen waren sie gepilgert und durch viel Sonne nach dem idyllischen Müs. Hatten in Landenhausen richtigen Bohnenkaffee und sogar weißen Kuchen genossen und sich durch den schönen Vizeroder Grund nach Rudlos trotz verwischter Markierung durchgefunden. Auf dem Weg nach dem burgenreichen Schlik, das sie auf junggrün überlaubten kleinen Bergwegen leider nicht erreichten, hatten sie sich an der herrlichen Rhönaussicht erfreut; und am Wallfahrtskreuz hatten sie über Lourdes und den Wunderglauben im Wechsel der Zeiten gesprochen. Sie waren gute Fußgänger beide. Und da sie mehr nach Neigung und des Augenblicks Laune, als nach Kompaß und Karte gingen, so hatten sie in diesen paar Tagen viel gesehen und waren erfüllt von dankbarem Erstaunen, wie reich an hübschen Überraschungen die Umgegend dieses so schlicht ins Thal gebreiteten Bädchens sich zeigte. Wälder, Steinbrüche, Hünengräber, Weiden, Tannenschonungen, Basaltfelsen, Wiesen, Blochhütten und herrliche Partien rauschenden Hochwalds hatten sie gefunden; und lachend erzählte Wolf-Dietrich seiner rüstig auschreitenden Begleiterin, daß Vetter Reginbold ärgerlich behauptete: es gäbe hier überhaupt nur zwei mögliche Spaziergänge. Beides Chausseen. Von denen führe die eine, schattenlos und staubig, in ein Dorf mit viel Gänsen und keinem Wirthshaus, und die andere, schattenlos und staubig, ende in Lauterbach, das der Familie verboten war.“

„Darf ich fragen, Hoheit, warum eigentlich verboten?“

„Wenn Sie nicht mehr Hoheit sagen, dürfen Sie alles fragen, mein liebes Fräulein!“

Er hatte ganz leise den Arm der bergan Vorschreitenden berührt und hielt sie zurück.

Candida blieb stehen und lehnte sich jetzt ausruhend an einen Fichtenstamm. Die Sonne warf, wärmer als all die Tage, ihr goldene Muster über das Kleid, das der Höhenwind sanft dem schlanken Körper anstrich. Das Halbrund der festen Brüste drängte gegen das straffe Mieder. Sie war sehr hübsch, wie sie so da stand, ein Bild der Jugend, der Frische und weiblichen Kraft, die Augen an ihm vorbei tief in den lichtgrünen Wald gerichtet.

Jetzt nickte sie versonnen. „Ja -- aber -- nennen Sie mich dann auch -- Candida?“

„Gern.“

„Wissen Sie“ -- wie über die eigene Kühnheit erschreckt sagte sie's rasch und entschuldigend -- „ich finde selbst meinen Namen so schön -- ich hab' ihn mir ja nicht ausgesucht.“

„Nein -- aber er gehört zu Ihnen, wie das Gold in Ihrem Haar und in Ihren Augen.“

„Und dann -- ich hör' ihn so selten. Die Mutter, die ihn so eigen sanft und gut aussprach, ist lange, lange tot. Wenn ich an sie denke, sehe ich immer noch ihre Lippenstellung, wenn sie ‚Candida‘ sagte -- es war, als ob sie den Namen küsse im Sprechen. Aber ich höre keinen Ton mehr, ich sehe nur die Lippen noch sich bewegen wie damals. Der Vater nennt mich -- fast als ob er den Namen vermeiden wollte, den er selbst gewählt -- immer nur: ‚mein Kind‘. Und hier unter den Kollegen heiße ich -- abscheulich -- ‚die Genius‘. Und muß noch froh sein, daß sie mich nicht ‚die Quack‘ nennen.“

„Und die Freunde --?“

„Freunde hat man nicht beim Theater. Das merk' ich nun schon. In dem Sinne wenigstens nicht, wie man gut bürgerlich Freundschaft meint.“

„Sie sollen einen haben!“

Er nahm ihre Hand. Ihre kühlen, schlanken Finger lagen ohne Gegendruck in den seinen, aber sie sah ihn mit einem freien, glücklichen Lächeln an. Und das Gold in ihren sprechenden Augen schimmerte heller und floß zu ihm hinüber.

„Wissen Sie, Candida — Sie können im Sinne des alten Goethe — das heißt damals war er noch gar nicht so alt, als er's in den reizend gütigen, väterlichen, verliebten Briefen oft neckend an Christiane schrieb — Sie können ‚Augelchen machen‘, Candida.“

Als er ihren Namen zum erstenmal aussprach, langsam, betonend, schloß sie rasch die Augen und ein Lächeln umspielte ihren wohlgeformten Mund, als ob sie etwas Röstliches träumend genieße. Dann sagte sie, eine Haarsträhne fangend, die ihr der Wind wie ein Fähnchen um die Stirne trieb: „Augelchen machen? Ich kann's vielleicht — aber ich will's nicht. Hier nicht, bei Ihnen nicht. Glauben Sie mir —“ sie hauchte wieder „Hoheit“ sagen wollen, aber sie lächelte und schluckte rasch die verbotene Anrede — „glauben Sie mir — wenn ich auch zur Kunst durchgebrannt bin, in manchem bin ich doch die Tochter meines korrekten Vaters, und ich kenne doch die Distanz — unten im Thal vielleicht noch mehr, als hier oben. Und ich vergesse sie nie, auch wenn ich so keck war, mir die ‚Hoheit‘ schenken zu lassen und Sie zu bitten, mich wenigstens, wenn wir durch die Wälder laufen, bei meinem Vornamen zu nennen.“

„Welche Distanz gibt's denn noch, Candida? Die Revolution hat ja Rang und Titel triumphierend zum alten Eisen geworfen, zum ganz verrosteten, das im Ramsch verkauft wird und nichts bringt. Am liebsten würden sie wohl den toten Herzögen noch die Wappen im Mausoleum zerbrechen und die Krönchen auf den Särgen. Den letzten Regierenden haben sie mit Steinwürfen in seine Fenster ausgetrieben — und er sitzt landflüchtig und — wie er glaubt — unerkannt in Lauterbach im Hessischen.“

Candida stieg wieder in gleichmäßigem Schritt bergan. Der Weg war steinig und schmal. Der Regen der Nacht hatte Rillen gewaschen, und sie balancierte oft von Stein zu Stein. Die jungen Zweige berührten manchmal streichelnd ihr Gesicht.

„Sie wollten mir erzählen, warum Lauterbach Ihnen verboten ist . . .“

„Sehr einfach. Der Herzog hat unseren Familientag hierher — das heißt leider nicht auf die Höhe unter das ewige Laubdach, wie wohl die alten Herzöge ihr Geschlecht, sondern da unten nach Salzschlirf einberufen. Nun verschiebt er ihn aus mir unbekanntem Gründen vom Dienstag auf den Freitag, vom Freitag wieder auf den Montag. Schon dreimal hatten wir uns den Nebensaal im Kurhaus reservieren lassen. Immer wieder abbestellt. Er selbst aber — immer noch Familienoberhaupt und ermächtigt, allein zu bestimmen — wenigstens für uns, die Familie, ermächtigt — läßt sich in seinem Städtchen, wo er inkognito mit meiner Schwägerin und den beiden kleinen Mädels sitzt, von niemand sprechen. Außer von Pintus, der mit der aktenschweren Mappe hin- und herfährt und dort, wie er mit gefalteter Stirn andeutet, wichtige Gespräche führt. Inhalt der Mappe und der Gespräche allen anderen Sterblichen unbekannt.“

„Hat denn der Herzog irgendwie —“ Candida stockte. „Ich meine, weil jetzt so viel . . . hat er vielleicht . . .“

„Sie wollen sagen, er hat Angst? Er nicht. Aber er ist weich. Ist erschüttert und verbittert. Und nervös und immer noch verliebt in seine kleine, hübsche Frau. Und die hat Angst — und darauf nimmt er Rücksicht. Und läßt sich wohl auch die Nerven rütteln. Sie wissen ja wohl selbst, unserem prächtigen Großvater, dem ‚großen Ahnherrn‘, wie er nicht nur in der Familie hieß, geben sie mit Recht den Namen ‚Johann der Aufrechte‘. Meinen Bruder hingegen nannten sie ‚Johann den Aufgeregten‘. Damals war’s noch gut-

mütige Neckerei, wie eben ein zufriedenes Völkchen mitten im großen, starken deutschen Reiche sein Landesväterchen neckte. Jetzt hört sich's anders an. Die Nachrichten, die er uns zukommen läßt — meist mündlich durch Pintus, sogar der Post mißtraut er, seit sie nicht mehr kaiserlich ist — mit Recht vielleicht —, die Nachrichten sind kurz und wenigsgend. Die kleine Frau — abergläubisch und, gestehen wir's ruhig, furchtsam —, bedrängt ihn gewiß wieder mit bösen Träumen und dunkeln Ahnungen und bestürmt ihn mit Bitten, wie Calpurnia den Cäsar. Die furchtbare Enttäuschung der Novembertage, die ihm, dem Gütigen, Gutgläubigen so ziemlich alles zerbrochen vor die Füße warf, was er an Freundschaft, Treue, Anhänglichkeit ererbt von seinen Vätern hatte und als wohl-erworbenen Besitz zu hüten glaubte, hat ihn ihren Einflüsterungen, ihren Besorgnissen geneigter gemacht. Sie ist oder behauptet's zu sein, ein wenig clairvoyante.“

„Glauben Sie an so was?“

„Solange ich nur in Büchern davon lese — nein. Aber man lebt und sieht mancherlei. Über Flammarien lächelte ich, und sein Material schien mir ein bißchen aus der Altweiberkiste. Aber . . . Ich könnte Ihnen da zwei seltsame Fälle erzählen — die Herzogin Helene hat den Tod meines Bruders Benno vorausgesagt und das Ende Ewald Sturms.“

„Vielleicht war das Zufall — oder sie hat's als kluge Frau aus den Charakteren geschlossen, daß gerade diese Beiden in der Schlacht . . .“

„Sie meinen,“ unwillkürlich mußte Wolf-Dietrich lächeln, „meinen, wir anderen hätten uns halt — unserer Veranlagung entsprechend — geschont da draußen? Mit Sir Johns Weisheit: daß Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit ist? Wenn ich da wenigstens von meinem Onkel Konstantin reden darf, der ja dann auch schwer verwundet wurde, so trifft das nicht ganz zu . . .“

„Nein — wirklich, so hab' ich's nicht gemeint.“
Candida senkte beschämt den heiß geröteten Kopf.

„Ich weiß,“ beruhigte Wolf-Dietrich. Sein Arm lag leicht in ihrem. „Aber — soll das Zufall sein? Sechs von uns waren draußen — wenn auch mein Bruder als regierender Herzog und mein Onkel Reginald als Johanniter in geschützter Stellung. Von den Sechsen aber hat sie die zwei Richtigen vorausgesagt und . . . Ja, sehen Sie, das ist nun das merkwürdige. Sie hat ihrem Mann ins Feld geschrieben — und zwar in den frühen Tagen, in denen alles noch gut stand und unser Angriff wie der Sturmwind vorwärts ging; damals noch, als nicht nur die Heimat, auch das neutrale Ausland an unseren nahen Einzug in Paris glaubte. Damals schrieb sie ins Hauptquartier, sie habe Ewald Sturm — den Sohn meiner mutig ins Bürgerliche entwichenen Tante Sédanie, Sie wissen — bläß hingestreckt liegen sehen. Durch seine nackte Brust habe sie, wie durch Glas, in sein Herz schauen können, das rot und still darin lag und — das sind die Worte ihres seltsamen Briefes — wie ein zerfekter blutiger Rahmen das Bild einer Frau festhielt. Das Bild selbst, schrieb sie, konnt' ich nicht genau erkennen; es schien mir klein und oval und eine Madonna zu sein. Acht Tage später war Ewald Sturm ein stiller Junge. Ein Granatsplitter schlug ihm das kleine ovale Medaillonbild seiner heimlichen Braut, das er an dünnem Rettchen auf der Brust trug, mitten ins Herz . . . Die arme Madonna, seine Madonna, war blutig gerahmt, wie es Helene gesehen hatte in ihrem seltsamen visionären Traum.“

Candida hatte sich auf eine Bank gesetzt, die einen wundervollen Blick auf das maigrüne Tal zu Füßen gewährte. In erwachender Blüte standen die Obstbäume, wie riesige weiße und rosafarbene Buketts feistlich an den sonnenbeschiedenen Wegen.

Eine Weile schwieg sie; dann fragte sie nur: „Und der andere Fall?“

„Auch unseres braven Benno Tod hat sie ahnungsvoll geträumt. Der Brief war an mich, in dem sie ihrer über Nacht entfachten würgenden Angst einen fast kindlich flehenden Ausdruck gab. Sie fragte an, ob mein Bruder denn nicht abkommandiert werden könnte — eine Weile nur — hinter die Front oder gar in die Heimat. Sie habe ihn gesehen, hingestreckt auf einem eisernen Bett in einem ganz kahlen Zimmerchen, und um ihn hätten, unbeweglich wie braune Säulen, bärtige Männer gestanden, die sie schweigend ansahen. Und als sie in der Angst des Traumes die unbeweglich verharrenden Männer fragte: „Was ist mit ihm — ist er tot — schläft er?“ legten die ihre Finger, Schweigen gebietend, auf die festgeschlossenen Lippen . . . Benno aber fiel wenige Tage später in der Nähe eines belgischen Klosters. Trappisten, die das Gelübde des ewigen Schweigens abgelegt, umstanden in braunen Rutten sein eisernes Sterbebett und drückten ihm die Augen zu. Sie haben uns seine letzten kurzen Aufzeichnungen, rührende Bekenntnisse des Gedenkens, der Anhänglichkeit und Liebe getreulich übergeben. Und einer hat uns auch erzählt. Viel später. Denn es bedurfte eines eigenen Dispenses des Papstes in Rom. Nach vielen Mühen haben wir den über Spanien durch die Prinzessin Isabella Galanta erwirkt. Der Heilige Vater entband einen der Mönche für eine einzige Stunde von seinem Gelübde des ewigen Schweigens. Und der hat dem Herzog und mir in der Zelle, in der Benno starb, die letzten Stunden unseres Bruders geschildert. Es war ein unvergeßlicher Augenblick, als diese harten, des Sprechens entwöhnten Lippen sich zitternd öffneten. Der ergraute Weltflüchtige erschauerte vor seiner eigenen Stimme nie mehr gehörtem Ton bis ins Mark. Sein knochiger Kopf war ganz blaß, und die Augen lagen tief wie die eines Toten. Langsam und nüchtern, wie ein verrostetes Uhrwerk, begann er: „Quant

à la mort de votre frère, que le bon Dieu pardonnera . . .“

„Wenn man das auf der Bühne spielen könnte . . .!“

„Kleine Theaterprinzessin!“ Mitten heraus aus der Wehmut des Unvergeßbaren mußte Wolf-Dietrich lächeln. „Alles bezieht sie gleich auf Beruf und Bühne! Ich schildere den Tod eines Bruders, und sie sieht — einen dritten Aktluß! Wenn ich nicht gewußt hätte, daß Sie Talent haben — jetzt wüßt' ich's. Denn Sie haben die große Liebe, die nicht anders kann, als alles Geschehene in Beziehung zu bringen zum Auferstehen im Rampenlicht.“

„Sehen Sie — und nun wissen Sie, wie dankbar ich Ihnen sein muß. Wenn ich denke — jetzt müßte ich zu Hause sitzen und — jetzt . . . wo der Krieg verloren ist und in dem kleinen Städtchen alles traurig und flügelahm herumschleicht — oder sich wichtig tut in der neuen Würde und Bürde der Revolution. Wo alles eng, grau und armselig geworden ist. Wo das bißchen Glanz und Farbenfreude und Romantik, das der kleine liebe Hof mit seinen Festen, seinem Zeremoniell und seinen Traditionen noch hereintrug in die zopfige Öde, getilgt und ausgelöscht ist. Wo der Vater . . .“

„Wie geht es Ihrem Herrn Vater?“

Eine stille Trauer warf einen müden Schatten über Candidas Gesicht. Die Augen verloren an Glanz und in ihre wohl lautende Stimme kam etwas Scheues, Mühsames, als sie zögernd sagte: „Wenn ich an den alten Mann denke, hab' ich immer ein ganz wehes, wundes Gefühl hier in der Herzgegend. Es gibt Märchen und Sagen von Eltern, die ihre Kinder grausam im Wald aussetzen und verlassen — und die guten Märchenbücher empören sich über so viel Roheit; und sie lassen dann aus den armen Kindern erst recht was besonderes werden. Ritter, Drachentöter, Könige. Zum Trotz und zur Strafe für die entmenschten Eltern.“

Aber es gibt auch Kinder, die ihre Eltern . . . Sie verstehen. Und aus den alten Leuten kann dann nichts mehr werden, nichts Großes, Schönes, Starkes, das sie entschädigt. Ihre Zeit zum Drachentöten und Gekröntwerden ist vorbei. Davon reden die Märchenbücher aber nicht, von dieser Schlechtigkeit der Kinder . . .“

„Aber Candida! Sie sind doch nicht schlecht! Ihr Vater — wenn er ernstlich gewollt hätte — mit dem ausgeprägten Willen — oder darf ich Egoismus sagen — —“

„Sagen dürfen Sie's. Und alle daheim werden Ihnen zustimmen. Sein ganzes Leben lang ist er so eingeschätzt worden, und hinter seinem Sarge werden sie's noch flüstern: verknöchertes Beamter, Rechner, Egoist . . . Aber sehen Sie, ich — die ihn täglich aus der Nähe sah — allerdings immer zu denselben Stunden in denselben Situationen — korrekt und genau, wie ein gut geölter Mechanismus, so ein ganz feiner, alter mit hellem Stundenschlag und einem heimlichen Glockenspiel — aber immer im selben Gang und Pendelschwingen — jetzt mit der konservativen Zeitung — jetzt mit der chinesischen Teetasse in der Hand — jetzt die Serviette entfaltend und, er hat's nie vergessen, mit leichtem Kopfneigen ‚Gesegnete Mahlzeit‘ wünschend — jetzt sich langsam aus dem schweren Armstuhl bei der Lampe erhebend und das Buch wegstellend mit dem grünseidenen Lesezeichen darin, das ihm die Mutter als Braut stückte: ‚Komm, Kind, es ist halb elf — gehen wir zu Bett. Gute Nacht‘ . . . Wenn ich mich alles dessen so manchmal erinnere — jetzt hier, wenn ich abends heimkomme vom Theater und noch eine Weile, die Frische genießend, am Fenster stehe — ich — wie soll ich's sagen —? Ich — sehen Sie, ich halte manchmal diesen Egoismus, dieses eiserne System der Einteilung von Pflicht und Lektüre und Spaziergang für sich und andere — halte das alles manchmal für Maske. Glaube manchmal, daß er in seiner Pedanterie

heuchelnden seelischen Diszipliniertheit ein größerer Schauspieler ist, als ich je sein werde. Daß er sich wundervoll in der Gewalt hat. Gewiß, er braucht mich nicht zu all dem Tagewerk. Was nicht Bureaustunden sind bei ihm, ist geregelt. Ist mit mir und ohne mich das gleiche. Und als meine Liebe zur Kunst durchbrach, zum Theater — als Sie der Prinz waren, der das Dornröschen aus der Hede holte und, ja, und — — ach, Märchen und Vergleiche stimmen nie ganz! Aber Sie haben mich doch entdeckt, eingesponnen, schlummernd — so weit stimmt's doch! Damals bei der Wohltätigkeitsvorstellung. Ihre Ermunterung rüttelte mich wach — Ihre Verse gaben den Ausschlag... Ich drängte aus der Enge, bat um die Freiheit... ich hatte wochenlang studiert. Wild und wahllos für mich. Klärchen, Gretchen, Rätchen von Heilbronn, dann wieder die Maria Stuart, die Lady Milford, ja sogar als Penthesilea bin ich zwischen unseren alten ehrwürdigen Barockstühlen herumgetobt. Ich hatte wahrhaftig mein ‚Repertoire‘, kunterbunt, aber nicht ärmlich, als er mich endlich gehen ließ. Und auch das tat er mit der feierlichen Freundlichkeit, mit der unerhörten seelischen Disziplin, die mir Respekt abnötigte und doch mein Temperament von ihm entfernte. Aber seine Krankheit — das ist das Furchtbare. Hätte er mir erlaubt, ihn zu pflegen — sanft, hingebend, um tausend Kleinigkeiten bemüht, wie eben Frauen pflegen wollen — bestimmt, ich hätte alles andere aufgegeben, vielleicht sogar vergessen. Aber er hat immer gesagt: „Nicht davon reden, Kind — und Pflegen-wollen ist Davon-reden! Ich kenne meinen Zustand und meine Zukunft. Diät, vorsichtiges Leben, keinen Alkohol, kein Nikotin, keine übertriebenen körperlichen und, wenn's geht, auch keine seelischen Anstrengungen, dann hält das schon noch ein paar Jährchen, eh's reißt. Und so plötzlich kann's nicht reißen, daß es mich jäh überrascht. Ich fühle und diagnostiziere

das schon. Und dann sag' oder schreib' ich's dir so zeitig, daß du die letzten notwendigen Hilfeleistungen noch leisten kannst. Aber vorher überlasse mich mir. Und — nicht davon reden!“

„Weiß er selbst denn wirklich so genau Bescheid?“

„Er hat Medizin studiert ursprünglich. Dann rief ihn sein Vater — das muß ein ähnlicher Charakter gewesen sein wie er — in die Hofkammer, schulte ihn ein, übergab ihm die Geschäfte, empfahl ihn dem Herzog und fiel eines Morgens, die Feder in der Hand, tot über die Abrechnungen der herzoglichen Domänen. Eine Minute vor seinem Tode hatte er noch an den Rand eines Bogens geschrieben: „In den Holtlinger Erdbeerkulturen muß besser gespart werden!““

„Seltame Pflichtmenschen!“

„Vaters Großvater war neunundsechzig, als er die Augen schloß — sein Vater sechsundsechzig. Beide starben an relativ früher Verkalkung. Mein Vater hat sich errechnet, daß er wieder drei Jahre weniger zu leben haben wird, als sein Vater; daß er also mit dreiundsechzig gehen muß.“

„Und wie alt ist er jetzt?“

„Am letzten Sonntag wurde er zweiundsechzig. Ich habe den Dank für meinen Glückwunsch gerade vorhin bekommen.“ Sie suchte in ihrem Ledertäschchen, das voller Briefe und Ausschnitte war. „Ich konnte ihm ein paar gute Kritiken mitschicken. Aber auch eine abscheuliche hab' ich ihm mitgesandt, die neulich in Fulda ein . . . Ich hab' ihm nämlich versprechen müssen, stets ehrlich in meinen Briefen zu sein, nie meine Erfolge zu färben, nie meine Mißerfolge zu beschönigen.“

„Das war wohl die Kritik, in der — ich auch vorkam? So andeutungsweise vorkam?“

„Ja. Woher — ?“

„Woher ich das weiß? Sehr einfach. Man hat sie mir unter Kreuzband zugesandt. Und ich glaube, daß

der freundliche Sender und ein gewisser gelehrter Professor ein und dieselbe Person sind.“

„Professor Schmalz?“

Wolf-Dietrich nickte. „Das schöne ‚on dit‘ mitten in den perfid geichraubten Säzen sieht ihm so ähnlich. Billiges Französisch verzapft er gar zu gern.“

„Ob ich mir's nicht dachte! Gleich in den ersten Tagen hat er sich hier an mich herangemacht. Sprach von väterlichem Rat, von Landsmannschaft, Protektion, ohne die eine junge Künstlerin sich schwer durchringt — ich hab' ihn nie gemocht. Und Sympathien kann ich auf der Bühne wohl spielen — im Leben nicht. Er fing dann an über das Kayßer Hoftheater ‚seligen Angedenkens‘ loszuziehen. Wie er das schon sagte: ‚seligen Angedenkens‘ — also widerlich...! Davon begann er zu reden. Spöttelnd, mitleidig. Der Hof habe eben nichts verstanden und einfach seine alten Vortänzer, wenn sie rheumatisch wurden, zu Intendanten gemacht.“

Wolf-Dietrich lachte herzlich und ohne Bitterkeit. „Was wahr ist — ist wahr. Diese Karriere war nicht ganz ungewöhnlich. Glücke aber manchmal überraschend. Ubrigens Graf Seebach in Dresden ist Intendant geworden, weil ihn der alte König mal als Leutnant Klavier spielen hörte; und hat seine Sache recht brav gemacht. Von der Hand der Terpsichore in die Arme der Thalia und Polyhymnia. Wie bei uns.“

„Es war ein sehr anständiges Ensemble. Künstlerisch. Aber — und das hab' ich dem Ekel gesagt — als die Revolution kam und ein paar von den Hofschauspielern, die drei Monate vorher nicht genug um die Medaille für Kunst und Wissenschaft dienern konnten, die jeder Busennadel mit Namenszug und Krone nachliefen und von jeder Ansprache beglückt waren — —“

„Sieh mal an die kleine Demokratin!“

Aber Candida ließ sich nicht irremachen. „Als die dann, als die ersten, demonstrativ die rote Nette ansteckten auf der Probe — pfui Teufel! Wenn's ihre Überzeugung war — schön. Warum sind sie dann aber ins Engagement zu Hofe gegangen? Not, Hunger — gut, das entschuldigt. Auch Künstler. Aber dann hatten sie des Herzogs Brot gegessen — und konnten still zur Seite stehen, wenn alles anders wurde. Aber mit dem geschenkten Krönchen in der Krawatte die Brutusse und Cassiusse spielen — das ist niederträchtig und lächerlich.“

„Das haben Sie alles dem Professor gesagt?“

„Alles. Genau so — vielleicht noch etwas kräftiger.“

„Nicht übel. Wissen Sie, daß auf sein Betreiben — er hat ja noch rascher geschwenkt, als die Herren Hofkomödianten, damals im November der eben neu-einstudierte ‚Prinz von Homburg‘ — übrigens eine brave Vorstellung, der alte Zeitmann als Oberst Rottwitz sogar glänzend — ja, daß das klassische Stück sofort abgesetzt wurde?“

„Das wußt' ich.“

„Und doch —? Tapfer! Tapfer! Nun sehen Sie — on dit — wir haben die Quittung. Diese Kritik, Candida, können Sie sich wie einen ehrlich erkämpften Orden aufheben — ‚für Tapferkeit vor dem Feinde‘.“

„Und der Zeitmann, hat mein Vater erzählt, ist unter denen gewesen, die mit vors Schloß zogen — als die Berliner Nachrichten bekannt wurden — und zu den erleuchteten Fenstern hinauf riefen: ‚Abzug! Abzug!‘ Er sollte auch unter den Gewählten sein — ich glaube sogar der Sprecher — die vom Herzog sofortige Abdankung verlangen sollten, aber — —“

„Aber —! Ja. Mein Bruder war schon fort. Und gerade drei Tage vorher hatte der Deputierte Zeitmann zuletzt den Rottwitz gespielt. Das ist die Ironie der Geschichte. Wenn mein Bruder — ja so, wenn er noch da gewesen wäre und Humor genug gehabt

hätte, so hätte er den alten — übrigens in seinem Fach alle Achtung! — hätte er den alten Komödianten empfangen können mit den Worten des Kurfürsten: „Seltsam! — Wenn ich der Bei von Tunis wäre, — Schlug ich, bei so zweideut'gem Vorfall, Lärm; — Die seidene Schnur legt' ich auf meinen Tisch, — Und vor das Tor, verrammt mit Pallisaden, — Führt ich Kanonen und Haubitzen auf. — Doch weil's Hans Rottwitz aus der Priegnitz ist, — Der sich mir naht, willkürlich, eigenmächtig, — So will ich mich auf märk'sche Weise fassen.“

„Sie wissen das auswendig?“

„Das und noch manches von Kleist. Sie wissen, unser Haus — unsere Linie — hat immer zu Preußen gehalten. Und der größte Preußendichter war schon auf der Schule mein Liebling. Es ist übrigens ein Vorurteil des Professors Schmalz — heute, früher hätte er's selber nicht geglaubt und hätte mir den ganzen Sophokles und Schiller zugetraut — ja, ein Vorurteil, daß wir Prinzen bloß den Gotha und das Exerzierreglement auswendig gelernt hätten. Ein bißchen was blieb wohl sonst noch haften. Das Naturtheaterchen in Kranichstein mag mit Schuld sein. Vielleicht nützt's uns jetzt — mindestens zum Trost —, da sich für uns das einzige Wort aus dem Schauspiel erfüllt hat, das Schmalz und Genossen heute wie Honig schmeckt, wie Musik klingt: „Ins Nichts mit dir zurück, Herr Prinz von Homburg, — ins Nichts, ins Nichts!“

Candida hatte sich ihm voll zugewandt. Über die Höhe, die sie erreicht hatten, strich ein frischer Wind. Aber alles lag in Sonne. Irgendwoher aus dem Thal flatterten Stimmen spielender Kinder herauf. Diva, die feuchte, zitternde Nase witternd im Wind, schmiegte sich dicht an Candidas grünen Dirndlrock und ließ sich das kluge Köpfchen krauen.

„Das ist gegen Ende des ersten Aktes,“ sagte Candida, „aber — lieber Prinz — nicht Hoheit, Prinz sag' ich

mit Kleist! denn so gehört's ins Stück — den letzten Akt schließt ein anderes Wort. Das spricht nicht der Große Kurfürst und nicht der verträumte Homburger. Alle sprechen's bei Kleist. Und es lautet froh und zuversichtlich: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!“

Eine Weile schwieg Wolf-Dietrich, dann trat er neben sie, nahm ihre Hand und führte die schlanken kühlen Finger an die Lippen.

„Das ist schön von Ihnen, daß Sie so denken — lieb von Ihnen, daß Sie's sagen.“

„Und — Sie glauben es doch auch? Sind doch auch überzeugt, daß aus dem Wunsch und Schlachtruf Wahrheit wird?“ Mit ängstlicher Frage hing ihr Blick an seinem Munde.

„Nein.“

Scharf und bestimmt stand das kurze Wort in der Luft. Es war Candida, als müsse es lange nachklingen. Als müßten es die Höhen ringsumher zurückwerfen in einem unwilligen Protest. Aber es blieb ganz still in der Runde. Nur aus dem Laubwald, der ein wenig unter ihnen begann, kam zankendes Vogelgezwitzcher. Und Diva, die Ohren gestellt, winselte leise, jagdbegierig.

„Sie glauben's nicht?“ Eine tiefe Enttäuschung malte sich in Candidas Augen.

„Nein. Wenigstens nicht so, Candida — wie Sie sich's denken. Wie Sie's, als Kind der lieben kleinen Residenz, die Ihre Welt war, erhoffen. Denn diese Zeit war schön. Für ein Kind. Auch das Reich, Candida, war ein Kind. Vierzig Jahre sind viel für einen Menschen, sind mehr als ein halbes Leben und jedenfalls die reichere Hälfte. Für ein Reich aber sind vierzig Jahre ein Morgen, eine Kindheit. Freilich — freilich wir haben sie zu schnell vielleicht und zu gierig gelebt, diese unsere herrliche Kindheit. Das ist's. Und haben, wie die Kinder, zu viel und zu Rühmendes davon

gesprochen. Die Rinderträume sind vorbei. Für uns alle. Wer länger mit Puppen und Soldaten spielt, als es der Jahre Brauch war seit Menschengedenken, ist ein Narr, ein Idiot. Die Revolution ist die große Prüfung. Meine Großmutter, klug und aufrecht, ein Typ für sich, wenn auch kein moderner, wartet auf den Bändiger dieser Revolution. Auf den Napoleon. Sie hat russisches Blut in den Adern. Es ist seltsam, daß gerade die Tochter eines Landes, auf dessen Schneefeldern der Ruhm und das Glück des Korpsen verblutete und erstarb, auf einen seinesgleichen hofft und wartet. Wenn sie denkt und betet: *exoriare aliquis . . .*, so sucht sie keinen Blücher und keinen Hindenburg. Ersehnt keinen Freiherrn von Stein und keinen, den sie selbst noch erlebt hat an einem der vielen Höfe, die ihre Flügeltüren weit vor der Kaiserlichen Hoheit öffneten. Sie sieht vor den hoffenden Augen einen kleinen Korporal, kurzbeinig, gelb von Gesicht, mit stechenden Augen, die Arme verschränkt, auf seine gute Stunde wartend. Und sie, die in einem reichen Leben so viel gelernt hat, will in dieser Verarmung nicht lernen, daß das Deutschland von heute so wenig das Preußen des großen Friedrich wie das Frankreich von 1789 ist.“

Die großen Augen Candidas hingen ängstlich an seinen Lippen: „Werden Sie das alles auch auf dem Familientag sagen?“

„Das und noch mehr. Als Sie vorhin vom Prinzen von Homburg sprachen und von den Brandenburgern, da meinten Sie uns, Candida, nicht wahr? Meinten die herzogliche Familie, die wieder ihren Einzug halten sollte in die alten Rechte und den alten Glanz? Nun denn, es wäre schön, aber — wir müßten nicht bloß ein paar Novembertage ungeschehen machen können, sondern fünf Jahre. Und deshalb — ich glaube nicht daran. Darauf bezog sich mein scharfes Nein. Ich glaube — trotz aller Niedrigkeiten, die ich in Krieg und Revolution sah — an die Menschheit. Ich glaube, trotz

allen Wahnsinns, der uns in Haß und Bruderzank heute noch umtobt, an Deutschland. Ich glaube, daß in diesem Deutschland unser kleines, fruchtbares, fleißiges Ländchen ein nützliches, geachtetes Glied werden wird. Aber daß noch einmal vor dem ehrwürdigen Schloß in Dreybrücken die Wachen ins Gewehr treten, wenn ein regierender Herzog, die Hand am Helm, über die Brücke reitet; daß noch einmal im lieben alten Kranichstein der silberne Kranich eine Salatafel schmückt, an der ein Kayz-Dreybrücker, das hellgrüne Band um die Brust, stolz und zuversichtlich den neu getauften Erben grüßt, das glaub' ich nimmermehr.“

„Prinz! Sie sagen das!“

„Warum soll ich's verschweigen — hier oben, wo wir allein sind. Unser Geschlecht hat seine Rolle ausgespielt. Im großen ganzen hat sich's, so lang es regieren durfte, gut gehalten. Hat keinen Genius und Titanen geliefert — aber auch keinen Trottel und Verbrecher. Das mag sich sehen lassen vor der Geschichte und darf denen, die seinen Namen tragen, Trost genug sein. Zuerst hat sich's, wie wohl die Geschlechter aller Tyrannen, Fürsten, Landesväter, gestützt auf die Macht, dann auf die Liebe und einen mystischen Hang im Volk, schließlich auf Gewohnheit und Vernunft. Die Macht ist erledigt. Die Liebe hat versagt. Die Gewohnheit ist gebrochen. Ach, und die Vernunft —? Die Vernunft drängt, wenn sie wieder erwacht und erstarkt, zu einer großen Einheit. Nach meinem Glauben: mit monarchischer Spitze. Aber nicht zur Zerplitterung in viele kleine Einheiten mit lauter einzelnen gewaltsam emporgeredeten Köpfen, auf denen wacklige Krönchen sitzen.“

„Das hätt' ich nie gedacht, daß Sie, Prinz... Das alles, was Sie da sagen, könnte ja fast in Weit Weltens schrecklicher ‚Tagespost‘ stehen.“

„Hab' ich's in so schlechtem Deutsch gesagt? Das täte mir leid.“

„Nein, nein — aber . . . Sie verzichten so leicht auf alle die ererbten Rechte, die . . .“

„Glauben Sie, daß mir's so leicht fällt? Aber was heißt ererbte Rechte? Einmal hat sie das jubelnde Volk gegeben — oder hat sie einer unseres Blutes sich genommen vom murrenden Volke. Wir sind die Enkel — auch das Volk ist Enkel-Volk. Es will heute anders —“

„Verführt von Schreibern, Hekern . . .“

„Gewiß. Bei Besinnung ist die Menge noch nicht wieder. Wundfieber. Sie steht noch unter den Scherben, jubilierend oder verblüßt oder selbst von den Splintern blutig geritzt. Wie viel da zerschlagen ist und wie Herrliches, Schönes, Unerseßliches an Kulturwerten, das ahnt sie nicht. Aber die Scherben zu leimen lohnt nicht. Es kommt Unansehnliches, Brüchiges dabei heraus, nichts von Dauer.“

„Aber ein Kaiser — ein Kaiser muß doch wiederkommen . . .?“

„Es wird Tausende geben, Candida, nicht nur Verwirrte und Verheßte, sondern kluge und brave Leute, die darauf heute ganz ehrlich antworten: ‚Nein. Es muß nicht. Es geht auch so. Eine Auswahl der Tüchtigsten, die der Volkswille zur Macht hob, weil sie ihrer Wähler Willen kennen und tun wollen, wird's schon machen.‘ Nicht weil ich Prinz bin und den Untergang jeder Aristokratie dann vor mir sehe in einem großen Brei, den die Gleichmacher listig anrühren, um dann selber ihr Vorzugsbrot zu backen; nicht weil ich nicht loskomme von dem, was mir nach Art, Blut und Erziehung die Richtung gibt und was die Dummköpfe deshalb ‚Vorurteil‘ nennen — sondern weil ich viel nachgedacht habe und mir die Geschichte und Kultur der Menschheit genau ansah und die Europas am genauesten, sag' ich: mein Wünschen und Hoffen zielt auf die Monarchie. Und mein Glaube erwartet sie. Wenn auch noch lange nicht wieder und nicht auf dem

Wege des Straßenkampfes und nicht geleitet von feuernden Panzerautos. Darf ich's in einem ganz einfachen, simplen Gleichnis sagen? Wie man zu Kindern spricht —?“

„Ich bin ein Kind in politischen Dingen. Allerdings auch das Kind meines Vaters.“

„Es gibt viel mehr Kinder als Reife. Und zu den Kindern sollte man vielleicht so sprechen: Ein Volk ist nur eine erweiterte Familie, hat eine Sprache, eine Tradition. In dem Blute aller seiner Söhne, so verschieden sie sein mögen an Neigungen und Talenten, schwingt und singt ein Gleiches mit, das sie zusammenhält und gegen die anderen abgrenzt, die wiederum andere Sitten, Bräuche, Erinnerungen und Hoffnungen haben. Denen anderes an der Wiege gesungen worden ist; und die unter anderem Zeremoniell ihre Feste feiern, heiraten und begraben werden. Die eben die ‚Fremden‘ bleiben, die anderen. Eine mitteleuropäische Familie aber — das schreibt Klima und Kultur vor — lebt nicht in Zelten, wie der Nomade Arabiens, nicht in Tuffhöhlen, wie der Pueblo-Indianer. Sie hat ihr Haus oder doch ihre gegliederte Wohnung. Und wenn sie Wert legt auf Verkehr mit den Nachbarn, nicht wahr, wenn der Vater Geschäftsfreunde empfangen will, die Mutter einem Besuch einen Begriff geben möchte von Ordnung und Wohlstand, in dem sie leben, so geht's nicht, daß in Küche oder Werkstatt, im Keller oder auf dem Hängeboden empfangen wird. Sie brauchen eine ‚gute Stube‘. Aufgeräumt und geschmückt mit altehrwürdigen Familienbildern und allerlei Möbeln, die nicht im Ramschbasar gestern erst zusammengekauft sind, denen man gewissermaßen die Würde des Überkommenen, den Besitz der Generationen ansieht, repräsentiert sie den Geist, der just in diesem Hause herrscht. Repräsentiert Rechte und Sitten, die der Nachbar nicht belächeln und nicht bekritteln soll. Der Kaiser oder König der Zukunft wird, denk ich, nicht

die alte Krone ,im tiefen Rhein' finden. Er wird aus seinem Schloß nicht mehr als Unverantwortlicher Befehle schicken und über die Köpfe des ganzen Volkes hinweg seinen persönlichen Willen und Geschmack herrisch zur Geltung bringen können. Er und sein Haus dienen der Repräsentation der großen Familie, die sein Volk heißt. Sind Hüter der Tradition aber auch des Fortschritts; sind die dazu Erwählten, aber auch dazu Erzogenen und durch Geburt zu solcher Erziehung Bestimmten. Und nun erfüllt neuer Geist des Alten Frijen schönes Wort. Als erste Diener ihres Staates, ihres Landes, ihrer Volkheit verkehren sie mit den Gesandten und Auserwählten anderer großer Volksfamilien und sind berufen, in taktvoller Klugheit die Fäden, die sich über die Grenzen spinnen, zu festigen und zu mehren.“

„Das wäre also eine Art demokratisches Kaisertum — der englischen Verfassung genähert, wie sie mir der Vater erklärt hat —“

„Mir scheint, das wär's. Und zugleich ein Ausgleich zwischen den Höhen, die sich in Wolken verlieren wollen, und den Tiefen, in denen die große öde Gleichmacherei der ewig ungleichen Menschheit brodelt und gährt.“

„Und wann —?“

„Wann? Ich hab' kein Talent zum Propheten. Was ich jetzt gesagt habe, das hab' ich mir nicht als mystische Weisheit aus Tiereingeweiden und Vogelflug geholt. Ich hab's mir nach meinem bescheidenen Vermögen errechnet, wenn Sie so wollen, aus den Faktoren, die ich zu kennen glaube. Aus dem Wesen des Deutschen, aus unserer Geschichte, die man nicht auslöscht aus Blut und Hirn, weil man ihre alten Bücher zornig zuschlägt und neue zu schreiben befiehlt. Aus dem Verlauf anderer Revolutionen, die auch eine andere Menschheit unter anderen Lebensbedingungen fanden. Ich habe meine Großmutter gestern besucht, die ganz aufgeht in der Vergangenheit, um darin, wie im mystischen Kristall,

das Gleichnis der Gegenwart zu erschauen. Sie hat mich auf ein Wort Napoleons aufmerksam gemacht, das er kurz vor seinem Tode in einer klaren Stunde zu Montholon sprach. Der Großmarschall Bertrand, sagte der Kaiser, versteht mich nicht, er und Lafayette sind geblieben, was sie im Jahre 1791 mit ihren Utopien, ihren englischen Ideen, ihren Beschlüssen der allgemeinen Stände waren. Sie erblicken in der Revolution von 1789 nur eine Reform von Mißbräuchen und wollen nicht erkennen, daß sie an und für sich eine gesellschaftliche Wiedergeburt gewesen ist. Dann hat er seine eigene Rolle gekennzeichnet und ungefähr gesagt: ‚Ich habe das Werk der Revolution, das im Untergehen war, gerettet; ich habe sie von ihren Verbrechen rein gewaschen, ich habe sie der Welt strahlend von Ruhm gezeigt, ich habe in Frankreich und Europa neue Ideen eingepflanzt, die nicht wieder rückgängig gemacht werden können.‘ Er hat recht gehabt. Eine gesellschaftliche Wiedergeburt wird auch diese Revolution bringen müssen. Und nicht eine einzelne Person, aber der starke Wille der klug und gut Gesinnten muß auch sie von ihren Verbrechen rein waschen. Die waren nicht so zahlreich wie die von 1789, aber nicht minder abscheulich. Dann bleibt vielleicht, wenn auch kein Ruhm, so doch ein Nutzen übrig. Und ein Bündel neuer Ideen. Ich aber, der ich unter der Revolution mehr leide als andere, der ich meinen Besitz, meine Stellung, vielleicht sogar den Glanz meines Namens verliere, möchte mich reif genug erweisen, mitten heraus aus dem abstoßenden Unabänderlichen das Gute und Starke zu grüßen, das kommen wird.“

Aufmerksam und schweigend hatte Candida zugehört. In ihrem feinen, beweglichen Köpfchen arbeiteten widersprechende Empfindungen.

„Ich hatte mir Ihr Glaubensbekenntnis anders gedacht — aber das, was Sie gesagt haben, bewegt mich tief. Vielleicht gerade, weil Sie es sind, der es bekennt.

Und dann — ich danke Ihnen herzlich für Ihr Vertrauen. Ich bin nicht wenig stolz darauf — das darf ich doch —, daß Sie auch mich für wert befunden haben, das zu hören.“

„Auch Sie —? Außer mit Baron Raab hab' ich noch mit niemandem von diesen Dingen gesprochen. Er ist mein Jugendfreund, und ich hab' ihn eigens hierher gebeten, um einen zu haben, der mich versteht. Der mir nicht Wandsung, Widerspruch und Fahnenflucht vorwirft.“

„Wie könnte das einer?“

„Oh —“ Wolf-Dietrich lächelte, aber es war keine Fröhlichkeit in diesem Lächeln — „man wird schon können!“ Und plötzlich, den Ton ändernd, nickte er Candida mit einem jungenhaften Spitzbubenlächeln zu: „Ja, ja, der gute ahnungslose Raab sitzt jetzt einsam da unten — und zerknüllt, wie ich ihn kenne, wütend die Zeitungen.“ Und wieder ernst werdend fügte er nach einer Weile hinzu: „Ist ja auch keine Freude für einen Patrioten. Die Friedensbedingungen, die sie gestern in Paris übergaben — das Blut kocht auf, wenn man die Handschellen rasseln hört aus all den niederträchtigen Paragraphen. Und erst der Auszug ist bekannt. Die Konferenz der Finanzminister der Bundesstaaten — nur einig in der furchtbaren Erkenntnis, daß sieben Milliarden Steuereinnahmen dreiundzwanzig Milliarden Ausgaben gegenüberstehen. Und die Aussicht, daß es noch ganz anders kommt! Wiederzusammentritt der Nationalversammlung in Berlin — man wird ja sehen, ob die Unglücksstadt ruhig bleibt. Alles Gesindel Deutschlands strömt, scheint mir, durch ihre Mauerlöcher zusammen. Ministerpräsident Scheidemann — auf Bismarcks Sessel, den ihm ein badischer Prinz gewärmt hat! Entwurf des Betriebsrätegesetzes, das uns vielleicht unsere besten Köpfe der Industrie, unsere mutigsten Unternehmer als Verärgerte und Beraubte in den Schmollwinkel scheucht. Was will's

neben all dem besagen, daß, wie wir immer wieder hören und nicht schmecken, amerikanischer Speck für die Unterernährten in Deutschland unterwegs ist.“

„Aber — München!“

„Ja, der rasche Zusammenbruch der Räteherrschaft ist allerdings ein kleiner Lichtblick. Zeigt, daß das kranke und auf den Tod verwundete Deutschland für den Wahnsinn des Ostens denn doch noch nicht reif ist. Noch nicht Kadaver genug. Ob's freilich mit der armseligen Wehr, die sie uns lassen werden, stark genug sein kann, den Damm zu bilden gegen den roten Blut- rausch, der an seinen östlichen Grenzen tobt?“

„Befürchten Sie ernstlich . . .“

„Was heißt: befürchten? Ist nicht über uns alle eine fatalistische Ruhe gekommen? Wie einen Soldaten, der ein Duzend Schlachten mitgemacht hat, der wüßte Schauplatz einer Mordstätte im Bürgerhaus nicht mehr rühren kann, so sind wir allmählich abgestumpft gegen Befürchtungen — wir haben schon zu viel gefürchtet und kommen sehen. Aber das schlimmste: auch unser Mitleid stumpft ab. Unser Denken, unsere Phantasie ist so überfüllt seit Jahren mit gräßlichen Bildern, daß ihr das fremde Leid, das ferne Martyrium keinen Eindruck mehr macht. Gestern las ich von einer gewaltigen Feuersbrunst in Jochama — dreitausendfünfhundert Häuser eingäschert! Nicht ein Puls mehr, kein Stich in der Herzgrube. Jochama ist uns Hekuba. Und das Auge sucht nach anderen Sensationen — nach Erzellenz Scheidemann, nach Pariser Drohungen, nach der Hoffnung auf amerikanischen Speck!“

Die klaren Schläge einer Kirchenglocke schwingen herauf. Vier helle und ein dumpfer.

„Ein Uhr schon —?! Um Gottes willen, so haben wir uns verplaudert und verlaufen!“

„Für Sie tut mir's leid, Candida — Sie versäumen dadurch wohl Ihren gemütlichen Mittagstisch mit den Kollegen.“

„Glauben Sie wirklich, daß ich das bedaure, wenn ich mit Ihnen gehen und sprechen durfte?“ Sie sah ihn voll an.

„Nein, Candida. Ich glaube, daß wir beide nichts versäumt haben. Und ich möchte Ihnen sagen dürfen...“

Eine Angst trieb sie an ihm vorbei. „Kommen Sie, Prinz. Um drei hab' ich noch eine Durchsprechprobe. Und ein bißchen was essen muß man schließlich —“

„Wollen Sie mit mir im Hotel —“

„Ehrlich — nein. Der Morgen war herrlich. Wir haben so frei reden dürfen, und ich hab' ganz vergessen, daß . . . nun daß ich noch vor ein paar Monaten jede Anrede von Ihnen mit einem Knicks beantwortet hätte, der kaum — vor lauter Geniertheit — tief genug geworden. Aber den schönen Morgen auf den Höhen mit einem steifen ‚Dejeuner‘ zwischen Lognetten und Geflüster im Badehof beenden — nein, dazu war er zu frei und zu reich! Und dann noch eins, Prinz. Geredet, wissen Sie das? — geredet über uns wird schon genug.“

„Lassen Sie die Leute!“

„Aber Sie können doch selbst nicht wünschen —“

„In diesem Augenblick, Candida, wünscht' ich, die Hälfte von dem, was sie tuscheln und zwinkern, wäre wahr.“

„Prinz!“ Sie war rot geworden und huschte an ihm vorbei.

„Hab' ich Sie verlekt?“

„Nein, nein. Aber sehen Sie, Diva ist uns schon weit voraus. Sie hat scheint's ein Eichhörnchen aufgetan.“

„Diva!“ Der Prinz ließ einen kurzen schrillen Pfiff hören. In langen Sprüngen, die Rute gesenkt, kam die Hündin folgsam bergauf.

Candida ließ das Tier an ihrer Schürze hochspringen und streichelte es. Dabei lächelte sie über seinen Kopf hinweg, als ob sie an anderes dachte.

Wolf-Dietrich stand dabei und freute sich, wie Dida, die nicht zu jedem ging, rasch gut Freund geworden war mit dem jungen Mädchen.

Dann folgten sie dem kürzesten Weg ins Tal. So rasch, daß sie zuweilen ins Laufen kamen, denn es ging steil bergab.

Sie sprachen wenig und Belangloses. Aber unter ihnen lag Sonne auf Villen und Park.

Und Sonne war in ihnen.

* * *

Ein paar Regentage.

Mairegen. Den Kindern, die ihn umringten, sagte Herr Wiesel: „Ihr wachst davon!“ Er ging, vorwurfsvoll den Himmel betrachtend, in einem Lodenmantel in der gedeckten Wandelbahn auf und ab und trug eine etwas zerbeulte blaue Seglermütze mit dem Abzeichen des Flottenvereins daran. Der Flottenverein war ja nun freilich erledigt. Aber der kleine Herr Wiesel, beweglich wie sein Name, lebte unerledigt weiter und kümmerte sich wenig um die politischen Geschehnisse und die Erfolge Englands. Er schenkte den Kindern Schokolade aus der dunklen Tiefe seiner unergründlichen Rocktaschen und warf nur zuweilen wehmütige Blicke nach dem zur Pfüße gewandelten Plaze, wo unter tropfenden junggrünen Bäumen melancholisch der Eisenting des Ringelspiels unbeweglich am nassen Seile hing. Und die Kinder folgten dem Herrn Wiesel wie dem Rattenfänger von Hameln, wo immer sie seinen Lodenmantel erspähten, in dem er von hinten aus sah wie eine Riesenschildkröte, die unverständigerweise auf den Hinterbeinen geht.

Die Erwachsenen freilich ärgerten sich am Regen. Denn sie konnten nicht mehr davon wachsen und bekamen keine Schokolade von Herrn Wiesel.

Es ging aber zum klatschenden Geräusch der Regentropfen viel Getuschel und Gerede.

Eine fürstliche oder herzogliche oder gar großherzogliche Familie sollte fast vollzählig hier sein. Die bejahrten dicken Damen, die, naß und unerfreut, die tröpfelnden Schirme in der Hand, auf ihr Moorbad im Neuen Badehaus warteten, erzählten sich sogar: eine „Kaiserliche Hoheit“ sei dabei. Eine steinalte Russin. Und die seltsamsten Dinge wurden von ihr berichtet. Sie lebe nur von Kaviar und Schnäpsen. In der russischen Revolution sei sie nicht weniger als dreimal erschossen worden; einmal im Kaukasus und einmal in Moskau und noch einmal in Kiew. Das erstemal sei sie rechtzeitig in Ohnmacht gefallen, da gingen die Kugeln über sie weg. Das zweitemal habe sie sich in listiger Weise tot gestellt; und das drittemal seien die Gewehre der betrunkenen Bolschewisten nicht losgegangen. Ja und dann: mit einem Vorleser lebe sie hier zusammen. Nein, die Russinnen! Man wolle ja nichts Böses sagen, am allerwenigsten von einer vertriebenen Großfürstin, die dreimal beinahe erschossen worden wäre; immerhin — ein „Vorleser“ . . . man kannte das. „An jenem Abend lasen sie nicht mehr . . .“ Faust — oder war es ein Ausländer, bei dem das vorkam?

Die jungen Mädchen aber, die aus Verzweiflung über den Regen, der bindfadenartig, wie er sich gab, den Garten Eden selbst nicht herrlicher gemacht haben konnte, ein kleines deutsches Bad aber, in dem man eng aufeinander saß oder sich ewig begegnete, wahrhaftig nicht amüsanter machte — die jungen Mädchen erzählten sich in den zwei Konditoreien und am Bahnhof — da gab's sogar manchmal Schlagsahne! — von den Prinzen. Zwei davon, das hatte man schon heraus, waren verheiratet. Das war nicht sehr interessant. Der eine sah eigentlich aus wie ein kleiner, dicker Bierbrauer. Dabei hatte er irgend etwas mit Burgund zu tun, das hatten ein paar Hellhörige so im Vorüberstreifen erlauscht. Vielleicht war er — das war Nettchen

Birkholz' Ansicht — verwandt mit dem Pagen von Hochburgund, von dem Börries von Münchhausen in schönen Versen erzählt, daß er der Königin Schleppe getragen und der Herrin roten Mund geküßt. Aber nach Pagenthümlichkeit und Königinnenküssen sah dieser Prinz eigentlich gar nicht aus. Wenn er nur mal die gestreiften Hosen oder gar das blaue Jactett gewechselt hätte! Und der vom Koffer zerdrückte Panama paßte so gar nicht zu dem ewigen Geträufel vom Himmel. Hannelore Busch, die mit den Eltern auch im Hotel Wüsthoff wohnte, erzählte, sie habe das Glück, an ihrem Tischchen mittags beim Diner so zu sitzen, daß sie ihn, den Prinzen, und die Gattin gerade an ihrem Fenstertisch gut beobachten könne. Die Prinzessin nehme immer zweimal von der Mehlspeise und nicht zu knapp, berichtete sie, und schäle nach Tisch dem Gemahl umständlich einen Apfel. Das erstere fand Hannelore Busch vorbildlich — denn warum soll man dem Hotel bei den teuren Preisen was schenken? Das zweite aber werde sie, sagte Hannelore Busch, wenn sie erst mal mit ihrem Assessor verheiratet sei, nie tun. Denn die Männer verwöhnen, das sei von allen Dummheiten, die eine Frau machen könne, die größte — nach dem Heiraten überhaupt, sagte die Mutter.

Elli Döberlin aber wußte immerhin Interessantes von dem anderen leider auch verheirateten Prinzen zu vermehren, der im Kurhaus wohnte und jetzt gerade einen bildhübschen Menschen als Kammerdiener engagiert hatte. Schon daß er Reginbold hieß, der Prinz, war doch einfach fabelhaft. Hatte man je gehört, daß ein Klavierlehrer Reginbold hieß, oder ein Apotheker? Nie. Nur ein Prinz konnte so heißen. Reginbold! Es war wahrscheinlich gar kein richtiger Name. Prinzen wurden manchmal nach Blumen oder Sternen genannt, hatte Elli Döberlin einmal in einem Buch gelesen. Und umgekehrt. Aber dann — das war fast schon romantisch. Dieser bewegliche und lebenswürdige

Herr — er war wirklich sehr liebenswürdig, man denke nur, er hatte ihr neulich den Sonnenschirm aufgehoben auf der Treppe im Kurhaus und gesagt: „Bitte sehr, mein Fräulein.“ Hatte er gesagt. Wirklich. Zu ihr, Elli Döberlin. Na, er hatte gesehen, daß sie eine Dame war. Immerhin — „bitte sehr, mein Fräulein“. Und ein Prinz! Ja und dann das romantische: er hatte eine Spanierin zur Frau. „Fern im Süd das schöne Spanien . . .“ Geibel. Blauschwarze Haare hatte sie; und manchmal sprach sie sogar spanisch. Dann war sie aber ärgerlich; und auf deutsch hätte das, was sie auf spanisch sagte, gewiß nicht so schön geklungen. Und es war einfach unverständlich, der Hoteldirektor — doch wirklich ein Mann von den besten Formen — und sogar der Kurdirektor, ein früherer Offizier und einfach maßgebend in Fragen der Etikette, das wußte man doch — ja beide Herren sagten — sie hatte das selbst gehört — zu der Prinzessin „Königliche Hoheit“. Zum Prinzen aber, der dabei stand, nur „Hoheit“. Hier fragte Agathe Simon, die sich sehr für die Fragen des Zeremoniells interessierte, weil ihr Vater erst im Kriege zu Geld, aber dann gleich zu sehr viel Geld gekommen war und die ganze Familie viel nachzuholen hatte, fragte also, ob die Prinzessin auch bei Tisch auf einem höheren Stuhl mit einem Rissen sitze und der Gemahl auf einem niedrigeren ohne Rissen. Das hatte Elli Döberlin nun wieder nicht beobachtet. Aber es konnte sein; übrigens warum denn? Da sagte Agathe Simon, daß ihr Alice Goldbaum, die in England Verwandte habe — übrigens auch in Kalifornien und in Holländisch-Indien und in Stockholm — ja, die Alice Goldbaum habe ihr erzählt, die Königin Viktoria habe in London bei Tisch immer viel höher gesessen, als der Prinzgemahl Albert; und wenn er ihr etwas ins Ohr habe sagen wollen, mußte er aufstehen. Wozu Gigi Stuk ganz richtig anmerkte, daß Alice Goldbaum sehr ehrenwerte Verwandte in Kalifornien und Holländisch-

Indien und Stockholm haben möge, aber die englischen Verwandten hätten sie bestimmt angelogen; denn ein Onkel von ihr sei viel bei Hofe gewesen, in Darmstadt und in Karlsruhe und sogar einmal in München, und von dem wußte sie, daß es bei Hofe für unanständig gelte, sich was ins Ohr zu sagen. Die Unterhaltung sei laut und im allgemeinen gewesen an den Höfen von Hessen und Baden und Bayern. Bloß in München habe man manchmal plötzlich leise oder gar nichts mehr geredet, weil der Prinzregent, der schon sehr alt war, nach dem Braten gern ein Nickerchen gemacht hätte.

Bei den verheirateten Prinzen hielt sich aber Gespräch und Phantasie der jungen Damen nicht allzu lange auf. Entschieden interessanter waren die unverheirateten. Und als auf diese die Rede kam, beteiligte sich auch Lili Ralmus am Gespräch, die bisher nur hochmütig ihre semmelblonde Haarkrone gewiegt und Schaumtörtchen gegessen hatte. Sie gab ihrer Meinung dahin Ausdruck, daß jetzt durch die Revolution die gute Gelegenheit geschaffen sei für die Prinzen, mal aus Liebe zu heiraten. Nicht aus Staatsraison, von der Lili überhaupt nicht viel hielt. Sollte dann die Monarchie hier und anderwärts wiederkommen, so würden die bürgerlichen Gattinnen eben in den höheren Adelsstand erhoben, etwa als Freifrau von Lauterbach oder Gräfin Salzschlirf. Es wollte bei dieser Wendung des Gesprächs der Agathe Simon so scheinen, als ob Lili Ralmus für sich selber schon so ein Titelchen ausgesucht hätte. Und es wunderte sie denn auch weiter nicht, so nebenbei von Lili Ralmus zu hören, daß der eine der unverheirateten Prinzen sie immer, wo er ihr auch begegne, mit einem langen, sie müsse sagen fast ledern Blick mustere. Dieser Prinz hieß, wie Hannelore Busch sofort feststellte, Konstantin. Das war schon großartig. Das erinnerte an Konstantin den Großen, der das Christentum zur Staatsreligion erhob und Byzanz zu seiner Residenz machte und nach dem es dann Kon-

stantinopel hieß. „Zweihundertvierundsiebzig bis dreihundertsiebenunddreißig,“ murmelte Agathe Simon vor sich hin. Womit sie offenbar die Lebensdauer Konstantins meinte; denn sie war in Jahreszahlen und Telephonnummern groß. Auch gab es, Walpurga Schmitz aus Köln wußte das, einen Konstantin, der daneben noch Janoklastes hieß oder der Bilderstürmer; der hatte die Mönche und Nonnen gezwungen, untereinander zu heiraten, was Walpurga Schmitz, die eine gute Katholikin war, nicht nur eine Sünde, sondern auch eine unerhörte Gemeinheit nannte. Agathe Simon aber, der die christliche Religion noch neuer war und die ihren verschiedenen Konfessionen durchaus neutral, aber wißbegierig gegenüberstand, warf hier etwas zaghaft die Namen Martin Luther und Katharina von Bora in die Debatte. Dieses aber wurde ihr von Gertrud Trebur, die ein hübsches blondes Pfarrers-töchterchen aus der Wetterau war, heftig verwiesen; worauf Agathe Simon dem Gespräch rasch eine politische Wendung gab, indem sie bemerkte, daß der König von Griechenland, der seine anständige Neutralität mit Thronentsagung habe büßen müssen, auch Konstantin heiße. Diese Bemerkung wurde beifällig aufgenommen. Man bestellte neue Rußtörtchen und fand wieder zu dem Prinzen zurück, der auch Konstantin getauft war und sich hier zur Kur aufhielt. Oder was wollte er sonst hier? Vielleicht reich heiraten, meinte Lili Kalmus; und wieder hatte Agathe Simon das Gefühl, daß dieses prinzliche Programm der Lili Kalmus angenehm gewesen wäre. Aber Eveline von Binse-mann ereiferte sich und äußerte, in der Familie der Rayß-Dreybrücken sei nur eine einzige Mesalliance vorgekommen, und die habe leider gerade der zulezt regierende Herzog sich erlaubt. Und wenn nicht der Geheimrat Pintus, der dafür Erzellenz geworden sei, die Familiengeschichte der Winterriedens gefälscht — ja, gefälscht — hätte, dann säße jetzt Prinz Wolf-Dietrich

auf dem Thron. Der Prinz Konstantin aber wäre der letzte, unebenbürtig zu heiraten. Er sei ebenso stolz wie tapfer. Eveline von Binsemann wußte von ihrem Vater, der im Osten und Westen mitgekämpft hatte, daß der Prinz schwer verwundet worden war. Lungenschuß. Schon aufgegeben war er. An dieser Stelle meldete Gerda Hagen ihren Vorschlag an, dem Prinzen morgen auf der Promenade Blumen zu überreichen mit einem Gedicht. Sie liebte zum Schrecken der Mutter, die sehr sparsam war, alle Gelegenheiten, die es erlaubten, irgend jemand Blumen zu überreichen, und war zum Entsetzen ihres Vaters, der Zwiebäcke in Friedrichsdorf fabrizierte und entsprechend trocken und nüchtern veranlagt war, stets bereit, solche sinnigen Spenden mit selbstgefertigten ellenlangen Gedichten zu begleiten. Aber man kam überein, auf die Blumen zu verzichten und den Prinzen Konstantin bloß stets sehr freundlich anzusehen auf der Promenade. Wozu Käthe Niemeyer, die langaufgeschossene Berlinerin, sehr richtig bemerkte, daß man das hier wohl riskieren könne; daß sie aber keiner der Freundinnen auf der Tauenzienstraße abends nach fünf Uhr so etwas anrate. Übrigens dort auch zu anderer Tageszeit nicht. Von dem Erfolg ihrer Mitteilung hochbefriedigt, fügte Eveline von Binsemann, die eine sich an sich selbst entzündende Phantasie besaß, dem Gesagten über den Prinzen Konstantin noch einiges hinzu, das sie auch von ihrem Vater wissen wollte. Er hatte persönlich und allein bei einem Patrouillengang zwei Turkos und drei Hochländer entwaffnet und gefangen; hatte an der Beresina eine steinerne Brücke in die Luft gesprengt, um selber der Verfolgung durch Kosaken zu entgehen, und war stundenlang in einem Flugzeug über London, aus hundert Abwehrkanonen vergebens beschossen, hin und her gefahren und hatte photographiert. Hier fragte Agathe Simon an, ob er vielleicht auch unter dem Pseudonym Hindenburg die Schlacht bei Tannenberg

kommandiert habe. Eine Bemerkung, die Eveline von Binsemann veranlaßte, sich zu erinnern, daß ihre Mutter sie der Gräfin Arnstein vorzustellen versprochen habe, und daß sie sich deshalb an der interessanten Unterhaltung nicht weiter beteiligen könne.

Nachdem Evelinens Weggehen, das sich für Agathe Simon ohne jede Feierlichkeit abgespielt hatte, ein Weilchen von den jungen Damen durch einige boshafte Bemerkungen über den Gang der Freundin, sich wichtig zu machen und auffallend anzuziehen, gefeiert war, wandte man sich dem zweiten unverheirateten Prinzen Wolf-Dietrich zu. Dies geschah beim Vanilleeis, und man aß angeblich amerikanische Keks dazu, die aber nach Zigarren schmeckten, in deren Nähe sie gelegen haben mochten. Hannelore Busch konstatierte zunächst nicht ohne Bedauern, daß der Prinz Wolf-Dietrich lange nicht so viel elegante Westen und Krawatten mitgebracht habe wie sein Vetter Prinz Konstantin, der ihr direkt als der wiederauferstandene Fürst Pückler-Moskau erschiene. Worauf sie von Elli Döberlin dahin belehrt und aufgeklärt wurde, daß erstens der von ihr zitierte Fürst nicht Pückler-Moskau, sondern Pückler-Muskau heißen habe; daß zweitens Prinz Konstantin nicht der Vetter, sondern der Onkel Wolf-Dietrichs sei, und daß drittens ein besonders tiefer Denker — sie könne sich bloß augenblicklich nicht entsinnen, welcher, aber es stehe in ihrem Poesiealbum — einmal schön gesagt habe: „Wo Eitelkeit und Prunksucht anfangen, da hört der innere Wert eines Menschen auf.“ Hierzu bemerkte Alice Goldbaum, deren Vater seidene Blusen en gros in Wiesbaden vertrieb, daß dieser Weise wahrscheinlich den Spruch Friedrich von Schillers nicht gekannt habe, der in ihrem Poesiealbum, von ihres Vaters eigener Hand geschrieben, stehe: „Gott sieht nur das Herz. Drum eben weil Gott nur das Herz sieht — Mache, daß wir doch auch etwas Erfreuliches seh'n!“ Agathe Simon dachte bei sich, daß dieses für

einen Mann, der seidene Blusen en gros in Wiesbaden vertrieb, ein durchaus verständiger Spruch sei; aber da sie den alten Abraham Goldbaum in Wiesbaden persönlich kannte und uninteressant fand, und da sie Schiller auch kannte, aber Stephan George vorzog, so war sie bestrebt, wieder auf den Prinzen Wolf-Dietrich zu kommen. Für den hatte sie nämlich schon, ehe sie wußte, daß er fürstlichen Geblüts war, eine leise Schwärmerie empfunden. Denn — so wenig romantisch sie sonst veranlagt war — er schien ihr einem Geschäftsfreund ihres Vaters ähnlich zu sehen, einem Balten, der ihr in den mageren Jahren vor dem Krieg, als ihr die Verwandten bestenfalls Stahlfedern oder ein billiges Kalenderchen oder mal an Festtagen Gänsegrieben geschenkt hatten, zuweilen Marzipan und türkischen Honig mitgebracht hatte. In blauen Tütchen, die sie zuweilen im Traum noch knistern hörte. Agathe Simon war sehr für Süßes; und ihr Gedächtnis dafür war fast so treu wie für Jahreszahlen und Telephonnummern. Und so kam es, daß sie kürzlich in einem ihrer vielen Träume ganz deutlich den Prinzen Wolf-Dietrich gesehen hatte, wie er mit zwei knisternden blauen Tüten in der Hand auf sie zukam und sagte: „Fräulein Agathe — gestatten Sie, daß ich Ihnen als Zeichen meiner hohen Verehrung ein paar Gänsegrieben . . .“ — „Am Gottes willen,“ sagte sie, im Traum, immer im Traum, „das Fett, mein Herr, tröpfelt Ihnen ja aus der Tüte auf die neuen Hosen!“ Da hatte der Prinz gelächelt — genau, wie der Balte vor Jahren gelächelt hatte, wenn er Marzipan schenkte — und hatte gesagt: „Aber das macht nichts, Fräulein Agathe, wenn ich Ihnen nur eine Freude machen kann!“ Es war ja dumm — ein Prinz und Gänsegrieben! Aber sie schätzte seitdem den Prinzen Wolf-Dietrich wegen seiner Leutseligkeit, die sie doch eigentlich bloß geträumt hatte. Den Traum hatte sie später ganz haarklein ihrer Freundin, der Alice Goldbaum,

erzählt. Alles, wie's gewesen war. Bloß die Gänsegrieben hatte sie durch Veilchen ersetzt. Und Alice Goldbaum, die Träume deuten konnte — sie hatte ein Buch darüber —, erklärte ihr: eine blaue Tüte bedeute eine Seereise. Und Veilchen bedeuteten Küsse im Verborgenen. Nun hätte Agathe Simon gerne gewußt, was Gänsegrieben nach dem Traumbuch bedeuten; aber sie wagte nicht danach zu fragen.

An diesen Traum und seine rätselhafte Deutung hatte Agathe Simon eben wieder gedacht, als sie in die Unterhaltung, die mit dem Regen um die Wette plätscherte, einen Namen geworfen hörte. Candida Genius. War es Hannelore Busch gewesen, Gigi Stuß oder Nettchen Birkholz —? Gleichviel, der Name war im Zusammenhange mit dem Prinzen genannt. Und er löste offenbar sehr verschiedenartige Gefühle aus.

Gertrud Trebur, das blonde Pfarrerstöchterlein aus der Wetterau, sagte wegwerfend: „Pah, eine Komödiantin!“

Elli Döberlin, die neben ihr saß, puffte sie sofort: „Wie kannst du das sagen — in dem Ton. Sie spielt doch einfach herrlich!“

„Mein Gott, bei uns in Berlin,“ ließ sich Rätke Niemeyers scharfe Stimme vernehmen, „würde sie gar nicht auffallen.“

„Ihm ist sie jedenfalls aufgefallen!“

„Na sie ist doch auch hübsch.“

„Hübsch?! Wenn ich mir die Backen schminke und die Lippen male und die Haare unterlegen und frisieren lasse und von allen Seiten beleuchtet werde und — na ja, dann bin ich auch hübsch.“

„Ich finde, sie hat so was Reines, Jungfräuliches — so Klärchen, Rätchen, Gretchen.“

„Aha — weder Fräulein weder schön.“

„Pfui, Gerda! Sie soll übrigens adlig sein.“

„Das glaubst du? Wenn sie's wäre, würde sie's schon dick auf den Bettel schreiben.“

„Vielleicht auch 'ne Prinzessin? Die wachsen ja jetzt hier wie die Brombeeren.“

„Jedenfalls eine Theaterprinzessin mit allem zugehörigen Hochmut.“

„Hochmut? Wie kannst du das sagen! Sie lächelt doch wie eine Madonna.“

„Jedenfalls — er betet sie an.“

„Hast du ihn knien sehen?“

„Nein, aber er kniet innerlich.“

„Er sitzt doch immer im Theater, wenn sie spielt.“

„Herr Wiesel auch.“

„Du bist blödd, Gigi. Der Wiesel schläft schon in den ersten zehn Minuten; aber der Prinz frißt die Genius bald auf mit den heißen Augen.“

„Kinder, wißt ihr was, ich glaube, sie duzen sich, wenn sie allein sind. Mir war's gestern so auf der Promenade . . .“

„Ausgerechnet auf der Promenade werden sie sich duzen! Wo alle lange Ohren machen. Wenn schon — dann im Wald und in Grotten und . . .“

„Ach, wie die sich so was denkt — heutzutage! Da gibt's ein *Chambre séparée*.“

„Der Franzose sagt nie *Chambre séparée*, sondern immer *Chambre particulière*.“

„Egal, wie der Franzose sagt — aber es gibt's. Oder 'ne kleine Reise nach Fulda . . . Gibt's auch!“

„Du bist abscheulich . . . ich lege meine beiden Hände für sie ins Feuer.“

„Wo ist Feuer —? Kellner, ein Feuer!“

„Schrei nicht so, das ist ungebildet!“

„Ich werde mir von dir gerade ein Privatissimum im Knigge lesen lassen! Du bist ja bloß eifersüchtig!“

„Ich — eifersüchtig? Das ist doch lachhaft — eifersüchtig! Als ob ein Prinz so was heiratet!“

„Dich heiratet er auch nicht.“

„Schauspielerinnen wollen gar nicht heiraten, weil sie keine Kinder haben wollen —“

„Deshalb kriegen sie sie, ohne zu heiraten.“

„Pst! Nicht so laut! Ihr redet wie die Müll-
kutschler.“

„Gott, mit deinem Etepetetetum —! Meinst du, ich
hab' dich nicht gesehen mit dem Konsul gestern hinter
der Grotte . . .?“

„Kinder, jetzt wird's gemischt!“

„Ein Vetter von mir ist Filmregisseur — hat schon
mit der Porten gespielt — der hat mir gesagt: Schau-
spielerinnen, die heiraten, sind einfach kontraktbrüchig.“

„Blöd sind sie. Für verheiratete Schauspielerinnen
interessiert sich kein Herr im Parkett mehr.“

„So? Und für Schauspielerinnen mit einem Ver-
hältnis? Und Schauspielerinnen mit zwei und mit drei
Verhältnissen?“

„Das gibt's nicht.“

„Bäh! —“

„Kennt ihr den Wik: was ist ein verheirateter Flieger-
leutnant, der ein Verhältnis hat . . .“

„Pst! Sieh doch am Nebentisch . . .!“

„Gigi, wir gehen! Der alte Herr da drüben ist aus
unserem Hotel.“

„Daß ihr glauben könnt — ein Mann, der so aus-
sieht und ein Prinz ist und eben die Revolution erlebt
hat und um sein Land trauert —“

„Ah, er muß doch auch zu Mittag essen und Raffee
trinken in all der Trauer.“

„Die Liebe ist doch kein Mittagessen —“

„Viel anderes ist sie auch nicht für die Männer.“

„Das soll wohl ‚aufgeklärt‘ sein?“

„Lies doch mal Montegazza — Physiologie der
Liebe!“

„Hast du's mit? Bitte borg' mir's!“

„Ich werd' mich hüten so ein Buch mitzunehmen —
es gehört übrigens meinem Vater. Steht in der
hinteren Reihe in der Bibliothek hinter der Dorebibel
und dem Don Quichotte. Er meint, ich weiß es nicht.“

„Und ich sag' euch, es ist eine reine Freundschaft zwischen den beiden.“

„Ja, so wie zwischen Romeo und Julia und Faust und Gretchen — und Max und . . .“

„Moritz!“

„Blöd —! und Max und Thekla.“

„Da ist doch gar nichts passiert.“

„Das sag' ich ja.“

„Kinder — was geht uns die Genius an, was geht uns der Prinz an — es hat aufgehört zu regnen!“

„Aufgehört zu regnen —? Hurra!“

Alle drängten hinaus. Die Sonne warf spitze goldene Pfeile aus geballtem Wolkenwall. Von den Bäumen tropfte es noch, aber der Himmel weinte nicht mehr. Die kleinen Wasserlachen spiegelten schon Bläue. Die Erde atmete Frische und Wohlgeruch.

Agathe Simon war allein sitzen geblieben bei den voneinander gerückten Tischen. Sie ließ noch einen Hundertmarkschein wechseln und war betrübt, daß das die anderen nicht sahen. Dann dachte sie an den Prinzen. Ob er wirklich mit der Genius . . .? Oder ob er hierher gekommen war, sich so eine wie die Lili Kalmus zu angeln des vielen, vielen Geldes wegen. Geld — das hatte sie auch. Sie war Vaters einzige; und er hatte ihr gesagt: „Wen du mir bringst — mir is recht. Zu haben braucht er nicht. Ich hab'. Aber zu sein braucht er was — denn wir sind nicht. ‚Lieber‘, sagen sie zu mir, wenn sie was wollen. ‚Schieber‘, sagen sie, wenn ich nicht gebe. Komm mir lieber mit einem, der vor dem Krieg was gehabt hat und jetzt die Taichen rechts trägt und die Knöpfe links . . .“

Wenn wirklich der Prinz . . . Ach, es war ja Unsinn.

„Hier sind siebenundachtzig Mark fünfzig zurück. Danke, Fräulein.“

Agathe Simon strich das Papiergeld und die paar Nickel ein. Dann stand sie auf und ging langsam den anderen nach. Koch es nicht nach Veilchen in der Luft?

Weilchen bedeuten „Rüffe im Verborgenen“, sagte das Traumbuch.

Aber es waren ja keine Weilchen gewesen. Bloß Gäniegrieben.

* . *

An diesem Abend war „Überbrettl“ im Kolonnaden-café. Die Schauspieler machten sich wöchentlich einmal eine Extraeinnahme aus diesen Kabarettvorstellungen.

Das Lokal war wieder dicht gefüllt von Aurgästen. Es war noch zu naß und auch zu kühl, um draußen zu sein am Abend. Und hier wechselten steierische Lieder mit Berliner Anekdoten, romantische Balladen mit pikanten Duetten.

Vorn, wo die Plätze teuer waren, an den kleinen Tischen, war's vornehm. Da herrschte, eine doppelte Perlenreihe als einzigen Schmuck um den immer noch schönen Hals gelegt, die alte Gräfin Arnstein über viel gepuztes Bürgertum und alljüngeren Reichtum. Hinter langstieliger Schildpattlorgnette musterte sie mit kühlen hellblauen Augen das dichtgedrängte Publikum, das um die in kleinen aber teuren Portionen servierten Erfrischungen saß, und schaute hinauf auf die improvisierte kleine Bühne, auf der ein Klavier als Hindernis aufgebaut schien und ein paar Oleanderbäume in grünen Kübeln den freien Auftritt aus dem Künstlerzimmerchen erschwerten.

Mit der Oberhofmeisterin, die sich so was mal ansehen wollte, waren Raab und Böllermann erschienen. Raab saß korrekt und gelangweilt da. Er hätte lieber in seinem Schopenhauer weiter gelesen; aber die Gräfin hatte einen Voy hinübergeschickt, ob der Herr Baron ihr vielleicht die Freude machen wollte, sie zu begleiten... Zuweilen streifte ihn die Gräfin mit einem Blick. Ihr, die, wie ganz wenige, die Geschichte des Kapfer Hofes mit all seinen kleinen Intimitäten kannte, war heute sofort die durch die veränderte Haar-

und Barttracht betonte große Ähnlichkeit Raabs mit dem guten Herzog Waldemar aufgefallen, und sie kannte deren Berechtigung. Die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts stiegen vor ihr auf. Schöne, reiche, fröhliche Jahre! Sie war damals selbst noch jung und frisch und eben erst bei Hofe eingeführt. Und auf ihrem ersten Hofball — sie wußte noch genau, sie hatte ein zartes veilschenfarbenes Kleid an, denn die Mutter sagte: „Die Farbe der Robe muß zu den Augen stimmen, das ist das wichtige“ — sah sie den Herzog Waldemar. Er tanzte mit einer bildschönen, schlanken Frau, der die aschblonden Zöpfe schwer auf dem jungen Haupte lagen. Und sie fragte ihre Mutter: Wer ist das? Mit dem steinernen Lächeln, das sie nie verließ, mit dem sie auch später im Sarge gelegen, antwortete die alles wissende, scheinbar nichts sehende Frau: „Es ist eine Edle Raab zu Raabenheim. Sei freundlich mit ihr, wie sich's deinen Jahren ziemt, wenn sie dich anspricht. Aber halte dich, soweit das ohne aufzufallen geht, fern von ihr.“ Die blonde Frau wurde Raabs Mutter. Die Gräfin erinnerte sich, wie sie einmal, zwei Jahre etwa nach jenem ersten Hofball — sie war schon Hofdame —, an einer etwas versteckten Parkbank den Herzog vor einem weißen Rinderwägelchen stehen sah. Der ernste Mann, sonst ganz Soldat, ganz Fürst, ließ einen bunten Hampelmann am Schnürchen tanzen. Kleine Fingerchen griffen aus dem Wägelchen nach der Puppe. Und eine dicke Wärterin im kurzen Rock der Landestracht stand verlegen lächelnd dabei . . .

Vorn sang Schükle, nonchalant in einen Rohrstuhl geflegelt, ohne Stimme, aber mit dem überlegenen Lächeln des Mannes, der sich *chéri des dames* fühlt, zur Laute den Refrain seines neckischen Liedes:

„Wann jeder zu seiner Liebsten rennt,
Ja, wo bleibt da die Ehöpflicht —?
Wann jedes Kind seinen Vater nennt,
Das gab a schöööööne G'schicht'!“

„Eigentlich sind diese Lieder reichlich albern,“ sagte Böllermann, der auf der anderen Seite der Gräfin saß, „warum soll ein Kind seinen Vater nicht nennen?“

Böllermanns gütige Seele war vielleicht nicht immer ganz so harmlos. Aber er hatte den ganzen Nachmittag der Prinzessin Eudoxia die Sitzungsberichte des Konvents vom 26. Juli 1794 vorlesen müssen und den Sturz und die Hinrichtung Robespierres und anderer Scheusale der Revolution bis ins kleinste Detail mit erlebt. Die von der nahenden Vergeltung begeisterte Prinzessin hatte ihren berühmten Fächer lebhaft bewegt, wodurch ihr das Hören erschwert wurde. So hatte sie oft durch die Worte: „Lauter“ . . . „Bitte, dies nochmals“ unterbrechen müssen. Böllermann war in Blut und Rache gewatet stundenlang und gegen Abend von der Guillotine gar nicht mehr heruntergekommen . . . Während da vorn jetzt die muntere Liebhaberin, nicht ohne Anmut aber auch nicht ganz einig mit ihrem Begleiter über die Tempi, ein scherzhaftes Lied sang, das Böllermann nicht neu schien — denn den Refrain: „Ja, das möchten S' gern wissen — i sag's aber net“ hatte er bestimmt schon in seiner Jugend gehört —, warf sein gutes Gedächtnis mitleidlos die furchtbaren Berichte, die die Frau Prinzessin mit solcher Genugtuung erfüllt hatten, an die Oberfläche des Bewußtseins. So war's gewesen. Die ausgesandten Deputierten drangen an der Spitze mehrerer Sektionen in das Gemeindehaus. Robespierre hatte ein Messer in der Hand, wehrte sich und verwundete sich selbst dabei heftig am Kopfe. Sein Bruder sprang zum Fenster hinaus und brach sich beide Beine. Couthon verteidigte sich mit einem Dolch und wurde von einem Gendarmen verwundet. Die anderen wurden ebenfalls gefangengenommen. Robespierre wurde auf einer Tragbahre nach dem Konvent gebracht, allein die Träger durften nicht mit ihm hinein, sondern

mußten ihn nach der Conciergerie tragen. Robespierre versuchte zu sprechen und rief in die Menge —

„Ehrerbietigsten guten Abend, Excellenz.“ Es war Pintus, der sich durch die Tische durchgedrängt hatte und jetzt der Gräfin die Hand küßte. „Wenn Frau Gräfin gestatten — nehm ich an Ihrem Tische Platz . . .“

Mit einem Lächeln gestattete die Gräfin das ohne Begeisterung.

Raab rückte etwas zur Seite, so daß er hinter dem mit vielen Reihern umsteckten Hut der Frau Ralmus, die in großer Aufmachung mit der Tochter, blonder als je, an dem Tischchen vor ihnen saß, wenig mehr als das Klavier und einen Oleanderbaum sehen konnte. Er nahm höflich an der Unterhaltung teil, mehr durch markierte Aufmerksamkeit als durch Worte. Er war erregt. Sein Ohr wartete auf Candidas Stimme. Und diese Erwartung war Unruhe. Denn er fürchtete, sie würde reiner, wärmer, herzlicher singen als das letzte-mal. Und dann wußte er warum. Er hatte die beiden den Berg herunterkommen sehen. Der Prinz hatte Candida gestützt, denn ihre leichten Halbschuhe waren auf den steilen Weg bergab nicht eingerichtet. Wie Hermann und Dorothea, hatte Raab gedacht. Dann fiel ihm ein, daß er darüber mal einen gräßlichen Schulaufsatz gemacht hatte. Und die Bitterkeit vergangener Schülernöte und gegenwärtiger Eifersucht hatte sich unerquicklich gemischt in seinem Herzen, als er, ungesehen von den beiden ganz mit sich Beschäftigten, rasch der Villa Margarethe zustrebte.

Pintus aber erzählte der Gräfin Wunderdinge von den Berliner Kabarets. Und durch seinen Bericht schimmerte das diskrete Bekenntnis, daß er ein oder den anderen ihrer weiblichen Sterne nicht nur vom Klubsessel aus bewundert habe.

„Das Hexenlied,“ kündigte jetzt der alte Böhnig an. Schwarz, wie ein Leichenbitter, stand er da in einem Gehrock, der ihm schon nicht gegessen hatte, als er neu-

lich darin den Pfarrer Hosterdingk spielte. Eine Weile beobachtete er mit rollendem Auge und fest geschlossenem Munde die Wirkung seiner Ankündigung. Dann fügte er, die servierende Kellnerin scharf fixierend, als ob sie gerade dieser Belehrung durchaus bedürfe, kurz und barsch hinzu: „Von Ernst von Wildenbruch“.

„Etwas Kürzeres und Neueres wäre mir erwünschter,“ äußerte Professor Schmalz ärgerlich an dem Tische, an dem er präsiidierte und den er durch Betonung seines kritischen Urteils, durch Mienenspiel und unterstrichene Gesten zum interessanten Mittelpunkt dieser Veranstaltung zu erheben bestrebt war.

Rein Zweifel, es saß die Intelligenz an diesem Tische. Zunächst Professor Schmalz selbst, der von widerstrebenden Gefühlen bewegt war. Gerade heute morgen hatte er in der Leihbibliothek nach seinen gesammelten Theaterkritiken gefragt, die er bescheiden „Kayser Dramaturgie“ nach Lessings Vorbild genannt hatte. Das hübsche schlankte Backfischchen, das da, ein Samtbändchen im krausen blonden Haar, höflich bediente, sah ihm fröhlich ins Gesicht: „Wir haben nur Romane — und von Schmaß haben wir leider überhaupt nichts.“ — „Schmalz — nicht Schmaß,“ hatte der Professor ärgerlich korrigiert. Dann aber, da er, den Blick senkend, entdeckte, daß das Mädchel außerordentlich wohlgeformte Beine hatte, ließ er sich zu einem freundlich belehrenden Gespräche bereitfinden. In dessen Verlaufe er das Mädchel bat, ihrer Mutter zu bestellen, daß es durchaus im Interesse des Aufblühens ihres Geschäftes wie auch im Sinne der in solchen Bädern oft glänzend vertretenen Intelligenz wäre, wenn man nicht nur mehr oder minder törichte, erfundene Geschichten, sondern auch tiefere Werke belehrenden Inhalts hier finden könne. Und zu dieser genannten Kategorie dürfe er, obschon er dem Autor nahe stehe, die „Kayser Dramaturgie“ ohne Übertreibung rechnen. Dann hatte er das Mädchen, das wohlherzogen zuhörte, dem aber bei

der ganzen Sache eigentlich nur der gewaltige Adamsapfel Spaß machte, der sich aus des Professors nicht ganz frischem Stehtragen drängte, noch herablassend gefragt, wie sie heiße. Als er hörte „Lili“, hatte er die Kleine dahin belehrt, daß das ein geweihter Name sei. Denn der große Goethe, den er persönlich neben Buddha stelle, habe eine Jugendliebe gleichen Namens gehabt. Dieses möge sie sich stets in ihrem Leben vergegenwärtigen, und in diesem Sinne würde er sich freuen, sie gelegentlich einmal wiederzusehen . . . Wenn der Professor den Bericht gehört hätte, den der respektlose Backfisch zehn Minuten später seiner Mutter von diesem Besucher und seinem Anliegen erstattete, wäre er restlos darüber aufgeklärt worden, daß diese Freude im Gedanken eines Wiedersehens auf der anderen Seite keineswegs geteilt wurde. So aber mochte es eine Gedankenverbindung mit jener Begegnung am Morgen sein, wenn Schmalz jetzt seinem Mißfallen über die Wahl des „Herenliedes“ die rätselvollen Worte folgen ließ: „Ein paar kleine Liebesliedchen — holbe Tändelei mit Schmetterlingsflügeln — hätten den Geist der Stunde besser getroffen und die Schwere der Zeit williger gescheucht.“

„Gut gesagt,“ lobte Truds, wie stets, wenn er Schmalzens geschraubtes Gerede nicht verstand und zu faul war, darüber nachzudenken. In den meisten Fällen aber interessierte ihn der tiefere Sinn der Aussprüche überhaupt nicht. Denn er hielt seinen lieben Freund und Gönner Schmalz für ein ausgewachsenes Kamel und freute sich innig auf die Stunde, da der Professor mal für keine Zeitung mehr schrieb und er ihm das in dürren Worten sagen konnte.

„Da drüben drückt sich der Pintus durch —“ Welten lachte ein fettes ärgerliches Lachen „— wie der Prophet Jonas aus dem Walfischbauch. Und mit derselben Berechtigung. Sie kennen doch das ultige Stolzschö Gedicht?“

„Aha — er landet an der Marschalltafel.“ Schmalz legte all seinen Hohn in diese ironische Bezeichnung des Tisches, um den die Gräfin Arnstein mit einer unnachahmlichen Vornehmheit einen Wall von Eis legte. Es fror manchmal die Nachbarn direkt über den Rücken.

„Mir geht er aus dem Wege — Sie wissen doch, Schmalz, er hat es übernommen, in der bewußten Angelegenheit Fühlung zu nehmen mit . . .“

„Pst!“ Schmalz liebte es zuweilen, die diplomatische Distretion, die sonst nicht der Vorzug der von ihm bejubelten Republik war, im alten Stile wichtig zu betonen. Auch schätzte er das laute Sprechen an seinem Tische nicht; wenigstens nicht das laute Sprechen der anderen. Wie er denn überhaupt in jeder Situation ein Mann von guten Sitten blieb; was man wieder daraus ersah, daß er den Zahnstocher, mit dem er sich eben unter die Nägel gefahren war, keineswegs wieder zu den übrigen steckte, sondern knickte und unter den Tisch warf. „Ich weiß,“ fügte er nach einer Weile seinem kurzen Schweiggebot hinzu. „hm. Aber ich kenne auch die Gründe dieser Verzögerung. Es soll ein Familientag stattfinden.“

„Derer von Pintus?“ Welten explodierte fast vor Lachen über seinen Witz. Seine Spässe gefielen ihm immer ausnehmend.

„Ruhe doch! Bitte, Sie sind nicht allein hier!“ An einem Nebentisch wurde das von einer energischen Stimme gesagt. Und Welten glaubte es um so eher, als ihm gerade ein sich durchwindender zwei Zentner schwerer Agrarier mit gutbesohlttem Stiefel auf den dünnleinenen Strandschuh trat, den Welten seiner Sackknoten wegen tragen mußte.

„Der Beichtiger trat wohl über die Schwelle
Und schritt hinein in Medardus' Zelle —
Und Stunde — auf Stunde — nach Stunde — verrann.“

Böhnig sprach da vorn die Wildenbruchschen Verse, als ob er für das langsame Verrinnen der Stunden bezahlt würde.

Unbekümmert um das Piano des Böhnig'schen Vortrags und die ärgerliche Belehrung, die er eben vom Nebentisch empfangen, spann Velten seinen Faden weiter: „Der Pintus tut immer noch so, als ob nicht gewesen wäre. Hier wenigstens. Sehen Sie bloß — jeder Boll eine Erzellenz.“

„Ich denke, die Titel sind abgeschafft?“ Truds, der sich selber lange Jahre in dem Gedanken gesonnt hatte, einmal Erzellenz zu werden, sprach jetzt diese frohe Zuversicht in Frageform aus.

„I wo, mein Bester — die Herren, die jetzt oben sitzen, sind ja zwar rot im Herzen, rot im Handeln — schön; aber mit den Titelchen haben sie doch selber ihren Spaß. Und verspüren einen Hauch Pintus'schen Geistes auf ihren sauer erklimmten Höhen. Wem Gott ein Amt gibt . . . Nun sind's ja freilich Freidentler — aber Gott oder Schicksal, das ist dasselbe; und mit dem Amte kommt halt von alters her die Vernunft. Und der Glaube — an sich und die eigene Vollkommenheit.“

„Damit beginnt der Niedergang des Menschen wie der Partei,“ entschied Schmalz düster und blies in das dünne Bier, als ob es ihm zu warm sei.

„Der Prior setzte die Kerze in Brand,
Die heilig geweihte, und nahm sie zur Hand,
Die Mönche taten alle wie er . . .“

Böhnig hatte, ergriffen von der Situation, die er den Hörern vermittelte, seinen Hausschlüssel von der Hosenschnalle gelöst und trug ihn, visionäre Blicke nach dem Büfett schickend, als geweihte Kerze vor sich her.

„Also vollkommene Menschen — ganz vollkommene —“ man hörte es Weltens Stimme an, daß der

Wein, von dem er bereits vier Viertelchen getrunken hatte, nicht so leicht war, wie ihm selber das erschien — „Vollkommene Menschen — gab's schon im alten Deutschland, verstehen Sie, nur alle fünf Jahre —“

„Wie so alle fünf Jahre?“ Der Apotheker Adrian, der dem Verleger gegenüber saß, gab ungern zu, daß er etwas nicht verstand. Aber er war doch zu neugierig. Er sah seine Frau an, die aber überhaupt nicht zuhörte, vielmehr bei sich überlegte, was wohl der Frau Kronheim, die mit ihren drei Gesellschafterinnen da vorn am Tische der Frau Ralmus saß, so ein Abend kosten müßte. Vier Eintrittsbillette — acht Tassen Schokolade — drei Teller Kets —

„Ja, die ganz Vollkommenen — nicht wahr, Schmalz? — die kamen eben nur vor, wenn die edeln Reichsboten einmal wieder gewählt werden sollten in den großen Berliner Schwackkasten. Mitbürger, wißt ihr, welchen Mann ihr in euern Mauern beherbergt...? Unsere Zeit braucht einen Mann, der... Solch ein Mann ist unser allverehrter untadeliger Mitbürger... Er hat für die nationale Größe, wie für die Weltlage den offenen Sinn... Er hat das Herz für das arbeitende Volk... Und für die Rentner... Kein Schaden an unserem Staatswesen entgeht seinem Auge... Er wird energisch eintreten für... Und er wird es nicht geschehen lassen, daß... Er wird mit allen Kräften dahin wirken, daß... Und er wird niemals dulden, daß etwa... Ein solcher Mann von echtem Schrot und Korn, ein solcher seltener Mann ohne Furcht und Tadel, ein solcher starker Mann in schwacher Zeit, ein Mann, nehmt alles nur in allem, wie ihn das Vaterland braucht, ist unser Mitbürger Rummerwurz... Schon zweimal hat er unseren Wahlkreis Nachthausen-Bumtsingen glänzend und kraftvoll vertreten... Mitbürger, ihr müßt... Mitbürger, ihr sollt nicht... Unser Mitbürger Rummerwurz sei euer Mann, dessen Namen ihr vertrauensvoll in die Urne legt!“

„Wenn der Kerl nur schon selber in der Urne läge!“
Dieser respektlose Satz wurde jetzt ziemlich scharf an
einem Nebentisch gesprochen.

„Der Prior, ein frommer, ein eifriger Greis,
Er stand voller Schrecken und blickte im Kreis,
Zu Bruder Medardus erhob er die Stimme . . .“

Böhnig charakterisierte den eifrigen Greis, der voller
Schrecken im Kreis blickte, vielleicht etwas zu heftig
und zu realistisch. Er benahm sich eigentlich wie ein
Wahnsinniger. Was zur Folge hatte, daß ganz vorn
eine alte Dame kreideweiß wurde und, das lavendel-
duftige Taschentuch unter der Nase, hinauswankte. Es
war vielleicht nicht richtig, aber durch die Situation
entschuldigbar, daß gerade ihr Böhnig mit einem wüten-
den Blicke nachsah, als er die Verse hinausdonnerte:

„Du reines Weib, das sie Hexe genannt,
Du süßer Leib, den sie schändend verbrannt,
Ihr schwellenden Lippen, ihr Auge voll Güte,
Du, spielender Glieder süß quellende Blüte,
Du liebende Wonne, die einst sich mir bot . . .“

Adrian und Truds zeigten sich sehr belustigt von den
Weltenschen Ausführungen. Sie ließen ihrer guten
Laune um so lieber die Zügel schießen, als sie beide
wußten, daß Schmalz selbst mit einer Reichstags-
kandidatur einmal heftig geliebäugelt und bereits schöne
Züge aus seinem Leben zu Propagandazwecken in
reicher Zahl gesammelt hatte.

Schmalz aber war unfroh und ärgerlich. Er hatte den
Verdacht, daß da einiges aus Weltens Worten jenem
Propagandamaterial entnommen sei, das sich wohl noch
in dem niemals geordneten, aber reichhaltigen Archiv der
„Tagespost“ befand. Und dann verdroß es ihn, daß ein
anderer so lange an seinem Tisch ununterbrochen das
Wort haben und gar Gelächter und Beifall ernten durfte.

„Sie vergessen, lieber Velten,“ sagte er jetzt und
steckte dabei eine seiner gefürchteten Zigarren, der

Zündhölzer nicht schonend, in Brand, „vergessen, daß es eine Kategorie von Menschen gab, die immer und zu allen Zeiten ‚vollkommen‘ waren. Die Fürsten und ihre hochgeborene Verwandtschaft. Als Kinder sind es Wundertinder. Als Jünglinge sind sie Genies. Als Erwachsene sind sie Wohltäter, Vorbilder, Propheten, Zeichendeuter, Gnadenspender. Und eine Zeitung hängt viel zu sehr — das wissen Sie auch — von den Zeitströmungen, von den Abonnenten ab, um nicht den üblen Anflug mitmachen zu müssen, wenn er Mode ist. Ein Beispiel, was haben Sie, lieber Velten, alles über die Heldentaten und den Heldentod des Prinzen Benno drucken müssen auf Ihrem in diesem Falle besonders geduldigen Papier —“

„Ja, zum Beispiel Ihr Gedicht —“

„Im — ja. Das war allerdings . . . das beruhte auf Informationen, die ich am Hofe direkt . . . Der Begeisterungsbazillus lag damals in der Stieluft der Tage . . . Aber ich meinte auch mehr die Prosaarbeiten, die Leitartikel, die Sie damals selbst oder Ihr Verantwortlicher . . . Mein Gott, dieser Benno war ja ein ganz guter Junge. Nicht sonderlich begabt — so sah er auch aus — aber erträglicher Durchschnitt. Als Müller oder Schulze geboren, läge er nun, als Vizewachmeister, vergessen in einem Massengrab. Aber natürlich ein gefallener ‚Prinz‘ — der übrigens schon bei Lebzeiten sich recht gut zu inszenieren wußte . . . Nach dem Tode noch die hübsche kleine Reklame mit den Trappisten — äußerst wirksam! Die Mönche — Mönche wirken immer, auch auf Protestantische, auf Juden sogar besonders — ja, diese Ruttenbrüder, die das Heldentum seines Endes zunächst verschweigen mußten, bis der Papst persönlich . . . Im Grunde — de mortuis nil nisi bene — es war ja auch mehr die Geschmacklosigkeit der Familie. Aber so was kommt eben doch alles aus derselben Reklameliste, aus der die gestohlenen Perlenketten der Filmdivetten und die

Liebesabenteuer der Tenöre freigebig ins Publikum geworfen werden . . .“

Es entging den Herrschaften, die Schmalzens Weltweisheit lauschten, daß am Nebentische, der sehr klein war und gerade zwei Herren und einer Dame bescheidensten Platz bot, Unruhe entstanden war. Wenn auch die Unterhaltung derer um Welten mit einer gewissen, wenn auch nicht übertriebenen Rücksicht auf die Vorträge gedämpft geführt wurde, so war doch Schmalz in seiner verständlichen Erregung, hingerissen von seinem Gegenstand, so laut geworden, daß die beiden Herren am Nebentisch aufgehört und seltsame ernste Blicke gewechselt hatten, während die Dame in nervösem Ärger ein Biskuit zerbrach und in ihre Schokolade warf. Als aber Schmalz von der Reklame sprach und den Vergleich mit den Filmdiven und Tenören zog, da rückte der eine der Herren, als wolle er aufstehen, plötzlich den Stuhl. Der andere mußte ihn besänftigen, während die Dame ihre offensichtliche Wut geräuschvoll in ihr Taschentuch schneuzte.

Dieses auffällige Benehmen der Herrschaften, die bis dahin sich durchaus zurückhaltend, ja bescheiden benommen und nur manchmal interessierte Blicke nach dem fernen Tisch der in Eiseskälte thronenden Gräfin Arnstein geworfen, hätte unter anderen Umständen unbedingt auffallen müssen. Aber zum Glück hatte der alte Böhnig vorn sich endlich entschlossen, seinen panzerartigen Bratenrock zu öffnen, so daß eine altmodisch gestickte Seidenweste darunter zum Vorschein kam und seine Brust nicht mehr von seinen Gefühlen gesprengt zu werden drohte. Also neu gekräftigt hatte er den schrecklichen Auftrag geschildert, der ihm durch Ernst von Wildenbruch erteilt worden:

„Zur Hölle, die morgen in Feuers Pein
Ihre Sünden büßt, da geh du hinein,
Bereite sie betend zu seligem Sterben,
Entreiß ihre Seele dem ew'gen Verderben!“

Seine persönliche Auffassung der Dichtung schrieb hier ein so unerhörtes Gebrüll vor, daß für Nebengeräusche, wie die Entrüstung der drei Herrschaften hinter dem Schmalzischen Tisch, keine Aussicht war, mit irgendwelchen Gefühlsäußerungen durchzudringen. Und das war vielleicht gut.

Es war Timpe, Wolf-Dietrichs alter Kammerdiener, der hier mit Rodel und der Malten, der Kammerfrau der Gräfin Arnstein, saß. Alle Dreie waren heut abend beurlaubt, da die Prinzen mit ihren Damen im Badehof speisten und die Gräfin Arnstein das ihr fremde Vergnügen eines Kabarettts fern von der Residenz kennen lernen wollte. Die Malten, eine immer noch ansehnliche Brünnette, hatte die beiden Kollegen, mit denen sie noch aus schönen Kayzer Tagen Bande der Freundschaft verknüpfte, überredet, sich auch mal diese künstlerischen Darbietungen zu gönnen. Wobei alle Dreie besonders hofften, auch die Tochter des Hofkammerrats Quack zu sehen und zu hören, die sie naturgemäß ganz besonders interessierte, seit Timpe diskrete und wohlwollende Andeutungen gemacht hatte, daß eine gewisse Zuneigung seines Prinzen für die hübsche Schauspielerin nicht mehr geleugnet werden könnte. Dieses aber als treuer Diener seines Herrn zuzugeben hielt die alte ehrliche Haut für klüger als eine dummdreiste Ablehnung, die ihm ja doch nicht geglaubt worden wäre.

„Wenn der Kerl jetzt noch ein Wort sagt über den toten Prinzen . . . dann, weiß Gott —“ Rodel vollendete den Satz nicht, aber in sein gutmütiges hübsches Gesicht war so viel roter Born gestiegen, daß ein unerfahrenes Kind hätte für den Verleumder am Nebentisch recht Ubles prophezeien können.

„Das werden Sie nicht tun, Rodel,“ warnte Timpe sanft, aber bestimmt. „Sie wissen, uns ist eingeschärft, nicht aufzufallen. In keiner Weise aufzufallen . . .“

„Dann sagen Sie mir, Timpe, wie ich dieser Rummerwurz an die Gurgel fahren kann, ohne aufzufallen?!“

Die Malten hatte rasch den Rest ihrer Schokolade ausgetrunken. „Wir wollen lieber gehen,“ meinte sie ängstlich. Sie sah im Geiste den versteinernenden Blick der Gräfin auf sich ruhen, wenn hier etwas passierte. Einen Blick, mit dem verglichen das Auge der Gorgone Medusa, von der sie einmal gelesen, fast etwas Liebenswürdiges hatte.

„Pst! — hören Sie doch!“ Rockels Gesicht hatte sich unter dem Eindruck einer Gehörwahrnehmung total verändert. Es war ersichtlich, daß er sich keineswegs dafür interessierte, was Böhnig da vorn von seinem durchaus unvorschriftsmäßigen Diskurs als Beichtiger mit einer Hexe berichtete. Er lauschte angestrengt, wie nur je als Büchsenspanner hinter seinem waidgerechten Herrn auf der Jagd, nach dem Nebentisch, dem er den Rücken kehrte.

„Wenn ich nicht so sicher wäre, daß der Prinz Benno tot ist — wir haben ihn selbst mit begraben — ich habe mir damals in der zugigen Gruftkapelle das Reißgen geholt — ja, wenn ich das nicht so bestimmt wüßte — und wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Tote sich nun einmal dadurch von den Lebenden unterscheiden, daß sie nicht wiederkommen, so würde ich sagen, ja, ich würde beschwören, ich hätte neulich abends — war es nicht Freitag, liebe Mathilde?“

„Nein, Donnerstag,“ nickte die liebe Mathilde.

„So? . . . ja, da hätte ich, als wir nach dem Theater gingen, im Halbdunkel des Parks den Prinzen Benno begegnet. Leibhaftig den Prinzen Benno!“

„Manu?“ Truds setzte erstaunt das Glas ab.

„Ja, denken Sie — genau Figur und Gang und Barttracht und Gesichtsschnitt. Ja, und was das Sonderbarste vom Sonderbaren ist . . . als ich den Prinzen Benno zuletzt sah — er kaufte sich selbst in meiner Apotheke Mentholpastillen — war auf kurzem

Urlaub in Kayk und, wie er gern ging, in Zivil... ich hab' ihn selbst bedient... er war sehr leutselig...“

„Wie eben solche Leute sind,“ murmelte Schmalz.

„Nu ja — es gibt da eben doch Nuancen. Und immerhin der Prinz Benno war — war —“

„Ein ganz prächtiger Junge,“ nickte Frau Adrian aushelfend. „Und ich habe dich selten in so heller Begeisterung über einen Menschen gesehen, lieber Albert, wie damals. Du erzähltest noch...“

„Ja, ja —“ Adrian wurde nervös. Der Schwerpunkt seiner Mitteilungen lag für ihn nicht auf dem, was er damals gesagt hatte. „Das war in jener Zeit so die allgemeine Stimmung. Man glaubte eben noch an den Sieg und an die Monarchie und —“

„— und die eigene Anständigkeit.“ Wieder war das der Ton freundlichst aushelfender Zustimmung, in dem Frau Mathilde die Ergänzung beisteuerte.

„Das alles wollte ich nicht sagen — Vielleicht... Ja, aber dies: er trug damals einen hellen kurzen Paletot und ein grünes Jägerhütchen — Filz mit einem Gamsbart darauf... Also malen könnt' ich das —“

„Der Wiener nennt so was ‚fesch‘, erklärtest du damals.“ Frau Mathilde freute sich, den Gatten wieder in seinen Erinnerungen unterstützen zu können.

Adrian war ohne Dankbarkeit. „Nun hör' schon auf, Mathilde, mit deinem Senf, den du immer dazu gibst!... Ja also, denken Sie, meine Herren — neulich, diesen Donnerstag abend — unter den Bäumen am Spielplatz — so zwischen Licht und Dunkel — genau so kam er mir entgegen. Und ist doch, wie Sie wissen, tot. Und als ich mich ganz perplex noch einmal umdrehe — ich will nicht selig werden, wenn er nicht auch den Gamsbart an dem grünen Hütchen hatte hinten!“

„Du wirst selig, Albert.“ Es beruhigte Frau Mathilde, das so zuversichtlich sagen zu können. „Ich hab' den Gamsbart auch gesehen.“

„Hm — ja. Was soll man da . . .“ Schmalz wehte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Er kämpfte mit einem Geständnis, von dem er eine Entwertung seiner Persönlichkeit befürchtete. Und dann sagte er es doch. „Ich habe — habe ihn auch gesehen, diesen — ja, wie drück' ich mich da aus?, diesen falschen Demetrius, diesen Pseudo-Smerdis . . . Vor vier oder fünf Abenden, als ich von der Tanzvorführung — übrigens die Person hatte zu dünne Beine, das lieb' ich nicht sehr. Der Marquis von Bayros stilisiert solche Gestelle ja sehr pikant, aber im Leben sind's eben Knochen. Ich stoße mich nicht gern an so was.“

„Sie wollten, scheint mir, vom Prinzen Benno reden?“ Frau Adrian interessierte sich nicht für Knochen, an denen sich Schmalz stoßen könnte.

„Ja so — richtig, da hab' ich doch an der letzten Brücke — auf der anderen Seite — dieselbe seltsame Erscheinung gehabt . . . oder vielmehr ich sah . . .“

Rodel hörte nicht mehr zu. Sein Gesicht strahlte von dankbarer Genugtuung. Seit er in Reginbolds Dienst war, hatte er sich verpflichten müssen, die geerbten prinzlichen Kleider nicht mehr anzuziehen. Auch den Scheitel trug er nicht mehr in der Mitte, wie ihn der Prinz gezogen, sondern ganz seitlich.

„Sagen Sie mal, Timpe,“ Rodel fragte das ganz harmlos; er hörte nicht mehr auf das Gespräch hinter seinem Stuhl, und vorn die schrecklichen Seelenqualen Böhnigs, der eben die Hexe auf den Holzstoß geleitet hatte, interessierten ihn auch nicht. „Sagen Sie mal, Timpe, wohnt der Professor Schmalz nicht in der Villa Sonnenblick?“

„Ja, da wohnt er, glaub' ich.“

„Das ist doch — rechts ab am Sankt Bonifaziushaus über die Wiese und die kleine Brücke an der einsamen Mühle vorbei?“

„Allerdings. Es muß sich da ganz hübsch wohnen.“

„Ein bißchen abgelegen,“ meinte die Malten. „An der ganzen Wiese steht ja kein Haus.“

Rodel sagte nichts mehr. Er lächelte ein gutes Kinderlächeln vor sich hin, als ob er an etwas gar Liebes und Angenehmes denke. Eine Weile später sah er nach der Uhr, trank in einem Zuge sein Bier aus und verabschiedete sich. „Prinz Reginbold macht morgen ganz früh eine Fußtour. Ich darf nicht verschlafen.“ Damit ging er.

Die Malten war zu ergriffen von dem Schicksal der Here, das Böhnig mit durchgeschwitztem Hemdtragen soeben zu schauerlichem Ende führte. Sie bemerkte Rodels Weggehen kaum. Timpe aber machte sich über die Fußtour des Prinzen Reginbold mehr Gedanken, als es eigentlich die Ankündigung einer so einfachen und gesunden Unternehmung zu rechtfertigen schien.

Rings um den Tisch der Gräfin Arnstein applaudierte man lebhaft. Böhnig dankte ergriffen. In einer Saalecke schluchzte eine Dame vor einem leeren Limonadenglas. Es war Böhnigs treue Gattin, die sich nicht fassen konnte.

Die Gräfin erzählte, daß sie Herrn von Wildenbruch und Gemahlin einmal in Pallanza getroffen habe. Sie fand, er hätte gar nicht ausgesehen wie ein Dichter; aber er sei ja auch in der Hauptsache Legationsrat gewesen. Dennoch schien sie sich zu wundern, daß er damals nicht mit dem Kellner in Versen gesprochen hatte.

Jetzt trat Candida hinter dem Oleander hervor. Sie hatte ihr Dirndkleid an und eine Laute mit vielen bunten Bändern im Arm.

„Es scheint Lautenlieder geben zu sollen,“ vermutete die Gräfin scharfsinnig.

„Ach, ja.“ Pintus nickte gottergeben. „Als der liebe Gott die Talentlosigkeit trösten wollte, erfand er die Lieder zur Laute.“

„Das ist witzig und boshaft, Erzellenz,“ Raabs Nasenflügel zitterten nervös, als er das höflich sagte, „aber hier stimmt's nicht ganz. Fräulein Genius ist

ein sehr starkes Talent. Sie hat wirklich keinen Trost nötig.“

„So.“ Pintus nahm die Belehrung dankbar hin. „Das freut mich herzlich. Die Talente des Vaters liegen leider auf anderem Gebiet. Ich habe den Eindruck . . .“

Die Gräfin forschte in Pintus' rätselvollen Mienen und glaubte versteckte Besorgnisse darin zu entdecken.

„Doch nicht, daß er die Rechte der herzoglichen Familie schlecht vertritt? Er ist, soviel ich weiß, ein äußerst getreuer Beamter.“

„Das ist er. Und streng rechtlich,“ fügte Raab hinzu und ließ kein Auge von Candida.

„Sogar mit der Überzeugung, daß er bald vor dem letzten Richter steht.“

„Und er liebt doch weiß Gott die neuen Gewalthaber nicht.“

„Mit sogenannter Liebe, wie weit und wie verschiedenartig man den Begriff auch auffassen mag, hält sich der Hofkammerrat überhaupt kaum allzuviel auf, gnädigste Gräfin. Ich habe nur so den Eindruck, als ob er — Beamter und Monarchist und Antirevolutionär durch und durch — doch gerade zu den lebenden Vertretern der herzoglichen Familie die herzlichste Zuneigung, wenn sie je da war, durch allerlei Umstände — vielleicht auch nur durch die irrtümliche Deutung, die er ihnen gab — etwas verloren habe. Und bei allem Eifer des Beamten, aller Rechtlichkeit des Menschen — das mag auf die Resultate der Verhandlungen, die man vielleicht etwas gar zu sehr auf seine Person und Treue und Energie allein gestellt hat, denn doch etwas abfärben. Fürcht' ich, ohne es zunächst beweisen zu können.“

Candida hatte ihre Laute gestimmt. Sie lächelte ein liebes, mädchenhaftes Lächeln ins Publikum und kündigte mit einem ganz kleinen Knicks an: „Ein Volksliedchen aus dem fünfzehnten Jahrhundert.“

Es war ganz still geworden im Saal. Wie ein kleiner schwebender Vogel flog ihre hübsche, nicht große Sopranstimme durch den Raum.

„Ach Gott, wem soll ich klagen
Das heimliche Leiden mein.
Mein Buhl ist mir verjaget,
Bringt meinem Herzen Pein.
Soll ich mich von ihm scheiden,
Tut meinem Herzen weh,
So schwing ich mich über die Heiden,
Du siehst mich nimmermehr.“

Der Beifall tobte. Nach den gewaltigen Anstrengungen der Stimme und des ganzen Körpers, die Böhmg dem Lied vom Leid der Hexe gewidmet, tat diese einfache Weise, schlicht, fast kindlich vorgetragen, den Ohren und Herzen wohl. Und wie ein Bildchen aus alter lieber Zeit stand das hübsche Mädchen, dem der Erfolg auf dem ihr neuen Gebiet die Wangen freundlich rötete, ein bißchen beschämt, ein bißchen glücklich, mit gesenktem Köpfschen lächelnd vor den ehrlich begeisterten Hörern.

„Mein Buhl ist mir verjaget —? Hieß es nicht so?“ Welten legte sein Faungesicht in kritische Falten, als er Schmalz mit neckischer Vertraulichkeit in die Seite stieß. „Mich deucht, das ist ein Gruß an einen gewissen hohen Herrn, was?“

„Sie hat natürlich ein Verhältnis mit ihm.“ Schmalz äußerte das mit der ruhigen Selbstverständlichkeit, als ob es sich um den Satz des Pythagoras von den Quadraten über den beiden Katheten handle, die dem Quadrat über der Hypothenuse gleich sind.

„Wenn das der alte Quack wüßte!“

„Er ahnt's.“

„Wenn einer von den unerbittlichen Segnern der entthronten Familie dem Rammerrat die Gewißheit gäbe, daß sein einziges Töchterlein . . . ich möchte wohl

den Vergleich sehen, den er dann für die Familie mit den neuen Herren schließt! Er hat die hohen Herrschaften doch in der Hand.“

„Ich denke, ehe diese schwierige Angelegenheit noch geordnet ist,“ sagte der Apotheker, „wird er selbst zu seinen Vätern versammelt sein. Arteriosklerose — weit vorgeschritten. Er weiß es und richtet sich nicht mehr für lange ein. Übrigens —“ der Apotheker kam nicht von den Gedanken los, die sich vorhin an die Beichte von des Prinzen Benno Erscheinung geknüpft hatten, „übrigens wenn der mal spuken kommt, dann können sich manche freuen! Das wird ein verdammt boshafter Spaziergänger sein um Mitternacht.“

Vorn sang jetzt Candida, mütterlich, als ob sie statt der Laute ein zartblond Kindlein wiege, das allerliebste Schlaflied fürs Peterle:

„Sum sum — der Sandmann geht —
Komm und sprich dein Nachtgebet.
Lieber Gott, mach' du mich fromm,
Daß ich in den Himmel komm' . . .“

„Ich habe mich früher viel mit diesen Fragen des Okkultismus beschäftigt,“ Schmalz wiegte wichtig den Kopf.

Er beschäftigt sich mit allen Fragen, dachte Truds, aber die Fragen beschäftigen sich nicht mit ihm.

„Es gibt im Buch der Natur viele Seiten, die wir nicht lesen können.“

„Sehr richtig,“ nickte Truds und sah Schmalz mit perfider Zustimmung an. „Wir bleiben eben im gewissen Sinne alle Analphabeten!“

Das schien Schmalz so schmerzlich, daß er einen großen Schluck Grog tun mußte, ehe er gestärkt fortfuhr: „Nach Kenntnisnahme einwandfreier Zeugnisse dünkt es mich töricht und unbillig, wenn unsere Voreingenommenheit solch außerordentliche Phänomene leugnet, die uns nur von anderen beschrieben werden.

Und sie sind beschrieben. Daß Berufsmedien betrügen, weil sie mit ihren außergewöhnlichen Fähigkeiten Geld verdienen wollen — *auri sacra fames!* — das leugnet weder Richet noch der Graf de Roche. Aber was beweist das gegen den Okkultismus als solchen? Und daß dumme Jungen sich Bettücher über den Kopf werfen und nachts auf dunkeln Treppen alte Tanten erschrecken, das ist kein Beweis dagegen, daß Brutus dem Cäsar bei Philippi oder Banquos Geist dem Macbeth bei der Tafel wirklich erschienen ist. Halluzinationen Hypernervöser mögen manchmal im Spiele sein . . . Aber die Seelenhypothese des Spiritismus läßt sich nicht so ohne weiteres aus der Welt schaffen, wenn man die gewissenhaften Berichte liest, die fleißig gesammelt wurden von Männern, wie . . .“

Welche Männer diese interessanten Berichte gesammelt, erfuhr die Tafelrunde nicht, da Frau Adrian in diesem Augenblick ihren Pompadour vermißte und nach einem kurzen schmerzlichen Aufschrei erregt auseinandersetzte, daß sie ihn entweder auf einer Bank im Kurgarten oder im Restaurant am Weiher oder aber im Lesesaal am dritten Tisch links oder gar zu Hause auf ihrer Kommode habe liegen lassen. Eine Fülle der Möglichkeiten, die alle sehr erregte; alle, bis auf den Apotheker, der gewohnt war, diesen oft vermißten Pompadour dann später an irgendeinem Platze wiederzufinden, der von Frau Adrian just nicht in Erwägung gezogen war.

Candida hatte großen Erfolg. Die Anmut und Frische ihrer Jugend paßte zu dem, was sie sang. Sie war klug genug, ihrer kleinen, sympathischen Stimme keine zu schwierigen Aufgaben zu stellen. Sie brachte schlichte Volkswaisen, melancholische und schelmische. Und als sie schließlich das hübsche Frühlingsliedchen: „In der Birke droben singt es . . .“ zugegeben, das eine Huldigung für die Maientage schien, die eben das Land schönten, war des herzlichen Beifalls kein Ende.

Auch die Gräfin Arnstein schlug langsam die spitzen Finger gegeneinander. Feierlich tat sie das, als rief sie mit diesem Zeichen einen in Scharlach gekleideten dienenden Mohren.

Raab applaudierte nicht. Aber seine Augen hingen an Candida. Das Schlummerlied fürs Peterle ging ihm nicht aus dem Kopf und die liebe himmlisch-mütterliche Art, in der sie's sang. Eine kleine Madonna, dachte er. Wie mag sie einst an der Wiege sitzen, ein Bild der Liebe zu dem hübschen kleinen Bübchen. Und wem mag es ähnlich sehen, das Würmchen...? Unter dem wenigen, was er von seiner früh verstorbenen Mutter geerbt und spät in Besitz genommen, befand sich eine wunderschöne Wiege aus Zedernholz, eingelegt mit dunklem Schildpatt und hellen Perlmutterstückchen, wohl ein Geschenk des Herzogs... Die Wiege sollte nie mehr benutzt werden — nie mehr! Das war sein Entschluß. Aber ihm, der die Kinder liebte, und der diese süße, blonde Frau anbetete in seinem fest und stolz verschlossenen Herzen, tat der einst ohne tieferen Schmerz gefaßte Entschluß jetzt weh, bitter weh. Und während er, korrekt und höflich zur Gräfin Arnstein das Ohr geneigt, da saß, und während dort vorn auf dem Bühnchen ein von sich selbst entzückter Schauspieler, den Daumen im Armloch der Weste, jüdische Wiße von der Frau Pollack aus Wien erzählte, klang es in seinem Herzen süß-wehmütig mit Candidas schmeichelnder Stimme nach:

„Sum, sum, der Sandmann geht —
Komm und sprich dein Nachtgebet!“

Da beschloß Raab mit dem Prinzen zu reden.

Nicht Eifersucht war es, wahrhaftig nicht — und wenn einer, dann war Wolf-Dietrich, der nie unvornehm von den Frauen sprach, auch nicht von den leichtfertigen, noch der Würdigste... Aber dieses Mädchen war zu schade dazu. Sie mußte — Talent

hin, Talent her — mußte heiraten, Mutter werden, an einer Wiege sitzen und . . .

„Sie sind abgespannt, mein lieber Baron?“ Die Gräfin Arnstein legte so viel teilnehmende Besorgnis in ihre Worte, als die Rühle ihrer Natur hergab.

„Ein wenig, gnädigste Gräfin. Vielleicht ist das Lied daran schuld — Sum, sum, der Sandmann geht . . .“

„Ich habe nie verstanden, wie Lieder müde machen können. Die sogenannten Schlummerlieder hab' ich nie begriffen. Wenn jemand singt, werde ich wach — genau so, wie wenn einer Trompete bläst. Geräusch ist doch Geräusch. Es werden wohl auch mehr die Bäder bei Ihnen sein. Aber auch unser lieber Böllermann scheint nachdenklich oder abwesend. Was sinnen Sie doch, lieber Doktor?“

Böllermann, der schon eine Weile, wie erstarrt, mit geschlossenen Augen dageessen und nur die Lippen leicht bewegt hatte, stotterte aufgeschreckt und verwirrt: „Ich — ich hatte nur gerade ausgerechnet, daß von den siebenhunderteinundzwanzig Konventsmitgliedern, die am 17. Juni 1793 über das Schicksal Ludwigs XVI. abstimmten, ein Jahr später bereits sechzig guillotiniert oder sonstwie ermordet waren.“

„So etwas ist ja sehr beruhigend zu denken,“ nickte die Gräfin Arnstein freundlich, „aber es ist merkwürdig, zu wie verschiedenartigen Gedanken die Herren von Schlummerliedern in einem Kabarett angeregt werden.“

Mit diesen Worten stand sie auf. Pintus half ihr in den Mantel.

* * *

In dieser Nacht ereignete sich etwas außerordentlich Seltsames. Etwas so Merkwürdiges, wie es weder bei Richet noch beim Grafen de Roche verzeichnet ist.

Es war kurz vor Mitternacht, als sich der Professor Schmalz am alten Badehaus umständlich und geräusch-

voll von Truds verabschiedete, der drüben auf der anderen Seite des Flügchens wohnte.

In der mit zartem Grün übersponnenen Seitenwand des Badehauses hingehend, gewahrte Schmalz einen hellen Lichtschein, der aus der dunkeln Mauer brach. Ein Fenster war noch erleuchtet. Da oben war wohl Candidas Zimmer. Das hübsche Mädchen ging vermutlich jetzt zu Bett. Schmalz beschäftigte seine zärtlich getönten Gedanken damit, wie sie wohl in dem langen weißen Nachthemde aussehen müsse. Mit bloßen Füßen und bloßen Armen — sie hatte schöne Arme, wahrhaftig, biegsam und kräftig zugleich! Am Halse war das Nachtgewand wohl weit ausgeschnitten, das war ja die keinem Zeitgeschmack unterworfenen Mode für Damennachthemden, während die Männernachthemden oben geschlossen sind. Warum wohl, dachte Schmalz; aber dann entschied er sich dafür, daß es besser so sei. Das heißt, vielleicht war es auch ein kurzes Nachthemd, das Candida jetzt trug; so daß man die hübschen runden Waden... Schmalz war ein Kenner und Verehrer schöner Waden... Indem er sich langsam aus dem Lichtbereich von Candidas Fenster verlor, erwog er die Chancen, wie er sich — vielleicht wenn der Familientag der Kayzer vorüber und der unangenehme Prinz abgereist war — dem schönen Mädchen wieder mit Vorsicht nähern könnte. Als Kritiker, Protektor, Manager, vielleicht auch als verständnisvoller Tröster... es würde schon gehen. Die boshafte Kritik in dem Fuldaer Blatt hatte wohl schon gewirkt... Er wollte die nächste in einem gütigväterlichen Tone schreiben: Talent, gewiß; aber Talent, das der Leitung bedarf — schöne Gaben, aber leider noch verwildert. Und so. Zuckerbrot und Peitsche... Wie sagte Nieksche, den er sehr liebte, wenn schon ihm vieles in seinen Schriften dunkel blieb: „Wenn du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht!“ Ein Kerl, der Nieksche! Bloß er hatte soviel Kopfsweh gehabt.

Vielleicht vom vielen und schweren Denken. Schmalz hatte nie Kopfweh, bloß manchmal Furunkel hinten am Kragen. Das war auch nicht schön, aber nicht so lästig wie Kopfweh.

Er war jetzt den Weg rechts von der Chaussee abgebogen und steuerte über die Wiese der Brücke zu. Hinter der Brücke lag, dunkel und schwer, wie ein zum Sprung geducktes großes Tier, die Mühle und ein wenig dahinter das Ziel seines Weges, die „Villa Sonnenblick“.

Jetzt schon mehr „Mondblick“, dachte Schmalz. Denn der Mond stand silbern am Himmel und seine kühlen Strahlen fingerten an Bäumen und Büschen herum und warfen irrende Lichterchen auf die fernen Dächer.

„Lieblich war die Maiennacht — Silberwölklein flogen —“ Wo war das doch her? Uhland oder Lenau —? Ihm fielen die Worte ein, die des Dichters Schwager zum Abschied am Grabe des aus Geistesnacht endlich zur Klarheit Erlösten gesprochen hatte, der seines Geschlechtes Letzter war: „Mögen sie kommen —“ hatte der Schwager, die Hand auf dem Sarge, gerufen — „dein Wappen zerbrechen und rufen: ‚Heute Nimbsch Edler von Strehlenau — und nimmermehr!‘ Ich aber rufe: Heute — Nikolaus Lenau. Und immerdar . . .!“ Ja, ja, jetzt war wieder die Zeit, jetzt wurden Wappen zerbrochen. „Heute Wolf-Dietrich, Prinz von Rayß-Dreybrücken, Geliebter der Candida Genius — und nimmermehr!“ Die Revolution, die Republik würde aufräumen mit dem Hochmut der Fürsten und ihrem Glück bei Frauen und . . .

Was war das bloß dort auf der Brücke . . .? Ging da nicht ganz langsam ein Mensch, wie wartend, auf und ab . . .?

Das war doch seltsam, war unheimlich!

Überhaupt eigentlich ein Unsinn, in eine so abgelegene Villa zu ziehen, wohin man des Nachts über

eine weite Wiese und eine Brücke — an einer Mühle vorbei . . .

Jetzt bellten die Hunde bei der Mühle. Sie heulten schon mehr . . . Man sagt, es stirbt jemand, wenn Hunde heulen; oder es passiert ein Unglück. Nun gut — es gab ja so viele Menschen, denen ein Unglück passieren, denen das Hundeheulen gelten konnte. Die anderen erschrakten dann eben bloß mit, wenn sie's hörten.

Nein, er mußte sich geirrt haben, es war kein Mensch mehr dort zu sehen auf der Brücke. Augentäuschung? Er hätte vielleicht die zwei Groggs nicht mehr trinken sollen nach dem Bier . . . Das heißt, wenn er ehrlich war, er hatte sie ja gerade getrunken, weil ihm nach den mancherlei Gesprächen über gespenstische, übersinnliche Dinge der Weg allein über die Wiese, die Brücke, an der Mühle vorbei nicht angenehm war. Man war schließlich ein Mann, aber — Nacht ist Nacht. Und die Nacht ist keines Menschen Freund, sagt Shakespeare.

Jetzt schlug auch noch die Uhr der katholischen Kirche zwölf. Blöd, so eine Turmuhr! Aufdringlich wie alles, was mit der Kirche und der Monarchie zusammenhängt. Schmalz empfand es mit Stolz in diesem Augenblick, daß er ein Freidenker war. Immerhin — es war nicht angenehm so zwölf dumpfe Schläge, wenn man gerade über eine Wiese um Mitternacht auf eine Brücke zugeht . . . Und dahinter lag die Mühle wie ein lauerndes Raubtier. Jetzt glockten zwei Augen — Fenster natürlich, in die der Mond — — Überhaupt dieser Mond — man entbehrt ihn ja ungern auf einsamen Wegen, denn sonst ist's ganz finster. Immerhin, solche neckischen Lichtspiele, die ihm beliebten, sind ärgerlich, wenn man . . . Er hätte doch noch einen Grogg trinken sollen!

Gott sei Dank, jetzt war die Uhr fertig mit ihrem albernen Gefschlage. Warum man nachts das Schlag-

werk nicht abstellt? Es zählt doch keiner nach — oder ja, jeder zählt nach; und dann ist's zwölf und dann grault er sich. Ach was, graulen! Wieso denn, warum denn? Und da war auch die Brücke . . .

War er so rasch gegangen, oder — Schmalz war jedenfalls heftig ins Transpirieren gekommen.

„Jesus, Maria und Joseph!“ Der Freidenker hatte das unwillkürlich gemurmelt. Alte Gewohnheit aus der Jugend — oder die Nähe des Bonifaziushauses legte ihm die heiligen Namen auf die Lippen. „Jesus, Maria und Joseph!“ Da stand ja plötzlich wer! Stand mitten auf der Brücke. Fünfzehn Schritte von ihm — jetzt zehn — Ein heller weiter Paletot, ein grünes Schützenhütchen, über das ein Gensbart ragte . . . Ein Monotel eingeklemmt ins linke Auge — ins linke!

Das war ja . . . Schmalz schlotterten die Knie, der Schweiß lief ihm wie Eiswasser über den Rücken.

Da war gar kein Irrtum möglich — das war der Prinz Benno, den er doch selbst mit begraben hatte . . . Du bist verrückt, Schmalz, wollte er zu sich selber sagen. Aber seine Lippen klebten zusammen, als hätte er den ganzen Mund voll Tischlerleim. Und der Geschmack im Gaumen war nicht anders. Er dachte zugleich: es ist irrsinnig, und: es muß sein. Mit zitternder Hand griff er nach dem Hut und wollte mit einer Verbeugung seitlich rasch an der Erscheinung vorüber — denn nur eine Erscheinung konnte das ja sein. Ein wesenloser Schatten, eine Gesichtstäuschung, ein Hirngespinnst.

In diesem Augenblick trat die Erscheinung ganz rasch einen Schritt nach der Seite, auf der ihr der höfliche Professor ausbiegen wollte. Mitten auf der kleinen Brücke, die einsam mondübergossen in Nacht und Wiese lag, standen sich die beiden gegenüber. Und das Wässerchen unten sprang maienfroh über die Steine und sang und gurgelte um die Brückenpfähle.

„Hohheit“ — stammelte Schmalz. Den Hut in der Hand, das Haar vom Nachtwind in die verschwitzte

Stirne gezaust, stand er, ein Bild des Jammers, vor der Erscheinung, die ihn mit funkelnden, aber fröhlichen Augen fixierte.

„Hoheit — haben noch einen Wunsch?“

„Ja.“ Scharf und kurz knallte das kurze Wort in die Nacht.

Und dann knallte noch etwas. Zwei kräftige Ohrfeigen, eine von rechts, die den Professor Schmalz nach links ans Geländer warf, und eine von links, die den Professor Schmalz wieder nach rechts ans andere Brückengeländer beförderte.

Dann lüftete die Erscheinung sehr höflich, wie nach einer guten und menschenfreundlichen Unternehmung, das grüne Schützenhütchen. Einen Augenblick noch funkelte sie den Professor aus fröhlichen Augen an, dann bewegte sie sich ganz langsam an Schmalz vorbei. Über die Wiese ging sie nach dem schlummernden Bade Salzschlirf zu.

Und wahrhaftig von keinem Gespenst in alten Chroniken oder in jüngeren Büchern des Okkultismus hat man je gelesen, daß es sich so ruhig und vornehm und sichtlich zufrieden kurz nach zwölf Uhr in einer mond hellen Maiennacht über eine junggrüne Wiese fortbewegt hat.

* * *

„Lauterbach!“

Wolf-Dietrich hatte sich die Fahrt länger gedacht. Und es wäre ihm nicht unlieb gewesen, wenn sie sich noch etwas gedehnt hätte. Die erste Unterredung mit dem Bruder, den er nun heute nach so langer ernster Zeit wieder sah, konnte, nein mußte schwerwiegende Dinge berühren. Und dann — obschon er nun zwei Wochen hier saß und wartete und sich über die ewige Verschieberei des „Familientags“ und das Verbot, nach Lauterbach zu kommen, weidlich ärgerte, da nun plötzlich gestern abend telephonierte wurde, stand er eben

doch überrascht wie vor etwas Unerwartetem. „Der Herr Graf werden von der Konditorei Post in Lauterbach verlangt,“ hatte die Meldung des Portiers gelautes. Dann hatte er die Stimme des Hans Post vernommen, kurz, militärisch, deutlich, als ob er vor ihm stünde, wie er ihn noch in Erinnerung hatte aus der Zeit, da der hübsche mittelgroße Bursch Leibjäger bei seinem Vater, dem Herzog Friedrich Albrecht, gewesen. Als ob er jetzt, den Federhut im Arm, die Hand, statt am Hörer, an der Hosennaht, meldete: „Der Herr, der bei mir wohnt, lassen bitten, morgen Vormittag ihn in Lauterbach besuchen zu wollen. Der Frühzug fährt dort um 9 Uhr 35 ab. Die Fahrzeit ist eine knappe Viertelstunde. Der Weg am Hotel Schük und am Rathaus vorbei ist nicht zu verfehlen.“ Man hörte dem Wortlaut an, daß der genau vorher festgestellt war. Keine Anrede. Nichts Überflüssiges. „Der Herr, der bei mir wohnt —“ die Vorsicht hieß Helene. Der Frühzug und der unfehlbare Weg — das war Herzog Johann. Korrekt, gewissenhaft, wie der Bruder liebte und lebte. Und als Wolf-Dietrich kurz antwortete: „Ich lasse grüßen, ich werde kommen,“ ein kurzes: „Danke gehorsamst. Ergebenster Diener“ — das war Hans Post. Und angehängt. In nuce eines Telephonats drei Menschen. Das heißt — eigentlich vier. Denn während des Telephonats hatte Wolf-Dietrich hinter Hans Posts dunkler Bassstimme oder durch sie hindurch ein feines weinendes Kinderstimmchen vernommen. Das mußte die kleine Antonie Viktoria gewesen sein. Allerdings sie war kürzlich vier Jahre alt geworden, und das Stimmchen klang noch so dünn. Also wohl die um ein Jahr jüngere Anna Irene? Die armen Kinder — aus dem schönen alten Schloß in Rayk mit seinen Sälen und Veranden in die engen Stuben einer kleinen Lauterbacher Konditorei. Freilich — Kinder! Vielleicht vermißt ihre zarte Jugend die Ahnenbilder an den Wänden und die

Perserteppiche unter den kleinen Füßen so wenig wie die weite Aussicht über den gepflegten Hofgarten nach den corinthischen Säulen des Marstalls oder wie die leise huschenden Lakaien in Fangschnüren mit den silbernen Platten auf weißen Handschuhen. Das alles ist ersetzt durch die tägliche Nähe von Streuselkuchen, Mohnköpfen, Rußtörtchen und bunten Zuckerstangen. Vielleicht auch durch Hühner, Tauben, einen Hofkötter. Rinder!

Aus dem Nebencoupé stieg ein Pärchen aus, dessen etwas forciert girrende Fröhlichkeit ihm schon mehrfach auf der kurzen Fahrt in seine ernstesten Gedanken hineingelacht hatte. Jetzt erkannte er Anne Knopf, die muntere Liebhaberin, die sich selig in den Konsul Liedtke einhakend beides betonen zu müssen glaubte, die Munterkeit und die Liebhaberin. Sie zeigte dem Stationsvorsteher die weiße Parade ihrer hübschen Zähne, nickte dem mürrischen Knipser gönnerhaft zu und verteilte auch sonst noch an eine Milchfrau, einen Landbriefträger und zwei krummbeinige kleine Buben, die leider Zwillinge zu sein schienen, allerlei Gnaden aus der Fülle ihres offenbar sehr jungen Glücks. Der Konsul aber, der in einem funkelnagelneuen, aber für die Morgenkühle des Mai doch wohl zu leichten silbergrauen Sommeranzug den festlichen Tag beging, griff, als er Wolf-Dietrich gewahrte, unwillkürlich an den Hut. Verlegen zerrte er mit den Zähnen die Lippe. Wenn der nicht gewesen wäre — dieser unerwünschte Prinz — wäre er jetzt vielleicht statt mit der ewig lachenden Anne Knopf — nein wirklich, das fiel einem auf die Nerven, dieses ewige Lachen ohne Grund — wäre er jetzt vielleicht mit Candida . . . Das war so seine Ansicht. Und er quetschte Annes Arm, daß sie mitten heraus aus ihrer grundlosen Vergnügtheit leise aufquietschte.

Wolf-Dietrich dankte flüchtig für den Verlegenheitsgruß und beeilte sich mit großen Schritten von der grünen Liebe loszukommen und auf der nach Hans

Yosts sehr wahren Wort nicht zu verfehlenden Chaussee seinem Ziele zuzustreben.

Die Chaussee hatte sich Wolf-Dietrich nun wieder kürzer vorgestellt und auch weniger staubig. Als er aber mit dem Blick auf liebliche Höhen zur Seite in das Städtchen eintrat, heimelte ihn die Behaglichkeit der unebenen Sträßchen, der alten Häuser und winkligen Höfe wohlthuend an. Er ging unwillkürlich langsamer und genoß die nicht aufregenden Auslagen hinter bescheidenen Erkern. Bunte Töpfe spielten eine besondere Rolle. Schlanke und dickbäuchige, farbig betupfte und streng gemusterte Geschirre grüßten auf Brettern gereiht. Etwas Liebes, Verschlafenes, Verträumtes hatten die alten Häuser. Geschnitzte Haustüren mit seltsamen Klinken erzählten von vergangenen Geschlechtern, die hier ein- und ausgegangen über die abgewetzten Treppensteine. Manchmal läutete irgendwoher eine heisere Türschelle, und ein Hund antwortete mit Gebell. Hinter „Spionen“ erschienen flüchtig neugierige, gescheitete Köpfe. Tief hingen Schindeldächer, als ob sie Sehnsucht nach dem holprigen Pflaster da unten hätten. Würdig inmitten alter Patrizierhäuser thronte das Rathaus. Dicht dabei die evangelische Kirche, in der — gestern abend hatte ihm das noch beim Souper Onkel Christoph in aller Umständlichkeit des begeisterten Genealogen auseinandergesetzt — mehrere Mitglieder der freiherrlich Riedeselschen Familie beigesezt waren. Und fast hatte es ihm geschienen, als ob Prinz Christoph sich über des Herzogs Verbot, nach Lauterbach zu kommen, mehr geärgert habe, weil er seine heraldischen Studien über die toten Freiherrn von Riedesel in der Kirche nicht machen konnte, als weil er dadurch verhindert wurde, den lebenden Herzog nebst Gattin und Kindern zu begrüßen . . .

Wolf-Dietrich konnte sich's nicht versagen, vom nicht zu verfehlenden Weg am Hotel Schüz und am Rathaus

vorbei etwas seitlich abzubiegen. Dort lugte ein trozig Stück alter Stadtmauer vor und ein massiger Turm wahrte grau und wuchtig die Erinnerung an vergangene Ritterherrlichkeit. Um den erhöhten steinernen Wächter aber, gelagert an absteigenden Sträßchen und am Graben, wie eine biedere wohlgezogene Herde, die alten Häuschen mit den Blumentöpfen vor den kleinen Fenstern, mit den schmalen geschnitzten Türchen und dem gestapelten Holz davor. Weiße Enten, die im Graben ihr Morgenbad genommen, pukten sich. Ein paar Kinder peitschten mit fast wissenschaftlichem Ernst ihren bunten Kreisel. Alte Weibchen trippelten bedächtig mit schweren Körben. Irgendwoher aus einem offenen Fenster klang, dünn und vergnügt, eine Flöte. Morgenfriede, Frühlingsfriede einer kleinen deutschen Stadt. Spikweg, der gemüthvolle Maler der guten alten Zeit, konnte jeden Augenblick kommen, seine Staffelei aufstellen und war zu Hause. War hier auch Revolution gewesen? Wußte man hier auch was von roten Fahnen, geballten Fäusten, umgeworfenen Wagen, finsternen Drohungen und heiserem Geschrei . . . ?

Jetzt stand er vor dem Kriegerdenkmal, das die Anno siebzig Gefallenen ehrte. Der übliche Löwe — aber wie würdig und feierlich saß die weiße Steinbestie auf diesem gepflegten stillen Plätzchen! Wie ein freundlicher altertümlicher Räfing umgaben die harmlosen Häuser der Runde das Symbol deutschen Heldentums. Hinter ihm das alte Schloßtor mit dem rostigen Eisengitter und den schiefen Urnen auf den Steinpfeilern. In der Buchhandlung dicht dabei lagen bunte Jugendbücher aus, fromme Schriftchen und ein paar biedere Romane Unbekannter. Nur das gestapelte feldgraue Briespapier — übrig geblieben aus den Etappenbuchhandlungen — erinnerte den aufmerksamen Beschauer vielleicht schmerzlich daran, daß einmal Krieg gewesen. Krieg, der auch hier empfunden und beklagt

wurde. Krieg auch noch nach jenen Schlachten, die der aufrecht sitzende Löwe dort feierte. Wenn er Leben hätte, der Lauterbacher Löwe, dachte Wolf-Dietrich verweilend, wenn er eine Seele hätte und einen verwundbaren Leib, müßte er nicht liegen jetzt, niedergebroschen, wie der wundervolle Bruder, den Thorwaldsen draußen vor dem Wäggistor von Luzern aus der Masse des grauen Felsen gehauen? Tödlich getroffen, schützt der Luzerner Löwe mit der rechten Pranke das Wappenschild der Bourbonen — stolzes Symbol für die Treue der Schweizer Gardisten, die beim Sturm des aufgepeitschten Pöbels auf die Tuilerien, ihren Eid erfüllend, den fremden König verteidigend, gestorben waren. Ihre blutenden Herzen wurden, auf Picken gespießt, von jubelnden Viertierten herumgetragen. Die schmutzigsten Kinder des entmenschten Paris spielten mit ihren blassen stummen Köpfen. Während drinnen im Schloß der Bourbonen schon sinnlose Weiber aus silbernen Nachtgeschirren den geraubten Burgunderwein tranken... „*Helvetiorum fidei ac virtuti*“ steht kurz und schlicht über dem in Treue sterbenden Löwen von Luzern, dessen herrliches Bild das Wasser, das stetig sickernd aus der dunkeln Tiefe des Felsens tropft, langsam vernichten wird. *Fides ac virtus* — wo sind sie jetzt?! Vielleicht geflüchtet in die lieben Häuser, deren blumengeschmückte kleine Fenster nie auf Bürgerkrieg und Krawall geschaut? Auf stille Marktplätze, auf denen noch der Löwe von Siebzig aufrecht sitzt und der Undankbarkeit trotzt, die jetzt überall aufräumen möchte mit großen Erinnerungen und mit dem Gedächtnis der Starken und Edeln, denen wir sie danken?

Ohne daß er's gemerkt hatte, umstanden ein paar Kinder den sinnenden Wolf-Dietrich im Halbkreis und stierten aus großen blauen Augen voll Neugier zu ihm hinauf. Nein, so was! Da war einer, der hatte den Löwen, ihren alten Spielkameraden, noch nicht gesehen!

Und sie stießen sich an und kicherten. Einer aber, ein strohblonder Knirps, der ein großes mit Zwetschenmarmelade dünn gestrichenes Brot wie eine unbezahlbare Köstlichkeit vor sich hertrug, faßte die Fröhlichkeit der kleinen Versammlung in die Worte an des Fremden Adresse: „Sie, Herr, passen Sie auf — er beißt!“

Wolf-Dietrich mußte lachen. Die puzigen Kerlchen aber, die eine andere, minder erfreuliche Wirkung dieser Anrede befürchten mochten, nahmen hurtig nach allen Seiten Reißaus. Dem strohblonden Frechdachs entglitt das Marmeladebrot. Das weckte wieder den schadenfrohen Jubel der anderen. Er aber heulte kläglich in der Entfernung.

„Verzeihung — wo ist hier die Konditorei von Hans Post?“ Wolf-Dietrich sprach eine ältere, behäbige Frau an, die, eine Handtasche von beträchtlichen Dimensionen vor dem rundlichen Leib tragend, wie eine reichbeladene Fregatte über den Platz kam.

„Ei, komme Sie nur, da hawwe wir ein Weg.“ Und sie zog ohne viel Umstände Wolf-Dietrich vertraulich am Ärmel mit. Aber schon nach drei Schritten blieb sie stehen: „Ach — Sie sind wohl — ich bin nämlich die Frau Schwalbe, ja — Sie sind wohl der Doktor aus Fulda? No, geeilt hawwe Sie sich nit grad. Ihne brauche wir jetzt nit mehr! Is Ihnen denn nit telephoniert wor'n?“

„Nein, ich komme nicht aus Fulda. Bin auch kein Doktor. Aber, liebe Frau — ist denn jemand krank bei Ihnen?“

„Ach, wo wird er denn — alles ist gut gegaenge und alles is g'sund — natierlich. Ich bin doch die Frau Schwalbe, und ich war ja dabei!“ Sie zwinkerte Wolf-Dietrich listig zu, als wollte sie seine letzten Zweifel durch diese nicht neue Mitteilung, daß sie die Frau Schwalbe sei, gründlichst beheben. „Aber die kleine blonde Frau — die hat's ja so ang'stellt, als ob sie's

selber wär'... Ja, so eine feine Stadtdam', nit wahr? Und hat doch selber schon Stücker zwei...“

Wolf-Dietrich verstand kein Wort. Aber das verstand er, daß sie bereits an Ort und Stelle waren.

Ein paar steinerne Stufen ging's hinauf. Wolf-Dietrich konnte gerade nur sehen, daß es ein altes Haus war, vor kurzem offenbar ganz neu hergerichtet und bemalt, aber mit peinlicher Belassung und Betonung aller hübschen Altertümlichkeiten in Schnitzwerk und Gebälk. In den Fenstern standen allerlei Ruchen auf sauberen weißen Platten, und über der Tür waren in immerhin lesbarer Schnörkelschrift die Worte angebracht: „Konditorei von Hans Jost“.

Man mußte ihn erwartet, von drinnen gesehen haben. Denn ehe noch Frau Schwalbe, die allerdings im Treppensteigen keine Meisterin war, den blitzblanken schweren Messingdrücker bewegt hatte, wurde bereits geöffnet.

Herzog Johann stand vor dem Bruder.

Der erste Gedanke Wolf-Dietrichs war: er ist älter geworden, der gute Johann. Der zweite: er ist hübsch und stattlich geblieben. Der dritte: wenn ich jetzt wüßte, ob das in sein herzogliches Programm paßt, möcht' ich ihn umarmen. Der vierte: was hat er für einen gräßlichen, spießigen Anzug an!

Aber diese Gedanken, die schon nicht sonderlich geordnet daher kamen, wurden bald verdrängt von einem Wirbel anderer Eindrücke und Wahrnehmungen, die Wolf-Dietrich von einem Erstaunen ins andere warfen, ohne ihm Zeit zu lassen, dies zu äußern.

Von dem engen Flur führte eine Tür in den Laden. Eine Tür, die, sich öffnend, eine unausstehliche Klingel in Bewegung setzte, die erst eine Weile nach dem Schließen wieder Ruhe gab. Und da die Kunden und Besucher alle durch diese enge Tür mußten, also auch Wolf-Dietrich, der Herzog und Frau Schwalbe, die sich zu jeglicher Verrichtung Zeit nahm, so tat die Schelle

ihr möglichstes. Das war gut; denn sonst hätte Wolf-Dietrich am Ende, bei aller Wohlerzogenheit der fürstlichen Kinderstube, einen Ausruf der tiefsten Verblüffung nicht unterdrücken können, der vielleicht die beiden neuen Liebesleutchen, Anne Knopf und den Konsul Liedtke, die sich hier mit scherzbereiter Genießerfreude gezuckerte Törtchen aussuchten, empfindlich gestört hätte.

Er war wahrhaftig nicht darauf vorbereitet gewesen, Ihre Hoheit, die Schwägerin-Herzogin, so — wieder zu sehen! All in ihrer Blondheit, freilich mit einer neuen Frisur, ein wenig unsicher in Wort und Blick, ordnete sie hinterm Ladentisch mit den grübchenreichen Händen die Brezelnchen, Mandelhäufchen und Vanillestangen, als ob das hier ihre tägliche und pflichtmäßige Beschäftigung sei.

Ehe sich aber Wolf-Dietrich von seinem jähen Erstaunen erholen konnte, ergriff der Herzog seinen Arm, sagte bloß ein dringliches „Bitte!“ und führte ihn von dem Verkaufsraum in das kleine behagliche Café, das mit moosgrünen Stühlen und allerlei artigen Bildern an den Wänden freundlich ausgestattet und bereits voller Fliegen war. Von neben oder oben schrie das dünne Kinderstimmchen, das Wolf-Dietrich schon gestern durchs Telephon genossen, als der biedere Hans Post seine gemessene Bestellung machte.

„Ist das Anna-Irene . . .?“

„Aber nein — Anna-Irene ist mit Antonie Viktoria und dem Fräulein Schmidt — das heißt, hier gilt sie als Helenens Rusine — zu den Töpfern gegangen. Das amüsiert die Kinder. Was du da schreien hörst — wir haben nämlich vorgestern endlich das Baby hier bekommen, einen strammen Jungen . . .“

„Neun Pfund schwer,“ nickte Frau Schwalbe, die stolz ihre Haubenbänder löste. „So schreit's auch.“

„Ihr habt — —?“

Weiter kam Wolf-Dietrich nicht. Denn der Herzog riß ihn von dem Stuhl, auf den er sich gerade setzen

wollte, wieder in die Höhe und mit demselben kurzen energischen „Bitte!“, das er vorhin schon gehört, und einer erklärenden Kopfbewegung nach dem Konsul, der eben mit Anne Knopf, zwei übervolle Ruchenteller wie ein Taschenspieler balancierend, eintrat, zog er den Bruder durch eine Türe auf den engen Gang, der nach dem kleinen Hofe führte. Hier gackerten Hühner, gurrten blaugrüne Tauben; und ein aufgeregter Gänserich war sehr gegen ihr Eindringen. Eine umfangreiche Magd stellte für einen Augenblick den Besen hin, mit dem sie den Schmutz ziemlich planlos von einer Ecke des Höfchens nach einer anderen lehrte, und sah die beiden mit offenem Munde an.

„Wir sind im Raum hier etwas beschränkt,“ erklärte der Herzog. „Unsere Zimmerchen sind noch nicht zurecht gemacht. Helene hat anderes zu tun. Fräulein Schmidt ist in Sprachen sehr tüchtig, aber im Haushalt — sie ist sehr ungeschickt und kurzsichtig. So ist alles ein bißchen — na, ja . . . Und nun heute gar, nachdem gestern endlich . . . die Frau Schwalbe hatte sich verrechnet . . . Der Arzt aus Fulda kam nicht . . .“

„Ja, das hörte ich schon.“

„So. Ja, und nun — die Wöchnerin muß Ruhe haben. Helene eigentlich auch, denn sie hat Frau Schwalbe geholfen, obschon ihr recht elend dabei wurde . . . Ich mußte ab und zu mit etwas Sherry . . . Dann hatte ich wieder die Kinder, die sich ängstigten . . . Frau Vost hat vielleicht etwas unnötig viel geschrien — immerhin neun Pfund. Und Fräulein Schmidt, eine seelengute Person — sie fährt ein bißchen häufig nach Fulda in den Dom, aber sonst . . . Und dann, es ist ja etwas Schönes um mädchenhafte Unschuld, nicht wahr, aber — sie scheint mit ihren neunundzwanzig Jahren tatsächlich noch an den Storch zu glauben. Denn gestern — obschon das Aussehen unserer guten Wirtin — doch wochenlang auf das Ereignis vorbereitete, so daß es sogar den Kindern auffiel — ja, denk' dir, auf Fräu-

lein Schmidt wirkte die Sache gestern mit einer solch verblüffenden Neuheit — wie ein Naturereignis oder der Ausbruch des Vesuvus auf die Sklaven des jüngeren Plinius. Ich mußte ihr auch mit Sherry — sie trank sogar den meisten. Und dann sprach sie von der Erbsünde — und . . . ja, ich glaube, sie ist deshalb so früh nach Fulda in den Dom gefahren heute morgen. Sie macht dann immer das ganze Haus wach — denn sie ist etwas ungeschickt und kurzsichtig — aber man muß froh sein — nicht wahr . . . Ja, und Hans Vost, der Bombenkerl, der in Flandern gefochten und am Tsonzo — und monatelang vor dem zerschossenen Montfaucon in Erdlöchern lag — der hat fast weinend bei Fräulein Schmidt gefessen und immer wiederholt: „Lieber ins Trommelfeuer — als noch einmal . . .“ Es waren üble Stunden. Unser eins ist das nicht gewöhnt, nicht wahr . . . So eine Entbindung im Rayher Schloß vollzog sich in einfacheren Formen — geräuschloser. Erst wenn die Glocken läuteten und das Kindchen schrie, erfuhr man eigentlich . . . Und das alles, während die gute Helene doch . . . nun ja, sie hat noch fünf Monate vor sich, da vergißt sich so was. Das hat die Mutter Natur herrlich eingerichtet! Es ist erstaunlich, wie rasch Frauen gerade diese Dinge vergessen, denn sonst . . . vielleicht wären die Nachgeborenen unter uns alle nicht da, wenn unsere guten Mütter . . .“

Diese und andere Erläuterungen zu der augenblicklichen Situation im gastlichen Hause Vost gab der Herzog dem seit Monaten entbehrten Bruder, während er ihn in kurzen energischen Schritten im Hofe, der keinerlei reizvolle Aussicht bot, um den kleinen Misthaufen herumführte, auf dem ein paar Hennen, vom Hahn in Würde überwacht, so emsig kratzten, daß allerlei Unerwünschtes den im engen Kreise Wandelnden an die Beine spritzte.

Unwillkürlich kam Wolf-Dietrich die letzte Begegnung mit dem Bruder in Erinnerung. Es war ein September-

tag des Jahres Achtzehn. Der Herzog war, feldgrau und im ungewohnten Vollbart, aus dem Felde gekommen für eine Woche, um den Geburtstag der Gattin — den sie mit dem Philosophen Spinoza teilte, ohne ihm dadurch näher zu kommen — überraschend mitzufeiern. Der versuchte englische Vorstoß südlich Cambrai, wo auch des Herzogs Scibbataillon die paar letzten braven Leute verloren hatte, die noch Anno vierzehn mit ausgezogen waren, konnte als gescheitert gelten. Aber man ahnte und wußte schon, es geht nicht mehr gut. Ein englischer Großangriff in Palästina zwischen dem Meer und dem Jordan war noch einmal mit letzter Kraft aufgefangen. In Mazedonien stand es oberfaul. Meß war durch ein weittragendes Geschütz beschossen worden. Um die liebliche Nymphengruppe des Parks, ein graziöses Brunkstück des Rokoko, zwischen den noch reich blühenden Rosenbeeten umhergehend, hatten sie, zum letztenmal ausführlich und zum erstenmal ehrlich, die schlimmsten letzten Möglichkeiten dieses blutigen Völkerringens besprochen. Aber der Herzog trug noch das Band des Kranichordens, das Eiserne Kreuz Erster und die goldglitzernde Ordensschnalle, denn nachher war Gratulationscour; und einen wundervollen Strauß frischer La France-Rosen hatte er in der Hand.

Weit — weit!

„Wie wär's, wenn wir anstatt . . . ich meine, wenn wir lieber draußen um den steinernen Löwen herumgingen? Die vielen Hühner hier — mir kommt vor, wir stören sie — und das Mädchen mit dem Besen wird auch zerstreut.“

Wolf-Dietrichs verständiger Vorschlag wurde angenommen. Sie mußten wieder durch das Café, in dem jetzt der gutgelaunte Konsul und Anne Knopf, zärtlich aneinander geschmiegt, goldgelbe Biskuits in den dunklen Malaga tunkten, und einige vergnügte Herren und Damen, die Wolf-Dietrich schon in Salzschlirf gesehen hatte, geräuschvoll Obsttuchen consu-

mierten. Dann durch den Laden, in dem gerade Helene einer der drei Gesellschafterinnen der Frau Kronheim — die anderen warteten draußen mit der schwer zu unterhaltenden Herrin im Landauer des Badehofs — einen schmierigen Fünzigmarkschein wechselte. Diesmal gelang es Wolf-Dietrich wenigstens, der Schwägerin einen grüßenden Blick und ein Kopfnicken zu spenden. Sie erwiderte beides errötend; aber etwas wie Stolz lag auf ihrem hübschen Gesichtchen, das ihn über zwei gezuckerte Napfkuchen anstrahlte. Ein Stolz, den Wolf-Dietrich nie beobachtet hatte, wenn sie zu großen Festen das blinkende Diadem der Herzoginnen mit den herrlichen Smaragden um den Kranich in Brillanten auf den hochfrisierten blonden Haaren trug.

Jetzt gingen die Brüder langsam um den Löwen von Siebzig. Immer im Kreise. Wolf-Dietrich betrachtete liebevoll prüfend, forschend den Bruder, während der sprach und berichtete. Eine Krone hatte er verloren, Schlösser und Land, Rang, Titel und Revenuen — und doch schien es, als ob er, seit Wochen und Monaten eingeeengt in den Schutz und Frieden des kleinen kuckenduftigen Bürgerhäuschens dort, die Schicksale dieses neuen Kreises wichtiger nehme als alles Hingegebene. Oder war es nur die Befangenheit, die den Bruder auch früher bei Audienzen und Empfängen unbeholfener, geistig unbedeutender hatte erscheinen lassen, als er in Wahrheit war — wenn er jetzt so umständlich die ruhige Umsicht Frau Schwalbes pries, die ihm lieber sei als der Hofarzt und Geheimrat in Rayß; wenn er Hans Josts Barentreue in hohen Tönen rühmte und mit Genugthuung erwähnte, daß Frau Hedwig Jost gottlob genug Milch habe, das Kindchen selbst zu nähren? Dann kam er auf Helene zu sprechen. Seine Stimme wurde wärmer, und er war des Lobes voll über die tapfere Art, mit der sie erklärt hatte, das Geschäft, dem Frau Jost bis gestern früh allein vorstand, dürfe keine Stunde geschlossen

werden. Sie werde einfach selbst so lange hinter dem Ladentisch stehen, bis die Rufine aus Jugenheim, der man telephonierte hatte, zur Aushilfe eingetroffen.

Wolf-Dietrich gedachte jenes großen Wohltätigkeitsfestes fürs Rote Kreuz, auf dem Candida seinen Prolog gesprochen. Da hatte die Herzogin unter einem venezianischen Brotatbaldachin für die Spitzen der Residenz eigenhändig den Tee geschenkt, und von den beglückten Gästen legte keiner weniger als einen Hundertmarkschein unter das dünne durchsichtige Porzellan.

Plötzlich wechselte der Herzog das Thema. Er sprach vom „Familientag“. Rechtfertigte nicht ohne Leidenschaft, daß er ihn — wie er zugeben müsse, auf Helenens Bitte — immer verschoben habe. Sie habe unruhige Nächte, warnende Träume gehabt . . . und bei ihrem Zustand . . . Er schien ungehalten über das Verhalten der einzelnen Familienglieder. Von dem langen Briefe der Prinzessin Aloisia Manuela wolle er nicht sprechen. Die gute Tante Burgund müsse nun einmal immerzu Briefe schreiben, besonders an Regentagen, und das schwellende Bewußtsein, mit der braven Liselott von der Pfalz verglichen worden zu sein, diktiere ihr gewisse für den Empfänger unerfreuliche Derbheiten des Ausdrucks, die man ihr eben zugute halten müsse. Wenn nun aber Reginbold sich herausnehme, ihm Vorhaltungen zu machen und dabei gar auf seine — Reginbolds — „Kriegsverdienste“ anspiele, die in der Verwundung durch die Splitter eines Rognatgläschens gipfelten, so wirke das einfach pußig. Und wenn Konstantin gar ärgerlich und fast respektlos mit der Abreise aus Salzschlirf drohe — ein Gedanke, der allerdings mehr in einem gewissen Mangel an Flirtmöglichkeiten, als in ernster Auflehnung zu wurzeln scheine —, so müsse er derartige Einmischungen als Familienoberhaupt ein für allemal ablehnen.

Es war, als ob der Anblick des aufrecht sitzenden Steinlöwen, um den sie spazierten, das Selbstbewußt-

jein des Herzogs wieder hebe, das vorhin, als sie auf unebenen glitschigen Steinen den Haufen mit den fragenden Hennen umwandelten, unbeträchtlich war. Er ging aufrecht und mit schnelleren Schritten. In sein blaues Auge kam etwas von jenem energischen Glanz, der von den Pupillen des großen Ahnherrn gerühmt wurde und deshalb traditionell in allen Familienbildern aufleuchtete. Selbst in dem einzigen Porträt des Vatersbruders funkelte er auf, des kleinen Prinzen Chlodwig, der an den Masern gestorben war, nachdem er seine kurzen sechs Lebensjahre hindurch geistig wenig versprochen hatte.

Zu der alten brüderlichen Liebe, die stark und treu aus viel schönen gemeinsamen Jugenderinnerungen blühte, kam, als sie den Löwen umschritten, etwas wie Mitleid in Wolf-Dietrichs Herzen hinzu. Aus der Zuflucht einer engen Küchenbäckerei, aus Lärm, Unordnung und Duft einer kleinbürgerlichen Wochenstube auf das menschenleere Marktplätzchen einer stillen Stadt gerettet, machte der vertriebene Herzog den Versuch, vor sich und dem Bruder wieder in Würde und Ansehen des Regierenden, des Familienoberhauptes nach Rang und Hausgesetz sich aufzureden. Nie in all diesen verwirrten Monaten auf Flucht und Reise hatte Wolf-Dietrich deutlicher gefühlt, was für immer verloren war für den entthronten Bruder, für ihn selbst und für das ganze Geschlecht. Nie in all den letzten Jahren, die krampfhaft den Glanz der Traditionen auf das Haupt der Fürsten sammelten, um die Macht und Bedeutung der Landesherrn nicht verloren gehen zu lassen in dem furchtbaren Wirrwarr des großen Sterbens, hatte er dem Bruder so nahe gestanden wie eben jetzt, hatte ihn so menschlich lieb gehabt. Und er, der noch eben, gewohnheitsmäßig die Distanz während, bis es dem Herzog gefallen möchte, sie zu durchbrechen, in einem gewissen Abstand neben Johann als aufmerksamer Hörer hergegangen war, legte jetzt plötzlich

seinen Arm fest und herzlich in den des Bruders und sagte: „Johann, lieber Johann, wenn unser guter Vater das sehen könnte, wie wir Zwei hier um den Lauterbacher Löwen gehen!“

Und als ob etwas in dem Herzog nur darauf gewartet hätte, gewedt, aufgerüttelt, erlöst zu werden, blickte dieser, plötzlich stehen bleibend, den Bruder voll an. Der hoheitsvolle Glanz, den die Hofmaler in aller Rang-Dreybrücker blaue Augen legten, seit des Abnherrn Johann des Aufrechten berühmter Herrscherblick die Guten begnadet, die Bösen in den Winkel geschreckt hatte, war unter den leicht ergrauten Brauen nicht mehr zu finden. Aber ein warmes, dankbares Gefühl brach aus diesen gutmütigen, ein wenig feucht gewordenen Augen, als Johann V. jetzt dem Bruder den Arm um die Schulter legte: „Wolf-Dietrich, ich hab' oft Sehnsucht nach dir gehabt!“

Und von diesem Augenblick an sprachen die Brüder zusammen schlicht und einfach. Sprachen, wie tausend unbetitelte, bedrückte Leute, die Blut, Erinnerung und Freundschaft einander nahegerückt, wohl das Leid, die Enttäuschung, den Schrecken und das bißchen Hoffnung dieser grauen, bösen Tage besprochen haben. Sie erzählten sich scheußliche und komische Episoden, die sie im Umsturz und auf der Flucht erlebt. Breiteten Niedrigkeiten und Großes voreinander aus. Sprachen von den Verwandten, und wie sie sich in die neuen Verhältnisse geschickt; wie sie sich scheinbar verändert und doch im Bürgergewande dieselben geblieben waren. Sprachen von den schwierigen Auseinandersetzungen, die daheim mit den Volksbeauftragten geführt wurden, und von den kargen Aussichten, die sich eröffneten. Von dem wenigen Familiengut, das bestimmt gerettet, und von den vielen Schätzen, Raritäten und Erinnerungen, die heute schon verloren, gestohlen, zertrümmert, in alle Winde verstreut waren. Und immer gingen sie langsam im Kreis um den aufrecht sitzenden steinernen Löwen.

Dann plötzlich stand, wie aus der Erde gewachsen, Hans Vost vor ihnen, stramm und militärisch, die weiße Jacke des Zuckerbäckers leuchtend über den feldgrauen Hosen, und meldete: „... gehorsamst angerichtet!“

Johann klopfte ihm auf die Schulter und verwies ihm lachend das Militärische. Wolf-Dietrich aber gratulierte dem strahlenden Vater und hatte die Freude, noch einmal Genauestes über Geschlecht und Gewicht und Appetit und Stimmkräfte des neuen Weltbürgers zu hören; und auch daß Frau Schwalbe in vierundzwanzigjähriger Praxis als Wehmutter noch nie „so ein schönes Kind“ gesehen habe; und daß die Mutter selbst nähere. Wozu Hans Vost abschließend die ökonomische Bemerkung machte: „Das ist gut, da haben wir die Kuhmilch für Schlagfahne.“ So verband sich in ihm menschlich schön und erfreulich der Stolz des beglückten jungen Vaters mit dem treu sorgenden guten Geschäftsmann.

Dann saß man in der niedrigen Wohnstube, von Etageren und zum Umfallen prädestinierten schrecklichen Nippsachen umgeben, von Sprüchen an den Wänden gesegnet und von einem Summibaum mit drei gelblich glänzenden Blättern an noch wärmere Gegenden erinnert, um den kleinen, sehr sauber gedeckten Tisch. Helene, die jetzt von Frau Schwalbe unten im Laden ersetzt wurde, hatte den Schwager mit großer Herzlichkeit begrüßt. Als liebes, sorgliches Hausmütterchen fühlte sie sich hier am Tisch. Sie teilte die Suppe aus, schnitt das Fleisch, legte vor, band den Kindern die Servietten um und bediente sogar das etwas steif auf Draht gezogene Fräulein Schmidt, ein rotblondes Mädchen, das, spitz und dürr, wie der illustre Gast dieser Tischgesellschaft, zuweilen die Gnade eines verlorenen Lächelns spendend, zwischen den hübschen kleinen Mädels Antonie Viktoria und Anna Irene saß. Diese aber, frisch, rotbackig und mit den schönen goldenen Haaren der Mutter, schienen

höchst zufrieden mit ihrem Landaufenthalt. Sie sahen den Onkel halb neugierig, halb zutraulich mit großen Augen an und wetteiferten in einer für ihr zartes Alter erstaunlichen Wohlerzogenheit, solange irgendeines Erwachsenen Auge auf ihnen ruhte; wogegen sie einander, wenn sie unbeobachtet waren, vergnügt in die Beine kniffen.

Die Türe nach der Wochenstube war ein wenig geöffnet, damit man etwaige wichtige Wünsche der Frau Hedwig Vost allsogleich vernehmen könne. Die Herzogin Helene verschwand auch zweimal, immer freundlich und hilfsbereit, im Nebenraum. Das eine Mal erschien sie wieder, um die Belehrung reicher, daß das sechsundzwanzig Stunden alte Baby eben „zum ersten Male gelacht“ habe; das zweitemal aber hatte sie sich den Wunsch notiert, daß Frau Vost eine neue Zahnbürste brauche.

Hans Vost aber, der sich ein etwas eng gewordenes blaues Jackett angezogen hatte und das Eisernes Kreuz und den Eisernen Halbmond und die Kayser Tapferkeitsmedaille am Kranichband auf der Brust trug, saß, ein wenig geniert, aber noch mehr beglückt, als Hausherr neben der Herzogin. Ohne ein Wort zu reden, zog er Vergleiche zwischen heute und damals, da er, den Federhut unterm Arm, als Leibjäger des verewigten Fürsten, bei der feierlichen Einholung der schönen Gräfin Winterrieden nach Kayk, ein Jahr vor Kriegsbeginn, der jungen Braut in die à la Daumont bespannte Galatalesche geholfen hatte.

Als Wolf-Dietrich aber, sein Glas hebend, dem braven Manne lächelnd zutrank, sprang der Geehrte so plötzlich und so heftig von dem für so viele Tischgäste nicht berechneten Tischchen auf und nahm, das rasch erraffte leere Glas vor dem Leib, so stramm dienstliche Haltung an, daß Fräulein Schmidt die Schüssel mit Kartoffelsalat in ihren Schoß fallen ließ. Unter dem lichernden Beifall ihrer kleinen Zöglinge äußerte sie den ersten

zusammenhängenden Satz in ihrem geliebten Englisch „Oh the lovely potato salad . . .! And I have taken only once of it!“

Das Gespräch bei Tisch bewegte sich mit Rücksicht auf die nicht gewöhnliche Zusammensetzung dieser Tafelrunde in einfachen, nicht aufregenden Geleisen. Man sprach von den schönen Spaziergängen, die man hier um Lauterbach machen könnte, aber — was verschwiegen wurde — in der Besorgnis, unliebsame Begegnungen zu haben, nicht machte. Erörterte einiges Historische, das unsicher war, und die Wetteraussichten, die nicht sicherer schienen. Rühmte die Töpfereien Lauterbachs, die sich leider jetzt, wie Host etwas unbesonnen, aber wahrheitsgemäß konstatierte, auf Kochtöpfe und Nachtgeschirre beschränkten. Lobte die einfache aber nahrhafte Mahlzeit, für die der Herzog einen sehr mäßigen Pensionspreis zahlte, den Hans Host erst auch durchaus nicht hatte annehmen wollen mit der seltsamen Begründung, daß er ja fünfzehn Jahre das Brot der Herzöge in Rayß gegessen habe. Und nicht nur das Brot, wie er lachend verriet; die Hostköche hatten es gut verstanden, auch für die Dienerschaft eine recht erfreuliche Küche zu führen. So kam man auf harmlose kleine Hofgeschichten, auf Dinge und Personen, die der Erinnerung wert schienen, und schließlich auch auf anhängliche Diener. Aber da wurde der Gesprächsstoff rasch etwas mager und drohte in peinlichen Erfahrungen jedes Einzelnen zu verfließen.

Da stand der Herzog auf. „Mahlzeit!“

Die Kinder knixten und küßten Eltern und Onkel. Fräulein Schmidt machte drei heftige Hofknixe, als ob ihr einer von hinten tüdtsch in die Kniekehlen getreten hätte. Hans Host bot, wieder ganz Leibjäger und dies mit sichtlicher Freude, Zigarren und Feuer an. Aber die Herzogin wehrte: „Draußen, bitte! Die Wöchnerin . . .“

Als Fräulein Schmidt schon wieder dieses unpassende Wort vernahm, verließ sie geknickt mit den kleinen Prinzessinnen das Zimmer.

Auch Post zog sich diskret, an der Thür noch einmal mit zusammengeschlagenen Haden grüßend, zurück. Die Drei waren allein.

Während Helene leise und sorgsam das einfache Geschirr abräumte, Brot und Obst wieder an seinen Platz auf der kleinen Anrichte trug und mit einem Tischbesenchen, in dessen Rücken ein frommer Spruch gebrannt war, das Tischtuch säuberte, rückten die Brüder zusammen und besprachen bei einem Glas Frankenwein noch mancherlei, was ihnen auf dem Herzen lag.

Nebenan ging friedlich der Atem der jungen Mutter. Sie schlief, das Kind im Arm, das Hans Post ähnlich sah, und träumte davon, daß es auch so ein anständiger Mensch und guter Kerl werden sollte wie der Vater.

... Als Wolf-Dietrich eine Stunde später im Zuge nach Salzschlirf saß, wollte ihn der ganze Lauterbacher Aufenthalt wie ein wunderlicher Traum bedünken. Tragik und Fastnacht, Rührendes und Nürrisches schien sich darin zu mischen. Die Herzogin verkaufte Kuchen an kleine, leichtsinnige Schauspielerinnen. Der Leibjäger des hochseligen Herzogs bewirtete dessen Sohn, der vor einem halben Jahre als General im Hauptquartier preußische Posten vor seiner Villa hatte. Die Urenkelinnen Johannis des Aufrechten machten ihre Mahlzeitknixe neben dem verhängten Zimmer, in dem eine kleine Konditorsfrau ihrem gestern geborenen Sprößling die Brust gab. Und er, dem ein Fräulein Schmidt kalten Kartoffelsalat auf die Hosen gegossen hatte, fuhr heim mit dem Auftrag, für Frau Post eine besonders starke Zahnbürste zu besorgen und als „Muster ohne Wert“ gleich morgen zu schicken.

Wie kam's, daß er plötzlich mitten im Thronsaal von Rayß den alten Hofmarschall seines Vaters stehen

sah, auf dünnen Beinen in Estarpins, die Sardellen vom linken zum rechten Ohr gelegt und das goldrandige Monokel steil ins rechte Aug' geklemmt? Dreimal berührte der goldbeknopfte Stab das spiegelnde Parkett. Da traten sie ein, feierlich, glanzvoll, von tiefen Verbeugungen begrüßt. Ein Schwarm von Uniformen und Seidenroben — der Glanz von Ordenssternen und Edelsteinen darüber. Das war einmal.

Und die letzte Unterredung mit dem Bruder fiel ihm wieder ein. Am Tisch. Bei der breitbauchigen Flasche Borbeutel, während Helene, wie eine kleinbürgerliche Hausfrau, die das nicht anders gewöhnt ist, ab- und zuging. Ihr Gespräch hatte die finanziellen Möglichkeiten berührt. Er werde der Familie morgen ausführlich berichten in Salzschlirf, hatte der Bruder gesagt, dann aber doch vorwegnehmend angedeutet, daß der Hofkammerrat Qued, der nach wie vor sein volles Vertrauen habe, ausführlichen, nicht sehr hoffnungsvollen Bericht erstattet habe. Dann war eine Gesprächspause eingetreten, und als Helene gerade das Zimmer auf den Bebenspitzen verlassen hatte, um wieder mal besorgt nach Frau Post zu sehen, hatte Johann, während er sich plötzlich für das schlichte Etikett der Weinflasche lebhaft zu interessieren schien, so nebenher geäußert, er habe von Pintus erfahren, daß Fräulein Candida Qued — sie nenne sich ja wohl jetzt Genius — in Salzschlirf beim Kurtheater mime. Und da Wolf-Dietrich dies ohne weitere Ausführungen kurz bestätigte, meinte der Herzog, man habe, wie er höre, den Eindruck gewonnen, daß der Bruder so etwas wie ein gewisses Interesse für das Mädchen, das recht hübsch geworden sein solle, nicht verberge. Warum auch? meinte Wolf-Dietrich. Und da hatte er von des Bruders immer etwas belegter Stimme fast dasselbe gehört, was ihm Raab gestern abend auf dem Spaziergang nach dem „Schweizerhaus“ unter dem schönen frühsummerlichen Sternenhimmel mit

einem forschenden Anlauf von zürnender Ehrlichkeit gesagt hatte. „Weil das Mädel zu schade ist für eine Liebchaft — und für mehr doch wohl für einen Prinzen aus unserem Hause nicht in Betracht kommt.“ Und nach einer Weile hatte der Herzog, neu einsetzend, wiederholt: „Für einen Prinzen, der . . .“ Dann war er verstummt und goß den Weinrest in die Gläser. Wolf-Dietrich wußte, was Johann hatte sagen wollen. Er hatte keinen männlichen Erben. Und der „Thron“, wenn er noch existierte, mußte der protestantischen Linie verbleiben. Benno war gefallen. Wolf-Dietrich war die Hoffnung — wenn es noch eine Hoffnung gab.

Der alte, uralte Konflikt, solange Menschen leben und Kasten bestehen! Der Konflikt, der aus des jungen Schillers revolutionärem Jugenddrama von der Luise Millerin aufzuckt wie ein drohender Blick, der Schäden und Gebrechen der Gesellschaft jäh erleuchtet und die gefährdete Stelle grell aus der Nacht hebt, wo er einschlagen will. Und während ihm noch des Freundes und des Bruders Reden, fast auf denselben knappen Wortlaut, denselben warnenden Tonfall gestimmt, im Ohre lagen, saß Wolf-Dietrich plötzlich wieder, wie in schönen Zeiten so oft, in der kleinen roten Hofloge im Proszenium, das schützende seitliche Vorhängchen gegen das Publikum vorgezogen, im Rayher Hoftheaterchen. „Kabale und Liebe!“ Das Stück kannten sie alle, die hohen Verwandten. Kannten's, mißbilligten's und kamen nicht mehr. Kamen überhaupt lieber, wenn Operette war. Er aber saß, das Auge unverwandt auf die Bühne gerichtet, und sah den steinalten Rönnick, der mit Selbstmord gedroht hatte, wenn man ihn pensionierte, als Stadtmusikus Miller. Er war schon halb blind, der siebzugjährige Charakterspieler, und mußte sich immer an den Möbeln entlang tasten. Er machte das mit großem Geschick; aber jeder wußte es, und viele wurden die Angst nicht los:

es gibt doch mal ein Unglück. Aber an Kraft des Worts und Glut der Empfindung übertraf er noch alle. Und über den Einzelfall hinaus wuchs — wie's der junge dichtende, schwäbische Feuerkopf gewollt hatte — seine aus der Devotion sich aufreckende Rede zu einer Anklage, zu einer Drohung gegen die Mächtigen, Überheblichen. Einer Drohung, die aus der schwachen, keuchenden Brust eines Entrechteten, Getretenen kam und die doch bald die Geister hinter sich haben würde und die Fäuste, die Fanatiker des Herzens und die Mitläufer aus Freude an allem Umsturz, an allem Fall der Hohen und aller Erhöhung des Niedrigen. Prophet und Unglücksmensch, den das Temperament zwingt, sich um Kopf und Kragen zu reden, keuchte der alte Könnicke — und Wolf-Dietrich hörte es in seiner Betonung Wort für Wort im Zuge, der durch den schönen Frühlingsabend nach Salzschlirf fuhr, wie damals im verdunkelsten Hoftheaterchen: „Ich werde sprechen zu Seiner Erzellenz: dero Herr Sohn haben ein Aug' auf meine Tochter. Meine Tochter ist zu schlecht zu dero Herrn Sohns Frau; aber zu dero Herrn Sohn's Hure ist meine Tochter zu kostbar; und damit basta! Ich heiße Miller.“

Der alte Hofkammerrat Queck war kein Stadtmusikus — und er war kein Ferdinand und Sohn des Präsidenten. Aber was sollte werden?

Er liebte Candida, das wußte er jetzt. Er freute sich auf das kleine Badestädtchen, das dort im Abendsonnenschein, wie in Gold getaucht, vor ihm im Tale lag, wie auf eine Heimat; nur weil sie hier lebte und atmete und den Glanz in Haar und Augen trug.

Er wollte noch ins Theater gehen heute Abend, sie sehen, ihre Stimme hören.

Und morgen — Morgen war Familientag des herzoglichen Hauses von Rayk-Dreybrücken.

* * *

Das Sälchen im rechten Flügel des Kurhauses war zum Konferenzzimmer umgestaltet. Die halbhohen Stoffwände, die sonst die Weinnischen voneinander trennten, waren weggenommen, das Klavier entfernt. Durch emsige Lüftung war der meist hier lagernde Mischduft von Gebratenem, Spirituosen, Damenparfüm und Zigaretten zu den zahlreichen Fenstern hinausgescheucht. Diese Fenster waren aber jetzt dicht verhängt, obschon es erst fünf Uhr mittags war und draußen im weißen Tempelchen die Kurmusik noch für die promenierenden Kurgäste die Ouvertüre zur „Fledermaus“ spielte. Die Kronen brannten feierlich über den zur Hufeisenform zusammengerrückten Tischen, und auf dem grünen Flaus lagen vor jedem Sessel weiße Kanzleibogen und lange Bleistifte.

Der erste Familientag der Kayk-Dreybrücker seit Kriegsbeginn. Der erste Familientag seit dem Zusammenbruch. Der erste Familientag, an dem die jüngere protestantische Linie, die immer durch dick und dünn mit Preußen gegangen war, und die ältere katholische Linie, die, in der Reformationszeit nicht mit übergetreten, von der Regierung ausgeschlossen, die Abneigung gegen das aufsteigende Preußen in starker Hinneigung zu Wien, ja vorübergehend in einer Verherrlichung Napoleons grollend betont hatte, teilnahmen. Erst durch den Krieg, durch den Heldentod des Prinzen Benno und Ewald Sturns, dann durch den drohenden Zusammenbruch hatten sich die beiden Zweige desselben Stammes einander wieder genähert. Und von allen Traditionen, allem historischen Gefühl der Zugehörigkeit abgesehen, hatte es die Hauspolitik der protestantischen Linie, die den regierenden Herzog und damit das Familienoberhaupt stellte, seit Jahren empfohlen, sich mit der katholischen Linie, die eine Königliche Hoheit in Isabella Galanta und sogar eine Kaiserliche Hoheit in der ehrwürdigen Prinzessin Eudoxia unter den Ihren zählte, in Einigkeit zu finden.

Denn die sonst durchaus glückliche Ehe Aloisia Manuelas mit dem Rayk-Bodenbacher, nicht anders wie die an Stürmen reichere Verbindung Reginbolds mit der stolzen Spanierin, waren leider ohne Kindersegen geblieben; und es schien bei diesem negativen Resultat der Ehebinde sein Bewenden haben zu sollen. Das hatte im Falle der Isabella Galanta ein berühmter Heidelberger Gynäkologe festgestellt, und das konnte im Falle der fünfzigjährigen Aloisia Manuela der gesunde Menschenverstand ohne Zuziehung erster Autoritäten voraussehen.

Es war nicht ganz leicht gewesen, die Rangordnung an diesem Hufeisentische festzustellen. Reginbold hatte über die richtige Platzierung der elf in Frage kommenden fürstlichen Herrschaften tagelang mit Konstantin angestrengt konferiert. Am Ende hatten die beiden sich verzankt und schrieben sich aufgeregte Briefe, die Reginbold abends im Bett zu seinem Ärger seiner Isabella Galanta vorlesen und mit Hilfe eines Wörterbuchs ins Spanische übersetzen mußte. Dann hatte Wolf-Dietrich, nicht minder angestrengt, mit dem guten Onkel Burgund beraten. Auch diese friedlich begonnenen Unterhandlungen hätten vielleicht mit schwerer Verärgerung geendet, wenn nicht die prächtige Tante Aloisia Manuela, die sich durch nichts um ihren unentwurzelnbaren Optimismus bringen ließ, eingegriffen und gut gelaunt behauptet hätte, ihr sei es viel wichtiger, wie sie sitze, als wo sie sitze. Sie wolle bloß, da sie zur Transpiration neige, an keinem überheizten Ofen sitzen — was an dem warmen Maitag allerdings für niemand vorgesehen war — und nicht auf einem harten Stuhl ohne Lehne. Auch an einem zugigen Fenster wünsche sie keinesfalls plaziert zu sein, obschon sie ja für die schönste Rheumakur hier in Salzschlirf gleich an Ort und Stelle sei. Sonst aber — ob sie oben oder unten oder neben ihren Platz finde . . . egal. Unten? Sie denke da wie Bismarck,

der als Gesandter beim Bundestag kühl geäußert habe: „Wo ich sitze, ist immer oben.“ Und neben wem? Mein Gott, unter Verwandten! Sie denke durchaus, wie der ihr überhaupt sympathische Wilhelm Tell zu Sekler sagt: Sie sind mir alle gleich liebe Kinder. Oder so ähnlich.

Schließlich war Pintus noch zweimal an einem Tag, wichtig und sorgenvoll, zwischen Salzschlirf und Lauterbach hin- und hergefahren. Seine geheimnisvolle Mappe war dicker als je. Konstantin behauptete, er könne sich's nicht anders denken, als daß die gewissenhafte Erzellenz Proben von Tisch und Stühlen darin für den Herzog mitführe.

Aber nun saß man. An der schmalen Kopfseite präsiidierte selbstverständlich der Herzog. Ein wenig verlegen und sich oft die Lippen mit der Zunge befeuchtend, saß er, gerecht und durch den hohen Kragen in der Kopfbewegung geniert, in Generalsuniform, allen sichtbar. Er war, um nicht aufzufallen und nicht erkannt zu werden, mit der Gattin in einem geschlossenen Landauer von Lauterbach gekommen. Die Seegrassfüllung der vielfach undichten Rissen der alten Mietskutsche hatten ihm die ersten Anzeichen des gräßlichen Heuschnupfens gebracht, an dem er seit Jünglingstagen im Sommer litt und den er früher mehrfach durch Seereisen bekämpft hatte. Nun quälte ihn der Gedanke sehr, daß er bei einer ersten Ansprache fünfmal hintereinander niesen müsse und sich dadurch um die Wirkung der wenigen kurzen Sätze bringen könne, die er sich gestern zurechtgelegt und heute den ganzen Morgen memoriert hatte. Zu seiner Rechten — nicht zur Linken, darauf hatte die katholische Linie den größten Wert legen zu müssen erklärt — die Prinzessin Eudoxia Kaiserliche Hoheit. In ihren marquisenhaft hochfrisierten weißen Haaren blickte der Smaragdsterne. Ihr Straußenfederfächer wehte lebhaft, und die klugen jugendlich gebliebenen Augen suchten bald diesen, bald

jenen. Dann hob sie die Lorgnette und eine Prüfung begann, die dem Gemusterten nicht immer angenehm war. Links neben Johann saß, blond, frisch, ein bißchen unbedeutend, die Herzogin Helene. Sie hatte lächelnd die Nachricht von dieser Plazierung empfangen, als sie gerade in der Wochenstube dem kleinen Post-Baby mit liebevoller Vorsicht Fencheltee verabreichte; und sie hatte nur mit einem Kopfnicken bemerkt: „So — ach, da bin ich auf einmal wieder ‚morganatisch‘ verheiratet?“ Diese Bemerkung hätte beinahe den stuzenden Herzog bewogen, den ganzen Familientag noch einmal zu verschieben, bis eine andere, korrektere Tischordnung von der katholischen Linie akzeptiert war. Schließlich aber hielt er das Fenchelteetäßchen, beruhigte sich, um das Kind nicht zu erschrecken, und gab nach.

An der linken Breitseite hatte, als Erste neben der Kaiserlichen Hoheit, die Prinzessin Aloisia Manuela ihren Platz gefunden. Da sie weder einen glühenden Ofen neben sich noch ein offenes Fenster hinter sich hatte, wohl aber auf einem von Wolf-Dietrich eigens beschafften besonders weichen Kissen saß und auch die Stuhllehne nicht so unbequem fand, wie bei den Rokokostühlen im Rayzer Festsaal, so fühlte sie sich in ihrer malvenfarbigen Seidenrobe wohl und strahlte Zufriedenheit. Neben ihr kämpfte Prinz Christoph gegen den Schlaf, den er heute nach Tisch versäumen mußte. Seine kurze, dicke Gestalt hätte der Frack auch dann nicht gut gekleidet, wenn die etwas verbaute Weste nicht immer hochgerutscht wäre und die Hemdbrust, aus der er einen Perlenknopf vorhin verloren hatte, mit hochgenommen hätte.

Auf seiner rechten Seite hatte er die Prinzessin Jutta. Das späte Mädchen bemühte sich sichtlich, weltliche und geistliche Würde in Erscheinung und Benehmen harmonisch zu verschmelzen. Sie hatte das große goldene Kreuz der Äbtissinnen von Heiligenhose an einer etwas

zu langen Kette angelegt, so daß der schön geschliffene Topas, als Blutstropfen des Herrn darin gedacht, ihr immer tiefer in den Ausschnitt rutschte und mit seinen scharfen Ranten den Busen empfindlich scheuerte. Die diademartige Haube erhöhte die betonte Feierlichkeit ihrer merkwürdigen Erscheinung. Bloß mit dem Hirtenstab wußte sie nichts Rechtes anzufangen. Sie hatte ihn, zerlegt in drei Teile, in einem Tennisschlägerüberzug hierherschaffen lassen; nun behinderte er sie, die ohnedies nicht sehr bequem just da saß, wo die geschwungenen Beine zweier Tische zusammenstießen, peinlich an der freien Bewegung. Und sie wünschte, je länger sich die Verhandlungen hinzogen, sie hätte dies Zeichen ihrer Würde zu Hause gelassen oder draußen einfach in den Schirmständer abgestellt. Wolf-Dietrich neben der Schwester, in der feldgrauen Uniform des Majors vom ehemaligen Leibregiment, nur mit den Kriegsorden, machte an diesem Flügel in guter Figur den Beschluß.

Ihm gegenüber an der anderen Seite des Hufeisens zeichnete Prinz Konstantin, ohne aufzublicken, mit befremdlichem Eifer, nicht gerade sehr talentvoll, seltsame Köpfe von Tieren, die vielleicht der Tertiärzeit angehört hatten, auf den blütenweißen Quartbogen. Der ganze Familientag in diesen Zeiten kam ihm verspätet und überflüssig vor; und daß ihm der Sitz links neben seiner Schwester Sédanie Sturm angewiesen, der Professorgattin aus Sießen, erhöhte seine gute Laune durchaus nicht. Er fand, die Professorin, die unbeweglich und kerzengerade da saß und nur zuweilen mit den Augendeckeln klapperte, strömte eine bewußte und betonte Spießbürgerlichkeit aus ihren Trauerkleidern. Der allzu reichliche Krepp erinnerte ihn überdies noch an die fatalen Spekulationen, aus denen seiner Ansicht nach die ihm unsympathische Erzellenz Pintus die rasche Vermehrung ihrer irdischen Glücksgüter herleitete. Konstantin hatte die um zwei Jahre

jüngere Schwester, die ihm immer zu sentimental gewesen war, nie recht vertragen. Er hatte auch hinter ihrer dem Vater Herzog durch ein Spiel mit Skandalmöglichkeiten abgetrohten Verlobung mit dem Professor Sturm, der damals ein sehr schöner Mann war und auch so redete, ein bißchen Effekthascherei und Sensationslust vermutet. Und wenn sie ihm jetzt auch, da sie ihren zweifellos talentvollen und tapferen einzigen Jungen verloren hatte, ehrlich leid tat, so schien ihm doch wieder die Taktfrage durch ihr plötzliches Erscheinen auf diesem Familientag unrichtig von ihr beantwortet. Wenn schon dieser ganze feierliche Klimbim, den er verwünschte, noch einmal sein mußte und die ganze veraltete Nummer eines „Familientags“ noch mal abgezogen werden sollte, na, dann hätte eben auch die seit den Novembertagen begrabene Hofetikette hier noch einmal auferstehen und die Plätze anweisen müssen, wie in den schönen unwiederbringlichen Zeiten des Friedens, des Glücks und der Monarchie. So war es jedenfalls unrichtig von dem Neffen Johann, als Chef des Hauses seine Zustimmung dazu zu geben, daß er, der 1868 geborene Prinz Konstantin, hier nach seiner Schwester, der Frau „Bitte-Sturm“ aus Sießen, rangierte. Und indem er diesen ärgerlichen Gedanken zu Ende dachte, zeichnete er den Köpfen seiner prähistorischen Untiere mit energischen Strichen ganz lange Eselsohren, wie sie bei den gigantischen Säugetieren in dem Zeitalter zwischen Kreideformation und Diluvium durch die gefundenen Petrefakte in keiner Weise wissenschaftlich bestätigt werden.

Auf der anderen Seite Sédanies saß Prinz Reginbold in tadellosem Frack neben der spanischen Gattin, die heute spanischer als je war und im schwarzen, weit ausgeschnittenen Seidenkleid mit ihren hochgetürmten, schweren schwarzen Haaren neben der zarten leichten Blondheit der Herzogin wie die Königin der Nacht

aus sah. Bis in die schlanken Fingerspitzen Königlische Hoheit, strahlte sie Stolz und Würde aus. Sie war sich bewußt, als Tochter eines vom Krieg verschonten Landes, eines neutralen Volkes, als spanische Prinzessin hier unter allen am wenigsten verloren zu haben. Nicht den Krieg, nicht ihr Geld, nicht ihr Ansehen. Ihr Vermögen lag in Madrid, ihre Güter bei Sevilla, und nur ihre Toiletten und ein Teil ihres Schmuckes war in Rayz beim Novembersturm verloren gegangen. So saß sie hier unter den auch im Rang unter ihr stehenden Vettern und Basen und Nichten als die reiche Verwandte, die eigentlich diese ganze deutsche Sache nichts anging. Und als Wolf-Dietrich mit einem Blick nach ihrer stolzen Erscheinung über den Tisch zu Konstantin äußerte: „Gut sieht sie heut aus, die Isabella Galanta,“ fand dieser, ohne von der Arbeit an seinen Fabeltieren aufzusehen, das nicht unrichtige Wort: „Ja, wie die Tante aus Amerika bei Schulzes in der Mulackstraße . . .“

Reginbold aber fühlte heute zum erstenmal im Kreis der beratenden Verwandten seine Person gehoben, seine Position gestärkt durch die Gattin. Zwar hatte er in den letzten Tagen, da sich das Programm des Familientags so gar nicht mit der spanischen Hofetikette vereinigen ließ, schwere Stunden gehabt unter vier Augen mit der heftig in ihrer Muttersprache auf ihn einredenden Gemahlin. Aber das große Einmal-eins hatte wieder seine Schuldigkeit getan. Bloß — er befürchtete, daß es ihm durch die häufige Übung zu geläufig werden und damit in absehbarer Zeit seine beruhigende Heilkraft verlieren könne; und er erwog schon ernstlich im bedrückten Herzen, ob er nicht nächstens bei gegebenen Gelegenheiten, die sicherlich nicht auf sich warten ließen, zur stillen Konjugation der griechischen unregelmäßigen Verben übergehen sollte, deren aussichtsloser Kampf gegen sein Gedächtnis jetzt gerade das fünfundzwanzigjährige Jubiläum feiern

konnte. Aber in dieser festlichen Stunde, da Isabella Galanta in der pompösen Aufmachung, von Reihern, Brillanten, Ordensbändern, Puder, Tusche und ihrem angeborenen Hochmut wirkungsvoll unterstützt, die unbedeutende blonde Herzogin zur Rechten und — darüber machte er sich nichts vor — ihn zur Linken an Majestät der Erscheinung und des Benehmens weit in den Schatten stellte, überkam ihn zum erstenmal ein dankbares Gefühl der Geborgenheit. Er dachte an das boshafte Sprichwort der Araber, das die Ehe mit einer belagerten Festung vergleicht; denn die draußen, sagen sie, wollen hinein, und die drinnen wollen heraus. Er fühlte zum erstenmal nicht arabisch und war mit der Festung, die er gottlob gegen niemand zu verteidigen hatte, zufrieden. So kam es, daß das frohe Lächeln, das den Leichtsinn durch seine Jugend begleitet hatte, sorglos und liebenswürdig wieder auf Reginbolds sauber ausrasierten Lippen erschien; so kam es, daß er all das Peinliche, das hier erörtert wurde, ziemlich unbeteiligt mit einem mitleidigen Wohlwollen aufnahm; und so kam es, daß er in all der Würde und Feierlichkeit nach einer ebenfalls heiter gestimmten Seele suchte, und daß sein Blick schließlich an der Schwester Aloisia Manuela hängen blieb, die seinen lächelnden Augengruß mit einem ermunternden Kopfnicken erwiderte.

„Unsere liebe Tante Aloisia Manuela nicht,“ sagte in diesem Augenblick der Herzog. „Sie scheint also meinen Vorschlägen zuzustimmen. Ich danke ihr.“

Aloisia Manuela hatte gar nicht zugehört, weil sie sich gerade einen Überschlag gemacht, was das Kleid der spanischen Schwägerin mit den schweren Valenciennespiken in Frankfurt wohl gekostet haben möchte, und dann, froh, daß sie's nicht bezahlen mußte, dem Bruder Reginbold zugenickt hatte. Aber da der Nefse Herzog himmelstürmende Vorschläge, die in ernste Gewissenskonflikte stürzten, noch nie getan hatte, so

nickte die Tante Burgund zum zweiten Male. Diesmal nach dem Herzog hin. Und sie war sehr erstaunt, als daraufhin die ganze Gesellschaft sich erhob.

Erst war sie der Ansicht, daß man ihr eine unbegründete Ovation bringen wollte; dann aber begriff sie, daß eine Pause eintreten sollte in den Verhandlungen, die allerdings bis jetzt zu den eigentlichen Schwierigkeiten der Tagesordnung überhaupt noch nicht durchgedrungen waren. Der Herzog hatte in ernstern, gutgesetzten Worten die Anwesenden begrüßt, hatte zunächst der schweren Kriegszeit gedacht und die Toten des Landes, in erster Linie die beiden Opfer, die die Familie selbst gebracht, gebührend geehrt. Dann hatte er jedem einzelnen der Herren für seine Betätigung im Kriege für das gemeinsame Vaterland seinen Dank als Landesvater in seinem und der Ahnen Namen ausgesprochen. Wobei er just bei der behutsamen Erwähnung von Reginbolds seltsamer Verwundung einen solchen Niesreiz bekam, daß er in Bekämpfung desselben schreckliche Grimassen schnitt, die nicht von allen Anwesenden richtig gedeutet wurden. Darauf hatte Prinz Christoph, als derzeitiger Chef der katholischen Linie, seiner Genugthuung Ausdruck gegeben, daß die Not der Zeit die alten Mißhelligkeiten beseitigt und die Familie geeint habe in dem starken Willen, Blut dicker sein zu lassen als Wasser. Diese Redensart gefiel ihm so gut, daß er sie mehrfach wiederholte und erst auf energische Zeichen seiner Frau aus dem Blut und Wasser wieder herauskam, um einen etwas unklaren Ausblick in die Zukunft zu gewinnen, der zuversichtlich klingen sollte, der aber — vielleicht auch, weil den Redner hier das Gedächtnis verließ und er zu diesen Prophezeiungen ein Zettelchen herausnehmen und den Zwickel aufsetzen mußte — nicht recht überzeugt und überzeugend herauskam. Dann hatte Wolf-Dietrich, dem der Herzog dieses Amt zugewiesen, die opferfreudige Wirksamkeit der Damen der Familie

in gut geformten Säßen gerühmt, die Tätigkeit der einzelnen beschrieben und dem Dank des Hauses Ausdruck gegeben. Außerhalb des Programms hatte dann die Prinzessin Eudoxia ums Wort gebeten und mit ein paar herzlichen Wendungen der beiden kleinen Prinzessinnen in Lauterbach gedacht, die, in den ersten Kriegsjahren geboren, hoffentlich den neuen Aufstieg des Rayk-Dreybrücker Ländchens und des ganzen deutschen Vaterlandes erleben würden.

Wiederum hatte der Herzog, sichtlich bewegt, auch im Namen der Gattin, der die Tränchen in den hübschen Augen standen, der Kaiserlichen Hoheit herzlichst gedankt für die warmen Worte und gütigen Wünsche; und dann hatte er, erleichtert, den Vorschlag getan, eine kleine Pause eintreten zu lassen, um Erfrischungen zu nehmen. Ein Vorschlag, den die Tante Burgund, unbewußt, als erste durch Kopfnicken angenommen hatte.

Auf ein Glockenzeichen des Herzogs erschienen, im Frack, die weiße Binde unter steinernen Gesichtern, Timpe und Kockel, die während der Verhandlungen draußen auf der Terrasse, wie Hagen und Volker den Schlaf der Burgundenkönige, die ungestörte Sicherheit des Familientags bewachten. Sie servierten nun den Damen in gewohnter lautloser Ruhe Eis, Limonade und Biskuits. Dann nahmen sie die Tücher von dem in einer Nische diskret aufgebauten Tischchen, das nun eine Auswahl erlesener Schnäpse und leckere Sandwichs für die Herren anbot.

Es bildeten sich zwanglose Gruppen, deren fast sorgloses Geplauder nichts davon ahnen ließ, daß man hier noch auf allerlei Gegensätze der Meinungen und stürmische Debatten gefaßt war.

Isabella Galanta erkundigte sich, während sie sehr graziös Limonade durch einen Strohhalm schlürfte, wißbegierig bei Konstantin und ihrem Gatten, warum eigentlich die Prinzessin Eudoxia wieder die Achsel-

stücke ihres Regiments angelegt habe. Die Spanierin fand das unpassend und töricht und vertrat die Ansicht, daß es gegen die uralte Etikette und die neueste Mode zugleich verstoße. Denn, wie sie im Gedankengang richtig, in Satzbau und Wortwahl um so fehlerhafter erläuterte, das Regiment existierte doch gar nicht mehr; der Anspruch aber auf ein solches, wenn es noch existierte, sei mit dem Untergang des Selbstherrschertums in Rußland für die russische Großfürstin erloschen, wenn sie nicht schon bei Kriegsbeginn, als geborene Russin, gestrichen worden wäre. Und außerdem paßten die silbernen Raupen der Achselstücke mit dem unterlegten Rot ganz und gar nicht zu der sonst gut gewählten Samttoilette in einem dunklen Lila. Die Einwände der Herren ließ sie durchaus nicht gelten; erklärte aber, die nackten Schultern wie in körperlichem Schmerz hochziehend, den Verstoß der Prinzessin Jutta gegen Herkommen und Etikette noch für weit schlimmer. Sie gab der wohlbegründeten Überzeugung Ausdruck, daß Seine Majestät der König von Spanien solchen peinlichen Fauxpas niemals ungerügt gelassen hätte. Ja, die Prinzessin-Äbtissin wäre in Madrid vom Zeremonienmeister zweifellos veranlaßt worden, den Saal zu verlassen. Denn die Prinzessin durfte zu einer weltlichen Versammlung selbst hochgeborener Laien keinesfalls ihren geistlichen Hirtenstab mitbringen. Isabella Galanta ging so weit zu bekennen, daß ihre lebhafteste Phantasie ihr direkt beim Anblick der beiden Damen qualvolle Martyrien auferlege. Wenn sie nach der Äbtissin hinschaue, erwarte sie stets, daß sich also gleich eine feierliche Prozession durch die Türe von der Veranda her mit Fahnen und Lichtern, mit Baldachinen und Gesang hereinbewege und sie zwingen, niederzuknien, wozu ihre Toilette sehr ungeeignet sei. Die Prozession bleibe dann aus. Und wenn sie wiederum der Kaiserlichen Hoheit ansichtig werde, hätte sie das noch peinlichere Gefühl, daß nun gleich von irgend-

woher eine wilde Reiterattacke mit eingelegten Lanzen gegen die friedliche Versammlung geritten werde. Und auch diese kavalleristische Übung lasse auf sich warten . . .

Während Isabella Galanta in dieser lebhaften Weise ihre seelische Beunruhigung schilderte, unterhielt die ahnungslose Prinzessin Jutta, froh, ihre steifgewordenen Beine wieder bewegen zu dürfen und Gelegenheit zu haben, den hinderlichen Hirtenstab in eine Ecke stellen zu können, ihren Onkel Konstantin und den Bruder Wolf-Dietrich von den Pflichten und Rechten einer weltlichen Äbtissin. Über diesen Gegenstand hatten sich die beiden Herren, wie sich herausstellte, zwar bestimmte, aber weit auseiandergehende Ansichten gebildet, die sich eigentlich nur darin glichen, daß sie alle falsch waren.

Die Prinzessin schilderte nun ihre feierliche Introduction durch den Landesfürsten, den Bruder und Herzog, der damals gerade zum erstenmal nach der rätselvollen Marneschlacht in die Heimat gekommen war. Erzählte, wie sie erst feierlich den Bruder auf den Mund habe küssen müssen, dann ebenso den Probst, der zwar sehr festlich gekleidet war, aber leider vergessen hatte, sich rasieren zu lassen und unerträglich nach Tabak roch. Dann alle Klosterschwestern, von denen einige in ihrer Begeisterung über den endlich doch noch eingetretenen Tod der steinalten letzten Äbtissin, die sie alle nicht ausstehen konnten, den ihnen zustehenden Ruß weit über den Rahmen einer andeutenden Zeremonie hinaus ausdehnten. Die landschaftlichen Reize des auf waldigem Hügel gelegenen Stifts hingegen seien groß; auch das ehrwürdige Gebäude, dessen ältester Teil auf die frühe Staufenzzeit zurückgehe und auch leider so muffig rieche, präsentiere sich architektonisch reizvoll, wenn nicht gerade mehrere der adligen Klosterschwestern aus den Fenstern ihrer Zellen schauten. Diese „Zellen“ müsse man sich nun beileibe nicht klein, kahl und armselig vorstellen. Sie seien — meist vollgepfropft mit antiken Möbeln,

Etageren und Bildern — richtige Zimmer, von denen jeder Schwester zwei bis drei, je nach Alter und Rang, zur Verfügung stünden. Woher es denn komme, daß die Damen immerzu Besuch von Verwandten hätten; von Basen, Tanten, Nichten, die das Stift dann eben als liebe Gäste wochen- und monatelang mit durchfüttern dürfe. Das ginge wohl an, denn verschiedene Meiereien, die dem Stift gehörten, seien gut verpachtet und hätten bestimmte Quantitäten Lebensmittel zum Unterhalt des Stiftes zu liefern. Auch die Jagden seien verpachtet. Der Klosterförster aber habe darauf zu sehen, daß nach jeder Treibjagd jeder Stiftsdame ein Hase in ihr speziell für sie abgezauntes Klostergärtchen geworfen werde. Wenn diese Hasen — nicht immer die jüngsten der Gegend — nicht rechtzeitig abgeholt würden, bekämen sie freilich wieder Beine.

„Ich verstehe nun,“ sagte Konstantin, „wenn in den guten Familien des Ländchens stets eine gewisse eifersüchtige Überwachung des Stiftes zu konstatieren war. Jede wollte möglichst eine Tochter darin unterbringen und versorgt sehen. Wohl meist nicht die jüngste gerade.“

„Auch nicht die hübscheste,“ nickte Jutta und fügte mit guter Selbstironie hinzu: „Wenn Ihr Euch vorstellt, daß ich dort noch eine der Schönheiten bin . . . Aber der Zudrang, da hast du recht, Onkel Konstantin, ist immer derselbe. Gut, daß die Zahl der Stiftsdamen durch die Sakung vorgeschrieben ist und allemal erst eine Expektantin nachrücken kann, wenn eine Ordensschwester auf dem wunderhübschen Gottesgärtlein hinter der Kirche sich, endlich schweigend, ausgestreckt hat. Wie begehrt so ein warmes Plätzchen in meiner kleinen sorgenlosen Herde ist, mögt Ihr daraus ersehen, daß in vielen Familien des Landes, wenn die Hausfrau . . . ich meine — Ihr versteht?“

„Nein. Was meinst du?“ fragte Wolf-Dietrich; und er erwog dabei, wie reizend diese Äbtissinhaube dem

hübschen Kopfe Candidas stehen müßte. Ob es wohl ein Stück gab, wo sie so was tragen könnte? Vielleicht als Marfa im ‚Demetrius‘ — aber dazu war sie wohl noch zu jung.

„Herrje! — Du bist aber auch!“ Jutta lachte ärgerlich. Ich meine, wenn sie niederkommen will, dann steht schon ein Reitknecht beim gesattelten Pferd, um das Neugeborene gleich als Expektantin anzumelden im Stift. Für den Fall natürlich, daß es ein Mädels ist.“

„Donnerwetter! Pardon. Warum macht er das nicht telephonisch, statt einen Gaul zuschanden zu reiten?“

„Telephon gibt's nicht im Stift. Alles ist noch ein bißchen altertümlich, mittelalterlich. Sogar mit orientalischem Einschlag. Da hat die Revolution nichts geändert, die ist überhaupt gar nicht bis zu uns gekommen. Bloß die ekligen Zeitungen . . . Na ja, und die Briefe . . . Aber sonst — Hohenstaufenzeit. Kreuzzüge. Bloß ins Evangelische übersetzt. In der Kirche haben meine adligen Damen jede ihre eigene Loge — mit holzvergittertem Fensterchen. Ganz wie im Orient, im Privattheaterchen des Sultans, von dem Papa immer erzählte . . . Ja, und im Winter haben sie Wärme flaschen und seidene Decken und Pelze darin — eine hat sich sogar eine Chaiselongue hineinstellen lassen.“

„Da schlafen sie wohl während der Predigt?“

„Ach, sieh mal, man muß gerecht sein, Wolf. Ich bin nun erst drei Jahre Abtissin dort und hab' jede Predigt des guten alten Probsts schon mindestens dreimal gehört. Nun haben wir Damen, die sind fünfzehn, zwanzig, ja eine, die ist siebenunddreißig Jahre im Stift —“

„Das ist wohl die mit der Chaiselongue?“

„Richtig. Die kann nun wirklich schlafen, ohne etwas zu versäumen.“

Jutta und Konstantin lachten vergnügt. Sie hatten im Augenblick vergessen, zu wie ernstest Beratungen in verwirrter Zeit sie sich hier zusammengefunden.

Wolf-Dietrich lächelte höflich mit. Aber seine Gedanken waren wo anders . . .

Die Prinzessin Eudoxia, die sich auf einem bequemen Sessel am letzten Fenster etwas ausruhte, ließ sich von der Herzogin Genauestes über die Geburt des kleinen Pöstschen Sprößlings berichten. Geburten interessierten sie immer; aber sie übte scharfe Kritik. Sie hatte ihre Kinder furchtlos und froh erwartet, leicht und gesund geboren und alle selbst genährt. Sie dachte geringschäßig von Frauen, die sich in ihrer schweren Stunde narkotisieren lassen und sich bunt aufgeputzte Ammen vom Lande holen.

Da es heiß im Saale war, hatte die Kaiserliche Hoheit das Fenster neben ihrem Sessel ein wenig öffnen lassen. Mit der lauten Stimme der Schwerhörigen belehrte sie die Gattin des Enkels über einige besonders schwierige Komplikationen bei Entbindungen, die ihr bekannt geworden; und ihre Worte, deren geschnurrte „r“ und weiche „s“ immer noch die russische Abstammung verrieten, waren draußen für die im Spätmittagssonnenschein Promenierenden gut zu verstehen. Woher es kam, daß Frau Kronheim, die nicht ganz zufällig mit ihren drei Gesellschafterinnen dicht unter den halbgeöffneten Fenstern des Sälcchens lustwandelte, plötzlich tief erstaunt zu den leise lichernden Mädchen sagte: „Ja, was ist denn jetzt das? Ich denke, da oben ist ein fürstlicher Familientag — und da reden sie wie in einem Kursus für Hebammen!“

Die junge blonde Herzogin aber fühlte sich bei diesem Gespräche wohler, als wenn ihr Gatte, mit dem Heuschnupfen kämpfend, Verhandlungen leitete, oder wenn die spanische Königliche Hoheit mit eiskaltem Lächeln ihre Toilette musterte. Und als sich die gesprächige Eudoxia gar entschloß, endlich die Wochenstube zu verlassen und sich nach den kleinen Prinzessinnen zu erkundigen, die jetzt in Lauterbach zum erstenmal seit Monaten auf die Mahlzeiten mit dem wenig unterhalt-

samen Fräulein Schmidt angewiesen waren, da wurde sie sicher und mittheilsam. Die Mutter in ihr, deren besorgte Freude aus den hellen Augen strahlte und aus jedem Wort zu spüren war, erwies sich als viel stärker und gewinnender als die Herzogin.

Da legte ihr Eudoxia die immer noch schöne, weiße Hand mit den Saphiren der Maria Theresia sanft unter das runde Kinn und nickte der Errötenden mütterlich ermunternd zu: „Du mußt noch viel mehr Kinder haben, kleine Frau; und vor allem einen Jungen — einen Jungen!“

Helene zögerte einen Augenblick — denn sie scheute sich, solche Dinge gar zu laut zu bereden — dann beugte sie sich ganz tief über den Straußensfederfächer, der zu wehen aufhörte, und sprach leise in seinen geheimnisvollen Apparat hinein: „Vielleicht — wird's diesmal einer, Großmama!“ . . .

Alloisia Manuela, die mit ihren gutmütigen Augen die wenig glückliche Rolle entdeckt hatte, die Sédanie Sturm hier spielte, hatte sich unterdessen familiär in die Professorsgattin eingehakt und führte sie hin und her an der Längsseite des Sälchens. „Mein Fuß ist mir eingeschlafen bei all den Reden,“ sagte sie, „du mußt mich schon ein bißchen stützen, obschon ich um zwei Jahre jünger bin. Dafür bin ich die dickere.“ Und dann ließ sie sich mitleidig das Ende des Jungen erzählen, das sie längst kannte, und lenkte mit feinem Frauentakt von dem toten Sohn die Unterhaltung auf den lebenden Professor.

War es nun, daß die einst nach dem am Tag ihrer Geburt im Jahre siebenzig erkämpften Siege vom stolzen Vater „Sédanie“ genannte, heute stille und vergräunte Frau ihren gelehrten, den Eltern, dem Hof und der Tradition abgetrozten Gatten wirklich noch liebte, oder hielt sie es nur für richtig und anständig, die Komödie der glücklichen Ehe mit Anstand zu Ende zu spielen, sie sprach sofort ausführlichst von dem bürgerlichen Ehe-

mann. Rühmte seine Rüstigkeit, seinen Charakter und seine Erfolge mit Worten der Begeisterung, die ein wenig seltsam und gedrechselt von den welken Lippen kamen.

Aloisia Manuela nickte freundlich, während ihr Fuß zu ihrer Freude wieder erwachte und aufhörte zu stechen, zu diesen Bekenntnissen. Dann berichtete sie ihrerseits, daß sie mehrfach mit Akademikern gesprochen, die sich als dankbare, ja beglückte Anhänger des Professors Sturm bekannt hätten. Das war nun zwar gelogen; aber da sie sah, wie ein helles Leuchten über das schmale, blasse Gesicht der geborenen Prinzessin kam, das bis jetzt in steinerner Müdigkeit gelegen hatte, freute sie sich ihrer Erfindung. Und sie fügte hinzu, daß sie selbst mal ein sehr interessantes Werk des Professors, wenn sie nicht irre, über die Hohenstaufen, gelesen, auf das ihr Gatte sie mit rühmenden Worten aufmerksam gemacht habe. In dieser Mitteilung war immerhin so viel wahr, daß Christoph tatsächlich dieses dreibändige Werk eines Tages vom Buchhändler zur Ansicht bekommen und aus Familiensinn behalten hatte. Er hatte auch dreißig Seiten des ersten Bandes gelesen und ihn dann stillschweigend Aloisia Manuela auf den Schreibtisch gelegt, der ihm als Exil für alle Bücher diente, die ihn langweilten. Aloisia Manuela selbst hatte es über die dritte Seite nicht herausgebracht, und unmittelbar nach Kriegsbeginn war das Hohenstaufenwerk mit Zschokkes Novellen, dem Klopstock'schen Messias, der Rayher Dramaturgie Schmalzens und einer Lebensbeschreibung Garibaldis, aus der jemand die Bilder gerissen hatte, ans Rote Kreuz geschickt worden. Nun aber wußte die gute und gescheite Tante Burgund ihre geringen Kenntnisse so menschenfreundlich zu verwerten, daß Sédanie, in der Ruhmes-sonne ihres Gatten sich wärmend, zum erstenmal an diesem Tage, etwas wie Behagen in diesem Kreise empfand, den sie anders verlassen, dem sie in den Zeiten

des Glanzes fremd geworden war und zu dem ihr der Zusammenbruch keine Brücke übrig gelassen hatte.

Am wenigsten Genuß von dieser kleinen Pause hatte Herzog Johann, der innerlich am sehnlichsten danach verlangt hatte. Er war allem Offiziellen und Festlichen nie Freund gewesen; und so schwer er die Revolution mit ihrem Andank und ihren Roheiten, den Sturz des Hauses und den Verlust von Herrschaft, Schloß, Heimat ertragen hatte, manchmal hatte ihn in all dem Schmerz, Groll und Ekel ein leises Gefühl der Geborgenheit beschlichen, wenn ihm in Lauterbach abends Hans Post aus der Zeitung vorlas oder Frau Post ihm die Hausjuppe am Rachelofen gewärmt hatte. Wenn's noch anders, noch alles beim Alten wäre, dachte er dann wohl, rissen jetzt im Ranher Schloß die Lakaien die hohen Flügeltüren auf, und ich sähe zum fünfhundertachtundvierzigstenmal dieselben Gesichter sich in tiefer Verbeugung zu Boden neigen, dieselben Coiffüren im Hofknicks sinken. Und hätte wieder das Vergnügen, mit den Kopf zu zerbrechen, was ich den Landgerichtspräsidenten Gescheites fragen, was ich der Konsistorialrätin Liebenswürdigen sagen soll. So war ihm auch dieser Familientag im Grunde ein Greuel. Und wenn es nach ihm gegangen wäre . . . Aber er war ihn den anderen schuldig, der Familie, der Tradition, vielleicht auch der Zukunft.

Und von dieser Zukunft unterhielt ihn nun wieder, während er sich ein wenig zu erholen und auf den schwierigen Teil der Sitzung vorzubereiten dachte, mit eigensinniger Zähigkeit Prinz Christoph. Der hatte sich leider von den mahnenden Blicken, die die Gattin aus der Ferne an der Seite Frau Sédanies schickte, nicht abhalten lassen, an dem improvisierten kleinen Büfett rasch auf einen Benediktiner zwei Curaçaos folgen zu lassen, einen Anisette zu probieren und, da er diesen zu süß fand, einen Rognak drauf zu setzen. Diese energische Labung beschwingte seine Gedanken

und Absichten, ohne zunächst dem Ausdruck förderlich zu sein. Die Familie müsse, das war die betonte Ansicht des Onkels Burgund, über die er den Herzog nicht im unklaren ließ, müsse heut zu starken, wertvollen, alle Mitglieder bindenden Entschlüssen kommen. Vor allem müsse man wissen, wie die regierende Linie sich die Gestaltung der Zukunft denke, die Aussichten des Geschlechtes beurteile. Er — und mit ihm die übrigen Angehörigen der katholischen Linie — seien überzeugt, daß der Herzog in seinem gewiß aus guten Gründen gewählten Versteck oder Exil vortrefflich über alles informiert worden sei, was eine richtige Beurteilung der Gegenwart und begründete Einschätzung der Zukunft erlaube. Dieses zu hören sei die Familie begierig.

Als aber der Herzog, den die Generalsuniform heiß und der Onkel Burgund nicht kühler machte, vertraulich versichern wollte, daß seine Informationen durchaus nicht so erschöpfend seien, und daß er selbst die Lage noch für viel zu ungeklärt halte, um . . ., da ließ ihn der Onkel gar nicht ausreden. Er wolle, wie er sich jovial ausdrückte, keine Extrawurscht des Vertrauens haben — nur hinweisen müsse er pflichtgemäß auf die wichtigen Hauptpunkte dieser feierlichen Zusammentunft. Auf die Fragen, die bis jetzt die Verhandlungen, so richtig und anerkennenswert alles Besprochene gewesen sei, noch gar nicht berührt hätten. Und schließlich sei es bereits fünf Uhr — er ließ seinen alten Chronometer repetieren, um sicher zu sein — und man könne doch nicht bis in die Nacht . . .

Nein, das könne man natürlich nicht, bestätigte der Herzog. Er dachte daran, daß er auf sechs Uhr den Landauer bestellt hatte, und daß ihn Helene, ängstlich wie immer, beschworen hatte, die Rückfahrt nicht bis zur Dunkelheit hinauszuschieben. Und auf Helenens gesegneten Zustand, wenn er auch noch in den ersten Stadien war, mußte unbedingt Rücksicht genommen werden.

Mit einem Seufzer der Ergebung nahm der Herzog Abschied von dem Benediktiner, den er gern getrunken hätte, und von den zwei Zigaretten, die er in einem Nebensälchen rasch zu rauchen sich vorgenommen. Er gab Timpe und Rodel ein Zeichen.

Eh' der Tisch mit den Schnäpsen wieder bedeckt wurde, fand Prinz Christoph Gelegenheit, noch einen Alasch zu probieren, der ihm einer Wiederholung wert schien, und einen Sherry Brandy, den er leider zu spät entdeckte, um ihm ein eigentlich für Portwein bestimmtes Glas zu widmen.

Dann verschwanden die silbernen Bretter. Die Diener verließen lautlos den Saal.

Johann V. reichte der Kaiserlichen Hoheit mit stummer Verbeugung den Arm und führte sie zu ihrem Platz. Mit einem verlegenen Räuspern ergriff er die kleine silberne Glocke. Und wieder, wie vorhin, erinnerte ihn ihr heller silberner Ton an das Christkind seiner Kinderzeit im verschneiten Kranichsteiner Schloß. Aber heute und hier bekam niemand was geschenkt. Er schon gar nicht.

„Wir treten nun in den zweiten Teil unserer Beratung —“

„In den wichtigeren!“ Prinz Christoph warf es zustimmend ein und bemühte sich dabei, seiner wieder emporquellenden steifen Hemdblurst Herr zu werden.

Aloisia Manuela sah besorgt seinen Bemühungen zu. Sie hatte ein feines Ohr für Nuancen in seiner Stimme: „Du hättest jetzt keine Liköre trinken sollen . . .“

„Wann soll ich sie denn trinken?“ — Ganz so leise wie Aloisia Manuela sprach er nicht, obschon er sich sichtlich bemühte. „Im Hotel erlaubst du's ja nicht.“

„Wieviele hast du denn —?“

„Ach bloß — bloß ein paar. Es geht ja nichts in diese — Li-li-liputgläser.“ Er hatte selbst den Eindruck, daß da irgendwo eine Silbe zu viel war. Und an dieser einen Silbe, die zu viel war, erkannte Aloisia

Manuela die Gefährlichkeit der Situation. Sie befürchtete Schlimmes.

„Ich darf wohl bitten . . .!“ Der Ton des Herzogs, der herüberschaute, blieb sehr verbindlich. „Ich glaube, wir müssen Privatgespräche jetzt zurückstellen.“

„Sehr richtig,“ nickte die Kaiserliche Hoheit lebhaft. „Ich verstehe schon so nicht alles.“

Der Herzog räusperte sich und sprach lauter. „Ich möchte — das Einverständnis Eurer Kaiserlichen Hoheit, Eurer Königlichen Hoheit und Eurer Hoheiten voraussetzend — zunächst von den minder wichtigen Fragen sprechen.“ Er kramte in seinen Papieren, suchte und fand einen Brief, den er überflog. „Der Hofkammerrat Queck, unser Bevollmächtigter und Vertrauensmann —“

„Meiner nicht,“ brummte Prinz Christoph; dann fügte er leiser, zur Gattin gewandt, hinzu: „Jetzt hab' ich doch vergessen, dem Rodel zu sagen, daß er den Perleknopf sucht!“

„. . . der Hofkammerrat verständigt hier streng vertraulich den Geheimrat von Pintus —“

„Auch 'ne Nummer!“

Konstantin sah lächelnd von seinen immer wüster sich entwickelnden Tertiärbestien auf und konstatierte, daß des Onkels Burgund Augen zwar freundlich blickten, aber etwas verschleiert schienen.

„. . . verständigt hier den Geheimrat, daß von links ein Antrag in der Landesversammlung vorbereitet werde, bis zur endgültigen Regelung der Vermögensangelegenheiten zwischen dem Staat und dem Herzoglichen Haus, die verschiedenen Parks dem Publikum zu öffnen.“

„Adieu, meine Obstschule!“

Jutta beugte sich zu dem Bruder Wolf-Dietrich: „Meine Stiftsdamen trifft der Schlag, wenn sie einen fremden Mann in ihrem Gartenteil treffen.“

„So? Da werden sich die Expektantinnen freuen,“ gab der leise Angeredete kühl zurück.

„Der Hofkammerrat schlägt vor, dem Unvermeidlichen unsererseits mit einer schönen Geste zuvorzukommen. Wenn wir selbst jetzt unsere Parks öffnen, das werde, meint er, beim Volk einen sehr guten Eindruck machen.“

„Ja. Aber die Parks — werden drei Tage später einen sehr schlechten Eindruck machen.“ Christoph schlug leicht auf den Tisch, als er dies sagte.

Sehr freundlich belehrte ihn die gedämpfte Stimme der Tante Burgund: „Du bist hier nicht im ‚Blauen Wunder‘ beim Dämmerchoppen.“

Dieses schien Christoph zwar zu bedauern, aber einzusehen.

„Mich dünkt,“ mit einer leichten chevaleresken Verbeugung wandte sich der Herzog zur Prinzessin Eudoxia, „mich dünkt, die Kaiserliche Hoheit will uns ihre wertvolle Ansicht . . .“

„Die Parks, meine ich, haben jetzt nicht die Wichtigkeit für uns. Keins von uns ist dort. Keins von uns kommt — vorerst — wieder hin. Ob da also die Tore aufgemacht werden oder nicht — das ist vorerst unwichtig. Friedrich der Große pflegte zu sagen: *il faut tendre au grand!*“

„Unsere Obstschule —“

„Still doch, Christoph! Diese ewige Marotte mit deiner Obstschule! Die italienischen Pfirsiche sind erfroren; die deutschen sind uns von den Spinnen ruiniert worden. Die Birnen haben überhaupt nicht geblüht; und von den Äpfeln hatten wir im ganzen drei auf die Tafel bekommen.“

„Fünf. Die anderen haben die Lausbuben vom Kastellan intus.“

Diese kurze aber leidenschaftliche kleine Auseinandersetzung zwischen Onkel und Tante Burgund wurde jäh abgebrochen, da Konstantin mit starker Stimme empfahl, die Verhandlungen hier durchaus in der Richtung zu führen, die Ihre Kaiserliche Hoheit in dankenswerter

Weise auf die immer noch beachtenswerten Spuren Friedrichs des Großen gelenkt habe. Das war eine kleine Malice für die katholische Linie, die von preussischen Königen nicht allzugern Gutes hörte. Er beantragte sodann eine Abstimmung und erklärte, daß er durchaus für die Öffnung der Parks sei, da er persönlich nicht beabsichtige, in absehbarer Zeit wieder unter den alten Blutbuchen und Linden der Rayher Gärten zu lustwandeln.

Wennschon diese Art der Begründung des Antrags nicht gerade den volkfreundlichen Gedanken betonte, so verfehlte die forsche Art doch ihres Eindrucks nicht. Die bis dahin stumme Sédanie Sturm sprach sich als die erste im Sinne des Antrages aus; was allerdings kein persönliches Opfer bedeutete, da das verwahrloste schattenlose Gärtchen hinter ihrem Hause in Gießen auch noch von Meyers im Parterre mitbenutzt werden durfte und für die Volkbelustigung der weit entfernten Rayher durchaus nicht in Frage kam.

Auch Isabella Galanta, die sich kurz zustimmend äußerte, verlor wenig bei dieser von Queck empfohlenen schönen Geste. Denn ihr Stadtschloß in Dreybrücken besaß nur einen gepflasterten Hof, keinen Park, und der von Myrthen und Limonen durchduftete Garten ihrer wundervollen Villa am Guadalquivir war für etwaige Beschlüsse der Rayher Landesversammlung so wenig zu erreichen wie für die roten Dreybrücker Familien, die am Sonntag gesonnen waren, in fürstlichen Parks Raffee zu kochen.

Die Abstimmung ergab, daß nur Prinz Christoph, dessen Laune überhaupt von Minute zu Minute schlechter und oppositioneller wurde, gegen den Antrag stimmte. Der war also angenommen.

Wiederum ergriff der Herzog das Wort. Das heißt, zunächst ergriff er mehrere Briefe und Blätter und wühlte und wählte etwas unentschlossen darin. Dies hatte seine psychologische Ursache darin, daß ihm bei

den Debatten über die Parks urplötzlich lodend und zwingend das sonnige Bild eines Rayher Sommertags aufgestiegen war. Panoramaartig und doch im Wirbel zogen die schönsten Parkstellen an ihm vorbei. Und als er in einem Briefe, den er überflog, die herrlichen Wiesen erwähnt fand, sah er diese, zum Greifen dicht vor sich, gemäht und von grünen Heuhaufen bestanden; was sofort den schon vorhin mit schrecklichen Ahnungen empfundenen Rißel in der Nase wieder auslöste. Mit Aufbietung aller Energie konzentrierte er seine Gedanken auf die Papiere in seiner Hand, und als er unter dem längsten der Briefe des ihm tief unsympathischen, aber in seinem Ländchen wichtigen Velten gezierte verschnörkelte Unterschrift fand, verflüchtigte sich der anziehende Heuschnupfen wieder.

„Ich habe der hohen Versammlung hier — natürlich diskret, wie alles — eine höchst sonderbare Sache vorzutragen. Wir alle kennen — die Macht der Presse . . .“

„Leider!“

„Ich weiß nicht, ob Sie verfolgt haben, wie . . . nach meinem . . . nach unserem . . . ich meine, wie nach dem Umsturz eine gewisse Presse, von letzten Rücksichten befreit, sofort über uns herfiel. Alles war schlecht, was wir je gewollt, geplant, getan. Bei dem nicht zu leugnenden Guten, was je geschehen in unserem Lande, wurde es so dargestellt, als ob das alles von Zigarettenarbeitern und den Leuten aus den Keramikfabriken, von Ausläufern, Packern und Kanalreinigern gemacht sei — aber beileibe nichts von meinem Vater und Großvater und ihren Beratern und Helfern ins Werk gesetzt worden sei . . .“

„Wir können uns trösten —“ Prinz Konstantin rief das dazwischen. „Kürzlich haben sie in Berlin ausführlich von der zu erhaltenden Einheit des Reiches gequatscht und dabei auch seiner Gründung gedacht — ohne Bismarck mit einem Worte zu erwähnen!“

„Ich dachte, er sei auch von anderer Stelle bloß als

Handlanger bezeichnet worden?“ Das kam von Reginalds sarkastisch gekräuselten Lippen.

„Was isset das — Hand-langer?“ Isabella Galanta suchte wieder ihr Deutsch zu vervollkommen. Aber die Stunde war schlecht gewählt, und niemand gab ihr Antwort.

„Welken hat uns — seine ‚Tagespost‘ zum Kauf angeboten.“

Diese Mitteilung des Herzogs schnitt alles vom Wesentlichen abirrende Gerede ab. Eine allgemeine Verblüffung folgte. Dann aber löste sich das Staunen in ein Gewirr von Fragen und Zurufen.

„Welken? . . . Die ‚Tagespost‘?“

„Das Blatt, in dem der Schmalz, der Renegat . . .“

„Ein feiner Vogel!“

„Er soll übrigens heute früh abgereist sein. Er trägt die Luft hier nicht — angeblich.“

„Vielleicht wirken wir so auf den Professor.“

„Das war ein preiswürdiger Geniestreich, ausgerechnet den noch zum ‚Professor‘ . . .“

„Wie kommt er denn auf einmal auf den Einfall?“

„Ist das auch nicht ‚ne Finte, eine Falle?“

„Wir sind auf so viel hereingefallen . . .“

„Ich habe dem Schmierfinken nie getraut!“

„Er hat noch sechs Monate vor der Revolution drei Feuilletons über die spanische Hofetikette gebracht . . .“

„Weil er persönlich zu den Levers der Prinzessin Isabella Galanta zugezogen wurde . . .“

„Da waren sie ja alle, unsere guten Freunde!“

„Ich verbitte mir diese versteckte Beschuldigung meiner Gemahlin!“

„Hier wird doch nur gesagt, was alle Welt weiß.“

„Diese spanischen Witze haben uns schrecklich geschadet!“

„Willst du etwa behaupten, Konstantin, daß in Kiel die Matrosen die Schweinerei anfangen, weil in Rayß eine spanische Prinzessin . . .“

„Ein Teil unserer erstaunlichen Unbeliebtheit kam daher, daß einige von uns noch im Mittelalter umherzogen.“

„Mit Hirtenstäben?!“

„Ich bitte die Damen aus dem Spiel zu lassen!“

„Sie sind hier stimmberechtigt, also muß man sie auch kritisieren dürfen.“

„Das war niemals Ton und Mode.“

„Ton und Mode haben sich überhaupt geändert.“

„Auf den Gassen, ja, wo die Ordnung beim Teufel ist und die Polizei fehlt.“

„Und in den Schlössern fehlen die Fürsten.“

„Die sitzen irgendwo in Sicherheit und . . .“

„Wo sitzt du denn?“ . . .

Es gelang der silbernen Glocke des Herzogs endlich, den heftigen Sturm zu beschwören. Rede und Gegenrede waren sich, Blick auf Blick, gefolgt; Wort hatte sich an Wort, Born an Born entzündet. Die Stimmen waren kaum mehr zu unterscheiden. Aber das Schärfste wurde doch von Konstantin zu Christoph, von Christoph wieder zu Konstantin hinübergerufen. Es half nichts, daß Jutta, von ihrem Stift her an heftigen Wortstreit gewöhnt, sich über den Tisch beugte, den Bruder zu beruhigen; half nichts, daß die gute Tante Burgund den Gatten immer fester, immer schmerzhafter in den Arm kniff. Eine alte Fehde schien ausgetragen zu werden.

Erst als der Herzog aufrecht stand, blaß und die Lippen nagend, und als die Schelle in seiner Hand immer schriller schrie, verstummte der Streit. Der Onkel Burgund brummte bloß noch, wie abschließend, zu der ihn mit tiefer Mißbilligung betrachtenden Gattin: „Jetzt ist mir doch wahrhaftig auch noch der zweite Perlkнопf abgesprungen! Diese verfluchten republikanischen Waschweiber zerreißen einem die Wäsche noch mehr wie die Kayzer Hofdampfwäschereien seligen Angedenkens.“

„Es ist — darüber besteht kein Zweifel — eine Charakterlosigkeit, was Herr Velten da anbietet.“ Der Herzog sagte das und sah dabei besorgt nach Helene, die scheu und verängstigt immer kleiner und unbedeutender wurde neben ihm. „So beurteilen wir es alle. Aber — ich meine, wir sind — auch alle — in diesen Monaten reichlichst von Charakterlosigkeiten überrascht worden. Wir müssen uns das Staunen abgewöhnen und mit Tatsachen rechnen. Wir haben hier mit dem Menschen, mit dem Geschäftsmann und Verleger zu tun, nicht mit dem Charakter —“

„Und der Mensch will sein Blatt an uns verkaufen?“

„Ja. Weil er vielleicht sieht, daß es so nicht weiter geht. Ideale Gesichtspunkte spielen gewiß bei einem Velten keine Rolle, obschon er in diesem Brief so tut — vorsichtig andeutet wenigstens —, als ob er von einem Irrtum zurückkomme, aus einem Rausch sich besinne. Wie weit wir darin . . . Aber ich sehe, Konstantin möchte sich zu der Frage äußern. Ich bitte darum.“

„Ich will nur ein paar kurze Worte sagen. Ich kenne den Burschen und sein Blatt. Am Tage der Mobilmachung kam er zu mir gelaufen. Schweißtriefend, händeringend. Redete und redete — Lakai, Hausmeister, Adjutant, alle hat er über den Haufen geredet. Setzte es durch, daß ich ihn empfang. Der ganze Kerl wie sein Geschwätz eine einzige schleimige Qualle. Er bat, zu besürworten, zu veranlassen, daß er für ‚durchaus unabhkömmlich‘ erklärt werde. Rühmte die ‚Tagespost‘ als unermüdliche Trägerin des nationalen Gedankens. Empfahl sich als Seele des Unternehmens. Wies auf die ‚Volkswacht‘ hin, das rote Organ, das — ohne geschickte Bekämpfung — gefährlich werden könne, wenn etwa Glückschwankungen, Niederlagen, Rückschläge . . . Na, wir haben das ja erlebt, drei Jahre später, als es anfing . . . anfing, aufzuhören. Als man hoffnungsvoll in bekränzten Wagen auszog, damals hatte man keine Cherubims um sie als Wächter zurück-

zulassen; da mußten die Weltens genügen. Draußen war so ein aufgeschwemmter Stubenhocker doch nichts wert. Möglich, daß es auch mit dem Nabelbruch und den Plattfüßen stimmte, deren er sich weinerlich rühmte. Und dann natürlich das Gerede, wie er dem nationalen Gedanken daheim nützen könne. Wie er das kämpfende Volk draußen, die Dynastie stützen werde — von hinten . . . Auch den Schmalz brauche er notwendig zu seiner Ergänzung, die Arbeitslast sei ungeheuer. Der Professor habe sowieso ein nervöses Herz, könne keine Treppen steigen. Und als ich ihm sagte, daß der Schmalz ja nicht auf den Eiffelturm hinauf sollte, wenn wir je ‚dort‘ wären — der Himmel ist mein Zeuge, daß ich’s nie geglaubt habe; denn ich kannte die Engländer . . . Ja also, da gab er noch ein Gallenleiden und eine Mittelohrentzündung für den Schmalz zu . . . Wir haben sie zu Hause gelassen, die beiden Helden und Koryphäen. Eine der vielen Dummheiten. Die alten Hellenen beklagten, daß Patroklos begraben liege und Thersites zurückkehre. Wir haben den Thersiteessen die Sache bequemer gemacht. Die haben das Massengrab nur in illustrierten Blättern gesehen. Die Schlacht auch. Na, erledigt. Solang es vorn gut ging oder zu gehen schien, waren die Weltens und Schmalzens hinten unnötig . . . als es dann vorn stockte, haperte, zurückging, waren sie hinten schon beim Umfallen. Und röteten sich rasch und gründlich. Im November waren sie rot, ohne jeden Flecken in den preisgegebenen Landesfarben. Jetzt — heute —? Das Geschäft geht wieder schlechter. Die Spekulation der Gesinnungslümpchen hat sich als falsch erwiesen. Für unser kleines Ländchen genügt ein Hezorgan, wie die tüchtige ‚Volkswacht‘. Und die bläst die Melodie immerhin schon länger, wenn man so will, auch sauberer; und sie hat mehr Kredit. Mit Recht. Die Leute, die vor fünfzehn Jahren noch Schuster waren und Böttchergesellen, und jetzt Redakteure heißen,

haben freilich keinen Kant gelesen und keinen Nietzsche, aber Marx, Engels und Lassalle. Sie haben uns, weiß Gott, viel geschadet; aber sie glauben — zum Teil — was sie schreiben. Und verkaufen sich nicht. Herr Velten fühlt — so geht sein Blatt kaputt. Ein Organ aber für die Nationalen fehlt im Ländchen, seit Velten und Schmalz, die Ehrenmänner mit Troddeln, schleunigst die Fahne hinwarfen. Der Velten, als Person, kann nun freilich die Rückschwenkung nicht machen, aber ein anderer. So will er verkaufen. Und da denkt er sich: Geh zum Schmied und nicht zum Schmiedchen! Warum erst Kapitalisten suchen? Gleich dem vertriebenen Landesfürsten bietet er das edle publizistische Organ an — natürlich soll ein Konsortium vorgeschoben werden. Aber dahinter soll das Geld unserer Familie stehen und die Wucht unserer Interessen.“

„Darf ich hier einschalten — wenn du erlaubst, Konstantin . . .“ Der Herzog machte höflich eine kleine Pause, und da Konstantin sich zustimmend leicht verneigte, fuhr er fort: „Es handelt sich dabei nicht nur um das Blatt. Es ist bekanntlich ein Verlag mit der Velten'schen Druckerei verbunden, der allerdings in letzter Zeit Broschüren übelster Art herausgegeben hat, die . . . Na ja, davon sollen nur noch ganz wenige vorhanden sein. Die natürlich eingestampft würden. Aber aus der früheren Zeit sind noch — auf dem Boden, in rote Tücher verpackt, er hat es Pintus verraten . . .“

„Hat denn Pintus schon —?“

„Nur die Fühler ausgestreckt natürlich. Er selbst würde vielleicht . . .“

„Aha, der Krepp ist ausverkauft!“

„Gerade das Verlagswesen würde ihn, sagt er, interessieren. Es sind, wie gesagt, nationale Vorräte da — dann eine große Menge von Bildern und Bildkarten, die, wie er schrieb, Mitglieder unseres Hauses darstellen, einzeln oder in Gruppen — und die . . .“

Ich weiß nicht, ob das bekannt ist, die jetzige sogenannte Regierung hat ihre sonst an die verschiedenen Papiergeschäfte des Landes verteilten Aufträge und Zuwendungen annulliert bei allen Firmen, die es wagen sollten, noch irgendeine dieser Karten auszustellen oder zu verkaufen.“

„Bloß eine Ansichtskarte ist freigegeben. Sie stellt den Prinzen Reginbold dar. Im Pyjama.“

„Ich muß doch sehr bitten!“ . . .

„Die Regierung hat sogar bewirkt, daß der Preis dieser Karte von dreißig auf fünfzehn Pfennige herabgesetzt wird.“

„Also, bitte —“ Der Herzog beruhigte die Prinzen Reginbold und Konstantin durch eine Handbewegung, die der Würde nicht entbehrte. „Auch von dieser Karte ist in Veltens Brief die Rede. Es sind noch fünfzehnhundert Stück davon vorhanden, die er zurückhalten und der Familie — gegen Erstattung der Selbstkosten — zur Verfügung zu stellen verspricht.“

„Natürlich nur, wenn wir ihm den ganzen Ritsch — Blatt und Druckerei und Inventar — abkaufen?“

„Natürlich. So liegt nun die Angelegenheit. Ich darf, als Chef der Familie, vielleicht zunächst meine eigene Ansicht sagen, die in diesem Fall um so weniger maßgebend sein soll — und kann, als . . . als ich persönlich und die von mir in erster Linie vertretene Linie unseres Hauses — wie die Dinge liegen, ungeklärt und verwirrt — gar nicht in der Lage wäre, allein die geforderten Mittel für den Ankauf aufzubringen.“

Helene, die sich immer physisch nicht gut befand, wenn ihr Mann redete, verspürte diesmal ein besonderes Unbehagen. Sie hatte wieder das Kribbeln in der Magengegend und den plötzlichen Appetit auf was Saures. Sie sah auf Isabella Galanta, die offenbar diesmal alles verstanden hatte und sich im gehobenen Bewußtsein, als die allein schwer Begüterte unter mehr oder minder verarmten Verwandten zu sitzen, kerzen-

gerade hielt auf ihrem Sitz. Sie sah von Minute zu Minute spanischer aus.

Jetzt sprach Konstantin wieder; und Helene war dem immer noch für ein Frauenauge erfreulich anzuschauenden selbstsicheren Fünfziger nie so gewogen und so dankbar wie jetzt, da er sichtlich gesonnen war, für den Neffen die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

„Es ist, kühl und nüchtern, aber richtig ausgedrückt, eine Angelegenheit der Propaganda. Will die Familie die Hoffnung nicht aufgeben — und, ich denke doch, sie will nicht...“

„Nein, sie will nicht!“

„— wenn auch diese Hoffnung sich nicht heute und nicht morgen verwirklichen kann und ihre Erfüllung vielleicht erst von einer neuen Generation erlebt wird...“

Isabella Galanta, die kein Interesse für die neue Generation hatte, zu der sie nichts beigetragen, fragte hier halblaut den Prinzen Reginbold, wieviel Uhr es sei. Dieser aber zuckte zerstreut die Achseln, als ob er seine Uhr verfehlt habe, und ließ, ohne den Blick von dem redenden Konstantin zu wenden, nur die Worte aus dem rechten Mundwinkel fallen: „Wir kommen jetzt wohl zu den wichtigsten Dingen.“

„... Wie wir aber draußen nicht für uns allein gekämpft haben, sondern für die, die nach uns kommen — so haben wir, dünkt mich, die Verpflichtung durch Tradition, in unserer schwierigen Lage die angebotene — sagen wir ruhig und verächtlich unter uns: die durch Verrat angebotene — publizistische Waffe nicht aus der Hand zu geben. Es mehren sich die Anzeichen, daß die von der Revolution überraschten, gelähmten, niedergehaltenen Elemente des besseren Bürgertums sich mit den Gelehrten und Künstlern und Kopfarbeitern, die noch Sinn für historische Entwicklung haben, mit den national gesinnten ehemaligen Soldaten und Offizieren — und deren gibt's genug — mit einer

neuen Jugend und einem aus der Betäubung wieder zu sich kommenden Alter zusammenfinden. Im nationalen Gedanken, in der Hoffnung auf Rückkehr der Dynastie und der — gewiß revidierten, aber doch auf Traditionen aufgebauten — alten Verhältnisse.“

„Er spricht gut,“ flüsterte Jutta leise zu Wolf-Dietrich. Der aber saß, reglos wie seine eigene Bildsäule, da und bohrte den Blick vor sich auf den leeren, weißen Bogen. Es lag ein merkwürdiger Ernst um Stirn und Mund. Und Jutta beobachtete ihn erstaunt und fand einen fremden, nie gesehenen Zug in seinem Antlitz, den sich ihre schwesterliche Liebe, die stets für ihn am größten gewesen war, nicht zu deuten wußte.

„So möchte ich denn,“ schloß Konstantin, indem er den gerollten Bogen mit den Tierköpfen wie einen Feldherrnstab hielt und bewegte, „möchte ich denn die Einigkeit aller in diesem Punkte erhoffen. Der beiden Linien, die ja im Blute meines regierenden Neffen, Seiner Hoheit des Herzogs, und seiner Kinder zusammenfließen. Ich erlaube mir den Antrag zu stellen, daß wir — ohne Debatte — zur Abstimmung schreiten, ob der Ankauf der ‚Tagespost‘ — die ja vielleicht in den Verhandlungen noch etwas billiger wird — eingeleitet oder abgelehnt werden soll. Daß ich unbedingt für Ankauf bin, obschon ich persönlich ohne Zeitung leben und sterben könnte und den Wert gekaufter Stimmen und gewendeter Gesinnungen, weiß Gott, nicht überschätze — das brauch’ ich nach dem Gesagten nicht mehr zu betonen.“

„Wünscht noch jemand —?“ Es war dem Herzog anzuhören, daß er nicht wünschte, daß noch ein anderer wünschte.

Aber das hielt den Prinzen Christoph, der während der Rede Konstantins ein wenig eingenickt und bei den letzten Sätzen wieder munter geworden war, nicht ab, lauter, als es selbst für das Ohr der Kaiserlichen Hoheit nötig war, über den Tisch zu rufen:

„Und wer, bitte, bezahlt die — Pro-pro-propaganda?“ Das Fremdwort, das er sonst fließend sprach, störte ihn heute sehr.

Reginbold warf einen mißbilligenden Blick auf den Schwager, dem sich Aloisia Manuela begütigend widmete, dann sagte er höflich zum Herzog gewandt: „Wir — meine Gattin und ich und — vielleicht — auch meine Schwester — für meinen Schwager, hm — kann ich heute nicht ganz einstehen — ja, also — wir stimmen unter Vorbehalt dem vom Prinzen Konstantin so warm empfohlenen Projekte zu. Müssen aber — da wir uns, wie es scheint, nicht unwesentlich finanziell beteiligen sollen — vor endgültiger Stellungnahme wissen —“ Er nahm das Blatt zur Hand, auf das er mit einem goldenen Bleistift kurze Notizen in einer kleinen, unleserlichen Schrift gemacht hatte. Und wie er so da stand, drei Finger der linken Hand in der Hosentasche, in der rechten das Papier, auf das er zuweilen einen raschen Blick warf, leidenschaftslos in Ausdruck und Rede, erinnerte er mehr an einen Bankier oder Syndikus einer großen Handelsgesellschaft als an den leichtsinnigen lebenslustigen Prinzen, den der Vater Joseph Ferdinand so oft ad audiendum verbum in sein Arbeitszimmer gewinkt, dem die gute Mutter Eudoxia so oft die kleinen und auch mehrfach die großen Schulden bezahlt hatte, ehe ihm aus Sevilla der Segen kam und seinem Übermut die Bändigung durch spanische Etikette.

„Wir müssen wissen — erstens — wie hoch der endgültige Kaufpreis dieser öffentlichen Meinung wirklich ist. Denn daß man den phantastischen Preis diesem Schacherer, der schlimmer ist als sieben galizische Juden, nicht zahlen kann, das ist klar. Das erwartet der Kerl auch selbst nicht. Wir müssen zweitens wissen, welche Rechte etwa der einzelne von uns, der dadurch Aktionär des Blattes wird, damit erwirbt und wie der Aufsichtsrat zusammengesetzt sein soll. Daß die erste

Amts-handlung des neuen Verla-ges darin bestehen muß, die Herren Velten und Schmalz über diejenige Treppe vorn oder hinten, die die kürzere und steilere ist, hinunterzuwerfen, ist uns eine liebe Überzeugung. Wir müssen drittens wissen, in welcher Höhe jeder von uns — das heißt in welchem Prozentsatz der Gesamtsumme — er sich beteiligen soll. Dieses aber ist, scheint mir, überhaupt nicht möglich, wenn wir nicht zunächst erfahren, welche Vermögensteile uns denn eigentlich noch mit Sicherheit verbleiben. Es dünkt mich deshalb unerläßlich, daß wir den Bericht — ein solcher wird doch wohl existieren — über den augenblicklichen Stand der Vermögensangelegenheiten hören. Daß wir erfahren, wie weit die Vergleichsmöglichkeiten mit der . . . nun ja also mit der ‚Regierung‘ gediehen sind; wie die Aus-sichten dessen, was die ‚Regierung‘ zu zahlen und auszuliefern bereit ist, in der Landes-versammlung stehen; von wem, wann und in welcher Höhe die Anpa-nagen zu zahlen sind . . . und vor allem — ja vor allem . . .“ Reginbold machte eine Pause, dann aber fuhr er mit lauter, aber von der Erregung zitternder Stimme fort: „Vor allem — ob das mir gestern erzählte Gerücht auf Wahrheit beruht — daß Seine Hoheit der Herzog in der am Abend seiner — Abreise im Residenzschloß zu Rayß unterschriebenen, gewiß unter infamem Druck unterschriebenen, aber eben doch mit seinem fürstlichen Namen gezeichneten Abdankungs-urkunde — auch im Namen anderer — auf wesentliche Eigentumsrechte bereits verzichtet hat.“

Der Herzog stand kerzengerade und sehr blaß. In seinem hübschen, für einen Mann und Fürsten fast zu hübschen Gesicht wetterleuchtete es nervös. „Die Ge-schichte von der Abdankungsurkunde ist ein Märchen.“

„Ein ehemaliger Hoffschauspieler behauptet, das Original gesehen zu haben. Auf der Rückseite einer fettigen alten Speisekarte vom ‚Roten Hecht‘ soll der Entwurf . . .“

„Es ist unqualifizierbar“ — Konstantins Stimme hatte jede Modulation verloren. Er hämmerte die Silben. „Un—qua—li—fi—zier—bar, wenn der Herzog bereits die Verleumdung des Gerüchts festgestellt hat, hier noch von einer solchen Urkunde zu reden! Von einem Wisch, durch den ein vom Hof ein Menschenalter durchgefütterter Schmierentomödiant das Gegenteil beweisen will. Der kurze Wortlaut des authentischen Verzichts ist, wie ich weiß, viel später — unterwegs — festgestellt worden. Herr von Pintus hat das Blatt nach Rayz gebracht.“

„Nicht er selbst. Sein Diener“ — verbesserte der Herzog. Es war das einzige Mal, daß Pintus freiwillig auf persönliche Durchführung einer wichtigen Mission verzichtete. Man hatte ihn kurz vorher in Rayz auf dem Weg quer über den Wochenmarkt mit allerlei sehr unangenehmen Dingen beworfen, die zufällig auf der Straße lagen.

Prinz Christoph war lebhaft geworden. Die alten Teufelchen des Alkohols stießen und neckten ihn und verlangten, daß er eingreife. Er wollte schon eine ganze Weile das Wort nehmen. Aber die Tante Burgund zog ihn jedesmal, den Rockzipfel mit diskretem, aber festem Griff erfassend, auf seinen Stuhl zurück. Jetzt aber war's ihm doch gelungen, mit krachendem Ärmelfutter sich zu erheben. Mit beiden Händen sich breit stützend auf den Tisch, die ein wenig schwimmenden Auglein bald dem Herzog, bald dem Prinzen Konstantin zuehrend, protestierte er: „Man läßt mich — uns — nein, mich, hier nicht zu Worte kommen. Es ist ganz richtig, jawohl, was Reginbold da sagt . . . Das heißt — nicht das mit dem ‚Roten Hecht‘ — das war . . . war immer ein schlechter Ausschank, und wie Prinz Reginbold ausgerechnet —“ er wurde sichtlich erregt, „ausgerechnet in den ‚Roten Hecht‘ kommt, und . . .“

„Aber ich war doch gar nicht da!“

„Nun also — seht ihr, er war nicht da . . . Ich meine ja auch das andere, was er . . . was er gesagt hat. Das heißt — ihn geht's eigentlich nichts mehr an . . . ich meine — bitte, nicht zu unterbrechen! — meine, er hat sich gestern einen Bädeler von Spanien telegraphisch bestellt . . . Telegraphisch! Hat er . . . Wenn wir alle . . . bei Sevilla — Landgüter am Tajo . . . schön, Ruhe! es ist nicht der Tajo — also dann eben an dem anderen Bach da. Die Geographie verwirrt sich — mein Gott, die alten Landkarten sind doch nun sowieso alle nischt mehr wert — Wenn wir hätten, bitte, sag' ich — könnte es uns schließlich egal sein . . . aber es ist ihm nicht egal . . . Und uns allen nicht. Denn ich sage — laß das, Aloisia Manuela! Du zerreißt mir den Rock! . . . ich sage, es ist ein Unterschied, ob man etwas hat oder etwas nicht hat. Hab' ich recht? Der Hofprediger hat gesagt, wer viel hat, dem wird viel genommen; und wer . . . Oder ähnlich. Sagt der Hofprediger — aber das paßt nicht . . . Was der Hofprediger sagt, paßt meist nicht . . . Das war überhaupt — ich schalte das ein — der Fehler, daß viele bei uns in Deutschland zu lange — unten und oben — auf der Kanzel und . . . Aber was ich sage — ich bitte aufzumerken, Hoheiten — das paßt . . . denn ich habe . . . oder besser — ich bin . . . — aber schließlich auf mich, Hoheiten, kommt's nicht an, sondern, bitte, der Fehler sitzt da — der Queck, versteht ihr, der Queck haßt uns —“

„Was denn — der Hofkammerrat . . .?“

„Nein — nein, dich nicht, Jutta — dich haßt überhaupt niemand. Warum auch? Wo hast du denn den langen Stock gelassen? . . . Oder ja — die paar alten Schachteln in deinem Stift können dich vielleicht nicht ausstehen. Laß sei! . . . Denn — das merk' dir, die Obrigkeit wird immer gehaßt — von der Polizei angefangen bis zur Äbtissin — höher: bis zum — bis zum Dalai-Lama . . . verstehst du . . . und wenn du

das verstehst, dann verstehst du auch, daß der — na, wie heißt er, der Quack . . .“

„Unser Großvater, der Herzog Waldemar“ — Wolf-Dietrichs klare und ruhige Stimme bildeten einen ebenso bemerkenswerten als wohlthuenden Gegensatz zu den kaskadenhaft sprudelnden Worten des Onkels Burgund, der sich noch immer auf den vorgestückten Armen wiegte, „hat den Hofkammerrat, als er ein Knabe war, aus dem Rayher See gezogen. Mit eigener Lebensgefahr. Wir alle erinnern uns wohl noch — aus unserer Kindheit — daß der verehrungswürdige Herr das schlichte Bändchen der Rettungsmedaille alltags als einziges im Knopfloch des Gehrocks trug. Vielleicht um anzudeuten, daß ihm diese Dekoration die am ehrlichsten verdiente erschien unter den dreißig oder vierzig Kreuzen und Sternen im Safe der Ordenskammer. Dieses Bändchens erinnert sich wohl auch Herr Quack noch. Wenn unsere Familie sonst nichts für den Hofkammerrat getan hätte, das würde er kaum vergessen . . .“

„Ich bestreite — bestreite gar nicht — Aloisia Manuela, bitte, laß das Gezupfe endlich! — bestreite gar nicht das gute Gedächtnis des Herrn Quack — Quack, bitte, Quack! Im Gegenteil . . . Aber — sogenannte allgemeine Tugenden können — ich meine, sie können im Einzelfall Fehler werden. Mein' ich. Und deshalb — Gerade weil er ein gutes Gedächtnis hat — der Quack — muß ihm — muß ihm die Vollmacht entzogen werden —“

„Er ist der einzige, der wirklich orientiert ist und —“

„Das — das ist's eben, daß er orientiert ist,“ die Fremdworte machten dem Onkel Burgund sichtlich immer größere Schwierigkeiten. Überhaupt bestand ein offen zutage tretender Gegensatz zwischen der Klarheit seiner Gedanken, der Lauterkeit seiner Absichten und der undisziplinierten Art, in der sich die schwere Zunge ihrer Vermittlungsaufgabe erledigte. Als ob er selber darüber traurig sei, nahm sein sonst so joviales

und frohes Gesicht einen merkwürdigen Ausdruck stiller Resignation an; und seine hellen runden Augen glänzten feucht wie von aufsteigenden Tränen. „Er ist auch ori—orientiert, der Quack, bitte, daß bei ihm zu Hause — na, ja . . . Und er ist orientiert — daß alles sehr schief gehen kann — noch tiefer in den Sumpf mit Deutschland — und dem Herzogtum und uns — und —“

„Oho! Wir werden wieder ans Ruder kommen.“

„Jamais. L'organisation militaire est fondée sur la discipline. La démocratie est la négation de la discipline.“ Isabella Galanta hatte in den letzten Tagen Renan gelesen und manches profitiert. Aber was sie jetzt weiter sagte, war durchaus Frucht eigener Gedanken: „Es werden so komme, l'Allemagne sera —“

„Deutsch, bitte!“

Isabella Galanta zuckte hochmütig die nackten Schultern. „Deutschland wird wärden Dominion von Großbritannien — Kolonie von England — und vielleicht es ist gutt.“

Wolf-Dietrich war aufgesprungen und rang mit dem Wort. Konstantin schlug mit der Faust auf den Tisch und zerknirschte einen Reiterfluch zwischen den Zähnen.

Der Herzog schwang die Glocke.

Fest und ruhig, wie ein Turm stand plötzlich neben dem leicht schwankenden Gatten Aloisia Manuela. Sie hatte seinen Rockzipfel mit einer verächtlichen Handbewegung losgelassen, beachtete den Gatten nicht weiter und sah über ihn hinweg, wie über eine leere Goldfischglocke oder sonst was Indifferentes. Christoph wandte ihr sehr verblüfft das Gesicht zu und schluckte eine eben begonnene neue Erklärung.

Aloisia Manuela sprach. Und das Ansehen, das sie genoß, bändigte die Erregung der anderen.

„Ich will auch mal etwas sagen. Es sind Dummheiten gemacht worden — eine schwere Menge — hüben und drüben. Ich meine — nicht bloß heute — hier und

dicht in meiner Nähe — sondern früher, als noch alles gut stand und kein Krieg war. Dummheiten — auch von uns, die wir voranzugehen hätten im Takt und in der Klugheit. Vielleicht auch in der Sicherheit und der Zuversicht. Nicht die wenigsten Dummheiten werden von Frauen gemacht. Heute noch.“ Es war vielleicht kein Zufall, daß ihr Blick, der nichts an Güte verlor aber doch in seltsamer Energie leuchtete, die Spanierin streifte, die hochmütig lächelnd zuhörte. „Und dadurch, daß eine Frau einen Schnurrbart bekommt, wird sie kein Mann. Ich muß das wissen, ich bin selbst eine. Wir alle haben die Anzeichen von dem, was sich vorbereitete, übersehen, falsch gedeutet, nicht beachtet. Marie Antoinette — deren Bilder so um die Unterlippe herum eine gewisse habsburgische Ähnlichkeit haben mit unserer lieben Isabella Galanta — war verblendet genug, in Beaumarchais' ‚Figaro‘ nicht das Grollen des nahenden Wetters zu hören. Sie hat in ihrer Einfalt selbst im Trianonschloßchen die Susanne gespielt. Und das rote Gespenst stand schon hinter der Kulisse. Grinsend, mit dem Beil unterm Arm. Ach, die Revolutionen sind ja so leicht gemacht. Man muß nur den grünen Jungens das Recht und die Macht lassen, zu können und zu dürfen, was sie wollen. Muß ihnen erzählen, daß man auf ihre Frische gewartet hat; und sie werden damit anfangen, ihre Lehrer davonzujagen. Das hätten wir wissen sollen. Und vorbeugen. Aber nun liegt das Kind im Brunnen. Durch die abscheulichen Lügen unserer Feinde — die uns Gefürstete natürlich besonders aufs Korn genommen — ist uns allmählich ein heißer Ekel an der Menschheit in den Hals gestiegen. Herunterwürgen müssen wir den. Das ist nicht leicht gewiß und schmeckt nicht gut — aber es gibt da ein Heilmittel gegen den Ekel an der Menschheit. Das ist: die Freude an der Nation, der Glaube an die Volkskraft.“

„Das Volk ist —“

„— krank, ich weiß. Aber es sind genug Gesunde unter ihm. Auch Gesundheit steckt an — nicht nur Krankheit. Wenn in Deutschland jeder anständige Mensch gibt, was er hat —“

„Dann kommt nicht viel mehr 'raus!“

„Richtig, Bruder Reginbold! Denn gerade die meisten anständigen Leute haben kein Geld mehr!“

„Das wollt' ich nicht sagen —“

„Du nicht. Aber ich.“ Aloisia Manuela nickte ihm dankbar zu, wie einem, der ihr wirklich geholfen hatte. „Wenn aber in Deutschland jeder anständige Kerl an Kräften hergibt, was er kann, dann kommt noch eine ganze Menge heraus! Dann sind wir noch lange nicht unten! Das ist — und wenn zehnmal das Heer zer schlagen ist und unsere Kriegsflotte unter englischer Flagge Baumwolle fährt und amerikanische Schokolade — das ist meine Meinung.“

Es war ganz mäuschenstill geworden. Jeder hatte den Eindruck, daß die gute Tante Burgund nicht gerade als eine Meisterin der Beredsamkeit im ciceronianischen Sinne mit zwingender Logik ihre Gedanken aneinanderreihete. Sprunghaft war alles, was sie sagte. Aber es war frisch, kräftig und kam unmittelbar aus einem deutschen Herzen. Das war keine Rede, aber ein Mensch. War kein Eingriff in die Debatte, aber eine starke Mahnung zur Einigkeit. Das brachte keine Klarheit für die Einzelfragen, aber es tat wohl und reinigte die stickige Atmosphäre.

Freilich nicht für lange. Denn die Benediktiner, Chartreusen und die anderen Schnäpse, die der sonst so enthaltsame Onkel Burgund leider vorhin etwas rasch und unbesonnen konsumiert, hinderten ihn, der Wendung ins Große, Versöhnliche zu folgen, die die lebenskluge Gattin, die kein Redetalent hatte, aber ein warmes Frauenherz, der Verhandlung zu geben wußte.

„Das ist — pardon, ich hab' immer noch das Wort, bitte!“ Prinz Christoph gebot Schweigen mit einer

für die Situation vielleicht etwas zu großartigen Handbewegung, die, sichtlich entgegen seiner eigenen Vermutung, seinen ganzen Oberkörper nach vorn mitriß. „Ich sage — Aloisia Manuela hat recht — ich hab' nicht alles verstanden. In dieser Zeit versteht kein Mensch alles. Aber sie hat recht. Das hat sie oft — aber nicht immer. Denn diesmal hab' ich auch recht — der Queck haßt uns — mich nicht, aber uns . . . Der Queck hat im See gelegen, schön — Ich gön'n' ihm alles Gute — dem Queck — aber wenn er drin geblieben wäre im Queck — ach, was: im See, damals — für uns wär's besser gewesen. Aber — Ihr wißt alle, es hat ihn einer herausgezogen aus dem See, das war der Herzog. Da war der Queck fünfzehn Jahre. Und der Herzog — aber das ist gleichgültig. Aber als er zwanzig Jahre älter war — der Queck, nicht der Herzog — das heißt, der auch — aber ich rede vom Queck . . . da hat er eine — eine Frau gehabt, die sehr schön war — das heißt, mein Typ war's ja nun nicht, aber — das wäre ja auch schlimm, wenn wir alle dieselbe . . . na ja, aber Konstantin sein Typ . . . Obschon dem sein Typ — oft gewechselt hat. Aber damals —“

Prinz Konstantin beendigte seine Zeichnungen, die er während Aloisia Manuelas Rede wieder aufgenommen, und zerbrach den Bleistift. „Mir kommt vor, Hoheit Rayß-Bodenbach,“ sagte er kalt und förmlich, „das gehört nicht hierher . . .“

„Nee, natürlich nicht.“ Christoph lachte, aber es war kein sehr intelligentes Lachen. Und ein Echo fand es auch nicht. „Die Candida Queck — das ist jetzt die Tochter, ja, die Mutter hieß nicht so schön — was aber die Candida Queck ist, die gehört auch nicht hierher — hierher nach Salzschlirf. Uns Kurtheater. Da hat sie unser lieber Nefse und Vetter Wolf-Dietrich hinbesorgt . . . Na, ob's 'ne Duse wird oder 'ne — 'ne Dingsda, wie hieß sie doch in Paris — die mit den schlechten Beinen und dem guten Französisch? . . . egal

— ob die kleine Qued so was wird oder nicht — das ist ja nun ihre Sorge — oder seine . . . Aber der alte Qued — der ist nun mal kein Freund vom Theater — und glaubt nicht an Talente und Mäzene und all so was . . . Und schon gar nicht, wenn die Mäzene — ja, was denn? ach so, ja: wenn die Mäzene zufällig mit den Talenten im selben Solbad . . . Und nun sitzt er allein zu Hause, der Qued — die Frau ist tot, na ja . . . als sie lebte, hat er wenig mehr von ihr gehabt . . . Und nun ist die Tochter flügge — was tut sie? Sie spielt Komödie hier . . . und er sitzt zu Hause, rechnet, zankt sich mit den Roten 'rum und verkalkt. Und was er sich so — so beim Verkalken ausdenkt . . . für uns und die Familie — und was dann wieder in die Rechnungen hineinkommt . . . und in das Gezänk mit den Roten — na, wer dazu das Vertrauen hat, daß das eine Weihnachtsüberraschung für uns werden will . . . der muß schon ans Christkindchen selber glauben — und an den Klapperstorch dazu. Ich — das wollt' ich bloß sagen — ich glaub' nicht ans Christkindchen!“

Nach diesem merkwürdigen Bekenntnis zu einem viel verbreiteten Unglauben, das ihm eine große Erleichterung zu gewähren schien aber nicht ganz das Erstaunen auslöste, das er erwartet haben mochte, ließ sich Prinz Christoph auf seinen Stuhl fallen. Von nun an verharrte er in Nachdenken. Für ihn war die Tagung zu Ende.

Nicht so für die anderen. Es war ein Geraune und Gesumme wie in einem Bienenstock. Man wußte nicht recht, wer mit wem sprach oder ob jeder nur mit sich selbst.

Der Herzog, dem die ganze Szene äußerst peinlich war — denn er hatte das qualvolle Talent, sich für die anderen zu schämen — sah bald das hochmütige Lächeln der Spanierin, bald den tiefgesenkten Kopf Helenens, die sich am liebsten jekt, das wußte er, die Ohren zugehalten hätte und davongelaufen wäre. So hatte sie's bei üblen Kriegsnachrichten oft gemacht. Sie war

ein Kind, ein liebes, blondes, ängstliches Kind. Und er liebte sie deshalb noch mehr.

„Wünscht jemand das Wort —?“ fragte er unsicher, die Hand an der Glocke.

Wolf-Dietrich war aufgestanden und auf ein zustimmendes Nicken des Herzogs begann er mit ein paar kurzen Sätzen, denen man die mühsam gezügelte Erregung anmerkte.

„Man hat hier —“ er sah über den in die gewölbte Hemdbrust zusammengesunkenen Onkel Burgund hinweg, als ob der Sessel leer wäre, „von mir gesprochen. Von mir — und einer Dame. Die Angelegenheit — wenn eine harmlose Bekanntschaft so genannt werden soll — gehört nicht vor den Familientag. Da sie nun leider von einer etwas unsicheren Hand hereingejerrt wurde —“

„Schließlich — es ist die Tochter vom Hofkammerrat, der —“ Reginbold suchte durch einen Zwischenruf den des Kampfes sichtlich müden Schwager Christoph zu decken, der an den Verhandlungen keinen Anteil mehr nahm und in plötzlichem Einfall seinen Perleknopf mit den Augen überall suchte. Was für alle, die nicht wußten, was die in unbewegtem Kopf rollenden Augen bedeuten sollten, sehr seltsam und rätselvoll anzusehen war.

„Die junge Dame ist eine Künstlerin.“ Wolf-Dietrich beantwortete den Einwurf, ohne die Richtung seines Blickes zu ändern. Er sprach immer zum Herzog, als ob dieser allein anwesend sei und er nur ihm allein Rechenschaft schuldig. „Sie ist eine Künstlerin von starkem Talent. Sie hat — wenn in dem zerrütteten Deutschland noch Platz bleibt für die Kunst — eine große Zukunft. Sie geht —“

„Täglich mit dir spazieren.“ Prinz Christoph hatte doch wieder den Faden des Gesprächs gefunden. Aber es klang ganz beiläufig, und seine Augen suchten auf dem Teppich.

„Sie geht den Weg des Erfolges, des Ruhms. Mich aber freut's, daß ich zuerst auf sie aufmerksam gemacht habe.“

„Jetzt ist ganz Salzschlirf auf sie aufmerksam. Auf sie und dich.“

„Ah c'est une chose difficile faire dignement le prince.“ Isabella Galanta nickte mit würdigem Ernst dem Gatten zu. Ihre Miene spiegelte, daß sie diesen Bosheitsatz nicht zum erstenmal von sich gab.

„Und wenn wir die ‚Tagespost‘ nicht kaufen, so werden wir bald darin . . .“

„Verleumdungen lesen?“ Wolf-Dietrich lachte kurz auf. „Gewiß! Und wenn an der Stelle nicht, dann wo anders. Das ist möglich und berührt mich nicht.“

„Die Familie muß aber Rücksichten nehmen.“

„Wahr! Sehr wahr.“ Durch Christophs leicht umnebeltes Hirn blitzte die Erinnerung an eine Frucht seiner Studien, die ihn in den Tagen der Revolution der Gegenwart entrückt. „Tiberius soll gesagt haben: principum diversum esse sortem — nämlich vom gemeinen Haufen — quibus principua rerum ad famam dirigenda.“ Er wunderte sich selbst, wie gut das Lateinische noch ging, und lächelte vergnügt.

„Es wäre vielleicht doch die Pflicht des Herzogs, daß er als Familienoberhaupt . . .“ Reginbold sah nach dem Herzog hin, als erwarte er Besonderes jetzt von ihm.

„Ich muß allerdings auch sagen —“ die klare Stimme der Kaiserlichen Hoheit schwang ruhig über den erregten Gemüthern, „— muß auch sagen, Seine Hoheit der Herzog, der Sohn meiner lieben Tochter Antonie Corisande, hat von seiner Mutter ein wenig die Unbekümmertheit in dynastischen Fragen geerbt. Le prince est un homme public, il doit être partout. Auch in Lauterbach. Aber nicht bloß in Lauterbach. Wäre er hier mitten unter uns gewesen, le représentant perpétuel de la famille, er hätte vielleicht doch den Verkehr des Bruders, meines sonst sehr lieben Enkels

Wolf-Dietrich, mit dieser — dieser Dame vom Theater etwas — etwas heftig gefunden. Man konnte das ja früher, als Prinz, in Berlin machen und — lieber Gott — gewiß in Petersburg. Aber — je vous demande pardon — in Salzschlirf — heute —? Wir sind unter uns, lieber Wolf-Dietrich, hier ist niemand der dir eine kleine Liaison mißgönnt —“

„Es ist keine Liaison, Kaiserliche Hoheit.“

„Wie sagt er? Keine —? Oh. Das ist vielleicht schade für dich — aber es muß eben auch der Anschein vermieden werden.“

„Die Segner schlachten alles aus.“

„Hier ist nichts auszuschlachten.“

„Tant mieux!“

„Ich hätte dazu ein Wort zu sagen —“ Der Herzog griff ein. Er befürchtete neue Mißverständnisse, neue Erregung der kaum besänftigten Gemüther. Und außerdem — Helene hielt ihm unter dem Tisch ihre Armbanduhr hin mit der stummen Mahnung, zu Ende zu kommen. Ihre Augen hatten etwas Flehendes.

„Ruhe für den Herzog!“ Aloisia Manuela sagte das kurz, aber freundlich, zum Onkel Burgund, der vor sich hinzumurmeln begonnen hatte. Unter dem Vorwand, ihre Hand begütigend auf seinen Arm zu legen, kniff sie ihn kräftig, so daß er einen unterdrückten Schmerzensschrei hören ließ. Dabei sah sie ihn sehr lieb an, so daß die Umstehenden annehmen mußten, sie sei stolz auf ihn.

„Ich möchte,“ fuhr der Herzog fort, „möchte unseren lieben Bruder Wolf-Dietrich nur daran erinnern, daß trotz allem die Augen der Welt auf uns gerichtet sind — wenigstens sofern wir uns in der Öffentlichkeit bewegen. Und dann — er ist nicht nur mein Bruder und Prinz des Hauses Rayß-Dreybrücken, er ist — ist . . .“

„Der Thronfolger.“ Es war Reginbold, der freundlich aushalf.

„Gewiß auch dies.“ Der Herzog, der das nicht hatte sagen wollen, räusperte sich etwas verlegen.

„Vielleicht sogar dies — in erster Linie.“

Jutta, der verschiedene ihrer Stiftsdamen allerlei muntere Histörchen erzählt hatten aus des Prinzen Reginbold fröhlich bewegter Vergangenheit, da er noch nicht verhehlicht und keineswegs spanisch orientiert war, wunderte sich über den sicheren und überzeugten Ton, mit dem der einst so lebenslustige Oheim hier die Sittenreinheit und das Hausgesetz zugleich zu vertreten schien. Aber ihre Verwunderung wuchs, als Reginbold mit schöner Ruhe also fortfuhr:

„Wir sind vielleicht — durch gewisse, nunmehr noch beträchtlich zu unserer Freude behobene Unstimmigkeiten und Gegensätze in den beiden Linien, nicht weniger als durch den verlorenen Krieg — nicht übermäßig beliebt. Ich meine — als Familie nicht übermäßig populär im Volke. Wir haben den Frieden; aber das eigene Land befindet sich noch gegen uns im Kriegszustand. Das liegt, wenn ich meine Ansicht sagen darf, an der Gesamtheit der Familie, die nicht richtig zusammengehalten und zu gemeinsamer Repräsentation erzogen und angehalten wurde. Aber es liegt auch an dem etwas eigenwilligen Leben einzelner.“

„Reginbold als Jugendbold,“ nickte Christian, sichtlich erheitert, zu Aloisia Manuela, die verständnisvoll zurücklächelte, als ob sich hier herausstellte, was sie beide längst erwartet und immer gesagt.

„Wir haben leider nicht viele Möglichkeiten, Versäumtes einzuholen. Die Zeit ist ungünstig und scheint fast noch schneller zu fliegen als in besseren Tagen —“

Der Onkel Burgund nickte beglückt. Wolf-Dietrichs Worte lösten eine klassische Erinnerung aus. Er sprach gern Lateinisch, das ihm durch die Beschäftigung mit Familiengeschichte und Heraldik geläufig geblieben war. Auch die anderen glaubte er zu erfreuen, wenn er jetzt laut zitierte:

„Eheu fugaces, Postume, Postume, labuntur anni!“

„Es ist allerdings —!“ Der Herzog sprach sehr langsam. Die Armbanduhr verwirrte ihn. Und jetzt noch das fatale Zitat, das mit dem Ausrufe „Eheu“ beginnen mußte! Das von Christoph stark betonte „heu“ darin löste in Zwangsvorstellungen wieder schreckliche Befürchtungen für seine Nase in ihm aus. „Es ist allerdings für unseren lieben Wolf-Dietrich zu bedenken — es wurde ja von anderer Seite schon darauf hingewiesen —, daß er heute als Thronfolger...“ Der Herzog begegnete dem Blick Helenens. Es lag etwas wie mütterliche Hoffnung und Zuversicht darin. Da vergaß er seine Rede, lächelte ihr verloren zu und setzte sich.

„Wir stehen hier vor einer prinzipiellen Frage.“ Wolf-Dietrich hatte sich in plötzlichem Entschluß erhoben. Jeder sah ihm an, daß er Ernstes und Wichtiges zu sagen hatte; und daß er jedes Wort, ganz verschieden von der leichten Art, mit der er sonst redete, sich abringen mußte. „Es ist hier immer die stille Voraussetzung, daß der herzogliche Thron in Ranz zwar gestürzt ist, aber früher oder später wieder aufgerichtet werden soll.“

„Das hoffen wir.“

„Zuversichtlich.“

„Wir sind davon überzeugt.“

„Ich nicht.“ Erst den letzten Zwischenruf hatte Wolf-Dietrich beantwortet. Die zwei Worte standen plötzlich wie mit Feuerschrift in der Luft. Tönten und klangen nach.

Alle staunten und schauten sich aus verwunderten Augen an.

Ruhiger wiederholte Wolf-Dietrich, und es lag jetzt wie eine leise Wehmut in den Worten, die vorhin wie Trotz und Gegensatz geklungen. „Ich nicht. Ich hoffe auf die Einheit des deutschen Landes, und ich glaube an sie. Felsenfest. Aber ich glaube nicht, daß dieses große, geeinte deutsche Vaterland, das Bismarcks und

des alten Kaisers erhabenen Standbildern noch einmal in neuerwachter Dankbarkeit Eichenkränze vom Niederwald zu Füßen legen wird, all die — man verzeihe mir — all die kleinen deutschen Fürsten, Herzöge, Großherzöge je wiedersehen wird.“

„Was sagt er?“

„Er ist ja von Sinnen.“

„Will er hier den Philipp Egalité spielen?“

„Wolf-Dietrich, weißt du, was du jetzt tust?“

„Laßt ihn ausreden!“

„Ich glaube an die Monarchie. Ich glaube an ihre Notwendigkeit für Deutschland. Ein Amerikaner hat mir neulich gesagt: „Für eine moderne Republik seid ihr gar nicht mehr reich genug. All die Bestechungen und Betrügereien, die da nötig werden, von der Präsidentenwahl bis zum Grenzschmuggel, kosten ja mehr Geld, als ihr überhaupt noch habt. Ihr müßt schon deshalb zurück zur Monarchie, weil sie — trotz des bißchen Tararabumbdiäh und der Repräsentation — billiger arbeitet.“

„Unerhört!“

„Schmählich!“

„Diese Yankeelogik ist natürlich nicht meine Logik. Aber wer diese Monate schauend und schauernd durchlebt hat, dem sind die Augen aufgegangen, der versteht sie auch. Tradition, Veranlagung, Vernunft weisen uns auf ihren Weg zurück.“

„So? Und trotzdem die demokratischen Neigungen?“

„Ich bin, wie Ihr, schon von Geburt natürlicher Gegner der Demokratie. Ich wär' es nicht mehr, wenn mich vernünftiges Denken anders belehrt hätte. Aber ich bin mit Goethe davon überzeugt: nichts ist widerwärtiger als die Majorität, auf der alle Demokratie beruht —“

„Ein Familientag auch.“

„Die Majorität besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkommodieren, aus

Schwachen, die sich assimilieren und aus der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will. So denk ich — mit Goethe. Und nachdem ich mich — war das wirklich noch nötig? — von dem Verdacht gereinigt habe, hier den Lumpen Philipp Egalité spielen zu wollen —“

„Das Spiel hat auch auf der Guillotine geendet.“

„Vor der mir nicht bange wäre. Es sind bessere Köpfe gefallen. Aber — das muß gesagt werden, wenn ich nicht als ein Unehrllicher früher oder später vor Euch allen stehen will. Auch uns könnte wieder so etwas wie eine verachtete Majorität zurückerufen — oder die Gewalt, die niemand von uns will. Die kleinen Staaten hatten einmal ihre Berechtigung. Aber Napoleon wußte sehr gut, was er tat, als er die einzelnen kleinen Gernegroße stärkte und die Eiteln selbständiger machte. Die große Einigung alles dessen, was deutsch ist, wollte er verhindern. Sie ist doch gekommen. Durch Frankreich, in Frankreich. Die ungekrönten kleinen Nachfolger des großen Korsen im Elysee treiben heute dieselbe schlaue Politik. Divide et impera! Wir aber wollen die Einheit — oder den Untergang. Und wenn wir die große Einheit ehrlich wollen, müssen wir — einmal muß es hier unter uns gesagt werden, eh' es uns die Welt sagt, die Geschichte, die Entwicklung, die wir beklagen, beschimpfen, verhöhnen, aber nicht aufhalten können — müssen wir das Opfer unserer ererbten Rechte bringen. Der Herrenrechte, die sie uns heute zerschlagen haben und die wir morgen nicht mehr leichtsinnig kitten und leimen sollen.“

„Das heißt —?“

„Freiwilliger Verzicht —?“

„Der ist doch schon unterschrieben.“

„Abgenötigt — von keinem geglaubt.“

„Das Volk wird uns wieder rufen. Tausendstimmig!“

„Was du da sagst, ist Aufforderung zur Selbstverstümmelung. Ist Selbstmord.“

„Pas du tout. C'est un renoncement à soi-même!“
Die klare Stimme der Kaiserlichen Hoheit bändigte die Zwischenrufe.

Wolf-Dietrich stand ruhig an seinem Platz und sah in Konstantins große, ernste Augen.

Als wieder Stille war, sagte er langsam und leidenschaftslos: „Ich bin ein Glied der Familie, ein Sohn des Herzogs Friedrich Albrecht und der Enkel eines Mannes, den sie den ‚Aufrechten‘ nannten und der viel für Deutschland getan hat. Ich will den Thronfolger spielen, so lange ich muß — so lange mein geheimer Verzicht, der mehr wäre, als der öffentliche, widerrufbare — nicht von der Familie gebilligt wird. Aber ich glaube nicht an meine Mission. Und wenn meine Rolle Opfer erfordert —“

„Aha — die drohende Mesalliance!“

„Ce n'est pas possible d'unir les plaisirs avec les affaires!“

„— ich werde sie bringen, die Opfer. Ich sehe aber unsere wahre Aufgabe, die uns aus Leid und Not und Blut erwachsen ist, in ganz anderem. In der Rückkehr zu dem Amt, aus dem wir in Wahrheit hervorgegangen. Die alten Herzöge waren gar keine Fürsten . . .“

„Nein. Richtig.“ Des Prinzen Christoph historischer Sinn wurde als erster unter seinen eingeschläferten Sinnen wieder wach und nüchtern und produzierte Geordnetes. „Bei Tacitus waren die germanischen Herzöge die duces, die Führer der Heere. Nichts sonst. Zum Unterschied von den reges waren sie das, den Königen. Unter den Frankenkaisern waren sie Beamte . . .“

„Das ist abgeschmackt. Ich habe nicht Lust, mit den Kammergerichtsreferendaren auf einer Stufe zu rangieren.“ Dem erzürnten Reginbold fehlte der Sinn für historische Vergleiche.

„Unser verehrter Onkel und Vetter Prinz Christoph —“

Moisia Manuela erhob sich aus der Zerknirschung über des Satten Verwirrung, als sie aus Wolf-Dietrichs Munde diese laut und beherrschend gesprochenen Worte hörte:

„Unser verehrter Onkel und Vetter Prinz Christoph hat aus der Kenntniss des Werdegangs unserer Stellung und Würde ganz das richtige gesagt. Führer müssen wir werden — Führer des Volkes im Dienste des einen, der es zusammenfaßt, überragt, regiert und ihm den alten Einheitstraum wieder erfüllt . . .“

„Nu kommt gleich der Kyffhäuser!“

„Weiß Gott, er kommt! Wer den heiligen Berg verspottet, zu dem jahrhundertlang die Hoffnung des Volkes pilgerte, der besudelt das Land, das ihn geboren, das Geschlecht, aus dem er gewachsen ist! Sammeln wir alle, die uns noch vertrauen, die noch Führer in uns sehen, um den einen großen Gedanken; leiten wir sie als wahre Herzöge im Sinne der Taciteischen Germania, im Sinne der Langobarden und Franken dem einen zu, der einmal wieder den alten, heute gestürzten Kyffhäusertraum im Glanz der Auferstehung leben soll — so haben wir unsere Aufgabe erfüllt. Dann können wir vor der Geschichte, vor unserem Lande und dem eigenen Gewissen bestehen.“

Als Wolf-Dietrich so gesprochen hatte, war es so still im Sälchen, daß man von draußen durch Fenster, Läden und Vorhänge die Schritte der Vorübergehenden deutlich hörte.

„Der Thronfolger — mein Bruder — weist den Weg zum Verzicht! Das ist eine letzte Prüfung Gottes,“ sagte nach einer Weile halblaut und langsam der Herzog vor sich hin.

Helene griff nach seiner Hand. Die ganze Güte ihres gläubigen Gemüths, ihres liebenden Herzens lag in ihren sanften Worten: „Wen Gott lieb hat, Johann, du weißt doch, den züchtigt er.“

„Certainement“ — nickte die Kaiserliche Hoheit, die das Wort im Fächer aufgefangen hatte. „Ich weiß auch. Aber mir scheint, der liebe Gott könnte jetzt mal eine andere Familie lieb haben!“

* * *

„Was die Zeit fliegt!“ So sagte die alte Karoline und legte ihre verarbeiteten Hände gekreuzt über die blütenweiße Schürze. Und sie sagte so was mit der Miene einer Frau, die sich der Neuheit der gefundenen Sentenz bewußt ist. Mit ihrem zerknitterten Gesicht, das nie recht jung gewesen sein konnte und von ängstlichen Augen belebt wurde, und ihrem etwas gedrückten Wesen, das ihrer Körperhaltung und ihrer Stimme entsprach, erinnerte sie an eine brave alte Märtyrerin auf dem Holztafelbild einer Dorfkirche. „Was die Zeit fliegt — jetzt ist unser liebes Fräulein Candida schon — auf den Tag — 'ne Woche wieder zu Haus.“

Candida legte die Näharbeit in den Schoß. Sie hatte keine leidenschaftliche Freude an diesen Flickereien und auch kein besonderes Geschick dazu; aber sie wußte, es würde den Vater mit Genugthuung erfüllen, sie so still bei den häuslichen Pflichten anzutreffen, wenn er aus der langen und wichtigen Sitzung zurückkäme.

„Sieben Tage — nicht viel, liebe Karoline. Und doch — man kann darin mehr erleben, als mancher in sieben Jahren.“

„Gott, Fräulein, was erlebt man hier schon! Ei ja, im vorigen November — das ist nun schon bald ein Jahr — das waren unruhigere Zeiten. Den Radau vor dem Schloß hat man bis hierher gehört — und dann in der Nacht, wo sie schossen und johlten und mit roten Fahnen vorbeizogen . . . und der junge Leutnant, der sich im Ankleidezimmer des Herrn Rats versteckt hatte und dann in dem alten blauen Sacko vom Herrn Rat wieder zum Vorschein kam — der Rock zu kurz und

die Hose zu lang — und die Uniform hab' ich dann selbst noch in den Kanal geworfen hinterm Nonnenbrunnen . . . Aber ich vergess' immer, damals war das Fräulein ja noch bei uns.“

„Ja, damals, Karoline, damals hätt' keiner geglaubt, daß es so rasch wieder so still werden könnte hier herum. So — friedlich fast.“

„Als ob kein Krieg gewesen wäre, nicht wahr? Ich sag' immer zu des Apothekers Anna — oder ich hab' zu ihr gesagt, denn s'Apothekers sind ja nun nach Bayern gezogen . . .“

„Ja richtig, die Adrians sollen nach München —“

„Schon im September . . . Ja, zu der Anna hab' ich immer gesagt: Wundern tät's mich nicht, wenn jetzt auf einmal wieder unser guter Herzog im offenen Wagen über den Marktplatz führe, mit dem Jäger auf dem Bock und mit dem blonden Prinzexchen auf dem Knie — und das andere saß immer so brav neben ihm. Und jedes hatte 'nen blauen Schlupp links an den Schläfen. Zu liebe Kinder! Ja, und ich wollt' auch gar nicht weiter erstaunen, wenn der Prinz Konstantin wieder auf seinem spiegelblanken Rappen — so was Schwarzes von einem Rappen hab' ich nie wieder gesehen — durch die Ahornallee galoppiert käme, den kleinen ulkigen Groom hinter sich, der immer so geschwigt hat im krebssroten Gesicht — Und hören Sie nur, Fräulein — wir haben Ostwind — hören Sie die Musik?“

„Ja, wirklich, sie haben wieder das Nachmittagskonzert im Stadtgarten. Wenn man denkt — Mitte Oktober noch im Freien!“

„Bei der Sonne. Zu schad', daß der Herr Rat — Sonst ist er nachmittags immer hinübergewandert und hat seine Tasse Kaffee getrunken — immer am selben Tisch, und hat ein paar Musikstücke gehört. Aber jetzt die dummen Sitzungen im Ausschuß — oder im Landtag.“

„Es wird die letzte heute sein, Karoline.“

„Na, gelobt sei der liebe Gott! Da kann doch der Herr Rat mal wieder hinüber in den Pavillon — die herrlichen Herbsttage werden schon noch dauern. Und dann kann der Herr Rat in der Sonne sitzen und sich ausruhen von der vielen Arbeit im Sommer und dem Ärger und . . . Es ist ja kein Wunder, wenn er so schlecht aussieht und manchmal so komisch geht, als ob er ein Matrose auf See wäre.“

„Haben Sie das auch beobachtet, Karoline?“ Über Candidas hübsches Gesicht flog ein Schatten. „Oder hat er Ihnen geklagt —?“

„Geklagt? Er klagt doch nie. Wenn er mal was sagt, der Herr Rat, so — ich meine über sich und seinen Zustand — dann ist's immer, als rede er eigentlich von einem anderen. Als hätte er bloß die Pflicht, einen darauf aufmerksam zu machen, daß dem Herrn Rat Queck, der ihn sonst gar nichts angeht, das und das passiert ist oder das und das geschehen kann. Es ist manchmal zum Fürchten. Als ob er sich neben sich selber setzen und zusehen könnte, wie er krank ist und kränker wird und . . .“

Candida war aufgestanden. Sie trat an die Balustrade der kleinen Terrasse, die weiß und sommerlich in der Sonne des milden Herbstnachmittags lag. Am Zaun die Bäume, die, eine von leisem Wind bewegte Laubwand in den brennenden Farben des Herbstes, den kleinen gepflegten Garten der Queckschen Villa von den jetzt um die Konzertzeit verlassenen Wegen des Stadtgartens trennten, hatte sie in ihrer Kindheit noch als schwache Stämmchen gekannt. Jetzt konnten sie sich schon sehen lassen. Dieser sonnige milde Oktober hatte eine leuchtende Herrlichkeit in ihrem sterbenden Laub entzündet. Manchmal schaukelte leise ein gelbes, ein rotes Blatt zur Erde und legte sich freundlich in das bunte Herbstmuster, das die Wurzeln deckte.

„Wie Sie doch manchmal Ihrer Mutter ähnlich sehen!“ sagte Karoline plötzlich. Ihre alte verrostete Stimme bekam einen weichen Ton, und etwas Mütterliches glänzte in ihren Augen. Mit der jungen Frau, die damals just so alt war wie Candida jetzt, war sie ins Haus gekommen, mit den bescheidenen, aber hübschen Möbeln, dem feinen Weißzeug, dem alten Familiensilber, das die früh Verwaiste damals in die junge Ehe einbrachte. Selber wie ein Stück Hausrat war sie gewesen, die alte Karoline, damals schon nicht jung, nicht leicht und tanzlustig wie die anderen Mädels der Nachbarschaft, ohne Freundinnen, ohne Anhang, ohne andere Interessen als die des Hauses, zu dem sie gehörte. In ihrer Küche saß nie ein Dragoner. Kein Schlächtergeselle oder Laufbursche hielt sich je länger darin auf, als für den kurzen Dialog, den sein Geschäft bedingte, notwendig war. Auf ein Blättchen aus der Heimat war sie abonniert; darin las sie abends, wie daheim die alten Leute starben, die kleinen Kinder geboren wurden, die jungen Menschen heirateten, und wie beim Uhrmacher Wenzel eingebrochen oder beim Postsekretär Münch ein Kaninchen gestohlen wurde; las, wie der Kronenwirt jetzt seine Regalbahn vergrößert und die Witwe Breitenbach ihr Wollwarengeschäft Umstände halber verkauft hatte. Und ohne daß sie ein Lebenszeichen persönlicher Art von dort empfing oder nach dort sandte, lebte sie still teilnehmend, wenn abends die Küche aufgeräumt war, ihr zweites Leben mit den Menschen, die sie als Kind gekannt hatte und von denen kaum einer mehr an sie dachte. Ein Leben, das sie nichts kostete als die paar Groschen Zeitungsabonnement. Aber den ganzen Tag über ging sie auf in ihren Pflichten, scheuerte, kochte, flichte und war auf ihre Art zufrieden und glücklich, wenn die junge Frau, in der sie alles Hübsche, Weibliche, Jugentliche verkörpert sah, das ihr selber fehlte, ein gutes Wort des Lobes, ein Lächeln des Dankes für sie und ihre Arbeit

hatte. Und wenn gar der Herr Rat — freilich damals war er noch nicht „Rat“, und ganz so still und ernst, wie später, war er auch noch nicht — nach einem besonders gelungenen Sonntagsbraten hinter der Abtragenden hernickte: „Ja, wenn wir unsere Karoline nicht hätten, was dann?“, so war's ihr, als ob sie einen Orden bekommen hätte. Ja, und den Orden, den bekam sie dann auch. Das silberne Antonie-Corifandekreuz für zwanzigjährige treue Dienste. Das trug sie, blankgeputzt, am grünroten Bande Sonntags in der Kirche. Das Bändchen erneuerte sie sehr oft; es durfte keine Trübung zeigen, und das weiße Rändchen schmuckte so leicht. Das war dann ihr einziger Luxus, den sie sich gönnte. So war sie in ihrer engen und kleinen Welt ein Mensch aus einem Stück; und ohne Überheblichkeit fand sie es in der Ordnung, daß sie beim Krämer, beim Rohlenmann, bei der Milchfrau was galt, und daß in den kleinen freundlichen Lädchen unter den Arkaden am Marktplatz ein gewisser Respekt aus den oft gesprochenen Worten klang: „Des Rats ihre Karoline hat gesagt . . .“ Als die kleine Candida geboren wurde, hatte die Karoline geholfen. Ruhig und sachgemäß. Die Wehmutter war zu spät gekommen von einer anderen Entbindung; und als sie kam, stellte sich heraus, daß sie an ihrer letzten Arbeitsstätte von dem erfreuten Vater des Ankömmlings zu kräftig mit Rußschnaps gelobt worden war. So zog sie sich bald auf ein Sofa zurück, gab von dort noch einige Anordnungen und schief ein paar Stunden. Die Karoline aber empfing die Kleine, wusch sie und gab ihr die ersten Löffelchen Fencheltee, nicht anders, als ob sie das in einem Säuglingsheim gelernt und oft geübt hätte. Und die Zärtlichkeit, mit der sie das allerliebste Kindchen in den Arm genommen und gewickelt hatte, bewahrte sie für das heranwachsende Mädel. Aus Liebe zu ihm überwand sie auch die einzige tiefe Betrübniß ihres Lebens, als ein zweites Dienstmädchen engagiert wurde, die rothhaarige Angelika, an

der nichts schön war als ihr Name, und von der Karoline behauptete, daß sie so dumm sei, daß sie nachts nicht einschlafen könne. Der rothhaarigen Angelika folgten andere weibliche Hilfskräfte, die weniger schöne Namen und keine roten Haare hatten, die klüger, aber in anderer Beziehung minder erfreulich waren. Eine naschte, eine stahl, eine hatte Beziehungen zur halben Kaserne, eine ließ sich in den Kleidern der Frau Rat photographieren und eine bekam, wenn man sie tadelte, sofort Schreikrämpfe. Karoline sah alle diese zweifelhaften Erscheinungen an sich vorüberziehen; sah Schließkörbe abladen und Schließkörbe wieder aufladen, sah bald einen Zivilisten, bald einen Dragoner im Rähmchen auf der gemeinsamen Kommode stehen. Sie lächelte milde, wenn so eine neue Perle einzog, und sie nickte befriedigt hinter der Abziehenden her. Sie aber blieb, wie sie war. Änderte sich in nichts, tat ihre Pflicht, vergötterte ihre schöne Frau Rat, kochte, buk, wusch und las abends ihr Blättchen, in dem die ihr bekannten Namen immer seltener und die unbekanntes Größen immer häufiger wurden . . . Auch die bösen Monate der Unruhe, der Herzensnot ihrer Herrin hatte sie mitgemacht. Und zum erstenmal schnitt etwas, wie Weh, in ihr alterndes, pflichttreues Herz, als sie das Gesichtchen der Frau Rat blaß und blasser werden sah und den Herrn Rat ernster und verschlossener; als die immer spärlichen Tischgespräche verstummten, wenn sie auftrug, und die kleine Candida, die schöne Pariser Puppe vom Prinzen Konstantin im Arm, mit fragenden Augen in der Küche stand: „Was hat denn die Mutti?“

. . . Und etwas von dieser fragenden Angst von damals fand Karolinens besorgter Blick auch jetzt wieder in den Augen Candidas, der erblühten, der erwachsenen Candida, die so groß, so schön und der längst in der Erde ruhenden Mutter so ähnlich geworden war. Sie konnte sich's gar nicht denken, daß dieses stolze schlante Mädchen den ganzen Sommer lang für fremde Leute

Komödie gespielt haben sollte; daß sie sich Abend für Abend farbiges Fett ins Gesicht geschmiert und die Arme gepudert und gar Perücken auf das gescheitelte kastanienbraune Haar gestülpt hatte, um wildfremde Menschen lachen oder weinen zu machen. Menschen, die sie nichts angingen. Für Geld. Derweil hier der Vater saß in den neun totenstillen Zimmern seiner einsamen Villa und schrieb und las und manchmal — ganz selten — an der seligen Frau kleines Harmonium sich setzte und mit den weißen, so schmal gewordenen Händen einen Choral spielte. Niemand kam zu ihm als der junge Doktor Haller, der seines Vaters, des alten Medizinalrats, Praxis nach dessen Tode übernommen hatte, so wie ein anderer von seinem Vater ein gutgehendes Buttergeschäft oder einen Zigarrenladen mit Laufkundschaft. Und immer, wenn der Doktor von ihm gegangen war, sagte der Rat mit demselben steinernen Lächeln zur Karoline, die sich teilnehmend erkundigte: „Er hat mir genau gesagt, was ich schon gewußt habe, liebe Karoline. Und was er mir nicht gesagt hat, weiß ich auch.“ Manchmal kam auch Erzellenz Pintus, meist in einer geschlossenen Droschke, direkt vom Bahnhof. Den Wagen ließ er warten vor der Tür; das mochte ein schönes Geld kosten! Aber es schien fast, der Geheimrat wollte durchaus von niemand gesehen sein. Er ging so rasch, lief fast auf seinen kurzen dicken Beinchen vom Wagen durch das Vorgärtchen zur Haustür; und wenn Karoline öffnete, stand er tief in die Nische gedrückt, als ob er einen räuberischen Überfall auf die Öffnende beabsichtigte. Wenn er aber dann erst in der Diele war und die schwere Ledermappe abgelegt hatte, war er wie immer wichtig, feierlich, ein bißchen großspurig. Und wenn er wegging, bekam Karoline allemal ihren Fünfmarschein. Den gab er aber so, daß es der Rat Queck, der ihn höflich zur Tür begleitete, unbedingt sehen mußte. Vorgestern war er zum letztenmal dagewesen. Seine Mappe war dicker denn je.

Die Droschke hatte wohl zwei Stunden gewartet. Schläff und abgesspannt war das Gesicht des Herrn Rat, als er die Erzellenz zur Haustür geleitete. Die Augen fackelten unruhig unter der gelben Stirne. Sein letztes Wort war: „Ich werde nach der Sitzung die Entscheidung sofort telegraphieren, Erzellenz. Ich bitte, mich Seiner Hoheit gehorsamst zu empfehlen.“ Abends hatte dann die Karoline in ihrem Blättchen, das sonst nie was von Rayker Angelegenheiten brachte, gelesen: „Die Abmachungen über die Abfindung des ehemaligen Herzogs von Rayk-Dreybrücken und seiner Familie werden, wie uns aus Rayk gemeldet wird, nächsten Freitag um elf Uhr den Landtag beschäftigen. Für die herzogliche Familie hat Rat Queck die Verhandlungen mit der Regierung geführt.“ Das war das erstmal, daß ihr Herr in ihrem Blättchen mit Namen genannt war. Karoline schnitt sich die Notiz behutsam aus und legte sie ins evangelische Gesangbuch zu dem bunten Bildchen, das, kaum sehr ähnlich, Martin Luther mit einer Laute in der Hand darstellte, wie er, laut Unterschrift, gerade dabei war, das Truklied „Ein feste Burg ist unser Gott“ zu komponieren.

Heute war Freitag. Und die alte Standuhr in der Eßstube hatte eben vier seltsam dunkle Schläge hören lassen.

„Schon vier Uhr — und der Herr Rat noch nicht zurück!“

Candida fuhr aus ihrer Träumerei auf. „Ich hätte doch mitgehen sollen . . . Irgendwo hätt' ich ja auf ihn warten können dort.“

„Sie hätten doch sicherlich noch auf der Tribüne ein Plätzchen bekommen. Beim Bäcker haben sie freilich erzählt, sie hätten Karten ausgegeben für heute — und die seien schon alle weg. Wie die frischen Semmeln.“

„Auf die Tribüne ließ er mich auch nicht gehen.“

Als Candida das sagte, klang in ihr des Vaters kühle, die Worte stets gleichmäßig abmessende Stimme nach:

„Auf die Tribüne? Nein, Candida. Wir wollen den eiteln Herrschaften den Glauben an ihre interessante Wichtigkeit nicht noch durch die scheinbare Neugier unserer Kreise stärken.“ Und damit hatte er, alle Einwände abschneidend, das Zimmer verlassen.

„Der Herr Rat hat gesagt, er wird dort was essen — das Restaurant ist gut. Die Herrschaften von der neuen Regierung leben schon nicht von Karten; das können Sie mir glauben, Fräulein Candida! Aber um seinen kleinen Mittagsschlaf kommt er, der arme Herr Rat. ‚Das hol’ ich schon alles nach, Karoline,‘ hat er gesagt, als er ging. Und dabei hat er so sonderbar gelächelt.“

Candida kannte das Lächeln. Und sie kannte auch diese ruhigen abgemessenen Sätze, hinter denen immer das eine hervorlugte, das ihn zu keiner Stunde verließ, das Gespenst des nahen Todes, dessen er gewiß war. Er sprach das Wort Tod nie aus, aber alles, was er tat und redete, plante und ordnete, war nur eine stille zielbewußte Vorbereitung auf ihn. Manchmal war es, als ob er einen Freund erwarte, der bald in wichtiger Mission kommen mußte und nicht genannt sein wollte. Und nur ganz selten zuckte etwas von jenem eisigen Grauen durch seine Rede, das schwächeren Naturen das Herz überschauert, wenn sie an nahes Sterben denken. So gestern abend, als er, der erzwungenen Heiterkeit Candidas mit müder Handbewegung wehrend, lächelnd sagte: „Der Verbrecher in der Armsünderzelle kennt seine Stunde, Candida — aber bis der Priester eintritt am frühen Morgen, hofft er doch noch auf Begnadigung. Es gibt aber Verurteilte, die kennen ihre Stunde — und wissen, daß es keine Instanz mehr gibt, die das Recht, die Möglichkeit zur Gnade hat.“

„Kommen Sie, Karoline, wir wollen sehen, ob in Vaters Zimmer alles in Ordnung ist! Vielleicht ruht er doch noch ein halbes Stündchen, wenn er kommt.“

Candida wußte wohl, daß nichts mehr im Zimmer des Rats oder irgendwo sonst in diesem Hause zu tun war. Denn das lief alles nach der Uhr. Die Fenster öffneten sich, die Türen schlossen sich auf dieselbe Minute, einen Tag wie den anderen. Der Rauch stieg um dieselbe Zeit aus dem Schornstein, heute wie gestern. Das weiße Bettzeug lag nicht eine Minute länger oder kürzer lüftend auf dem kleinen Balkon hinten nach dem Garten. Und die Uhren, die der Rat jeden Tag selbst regulierte, schlugen fast auf die Sekunde mit der Uhr an der St. Katharinentirche. Früher hatten sie mit der Uhr auf dem Türmchen des Schlosses ihre Schläge gemischt. Aber die goldenen Zeiger an der Schloßuhr standen still, seit in der roten Novembernacht die Kugel aus dem Gewehr eines dummen Jungen das Zifferblatt durchgeschlagen, ihr Gehwerk zerstört und das Jahrhunderte alte Glockenspiel zum Schweigen gebracht.

Aber wenn auch nichts zu tun war für sie, jetzt und alle Stunden, in der stillen Ordnung dieses Hauses, die Unruhe trieb Candida immer wieder, den Versuch zu machen, sich irgendwie häuslich zu betätigen. Ihre Bücher und Rollen hatte sie fest in der Kommode eingeschlossen. Mitten ins Studium der Rolle des Gretchens, auf die sie sich fiebernd wie ein Kind gefreut, die ihre Antrittsrolle in der ihr fremden, erst zu erobernden Stadt werden sollte, war der Brief des Vaters gekommen. Gerade und gut gerichtet, wie stets, marschierten die Buchstaben darin auf; und die Mitteilungen vermieden jegliche sentimentale Färbung, alles, was nach Schwäche oder Werbung um Mitgefühl hätte aussehen können. „Ich schicke Dir heut, liebe Candida, nur die Hälfte des monatlichen Zuschusses, da ich Dich bitten muß, Dein Engagement möglichst sofort zu lösen. Meine berufliche Arbeit nähert sich ihrem Ende, und es liegt in der Natur meiner Krankheit, daß ich ziemlich unmittelbar nach der Abwicklung meiner Pflichten auch mit der persönlichen Auflösung

rechnen muß. Eine genaue Untersuchung meines Zustandes — die von mir selbst vorgenommen ist und daher die zuverlässigere ist; aber auch der junge Doktor Haller, dem ich ein anspruchvolleres Leben als das meine nicht anvertrauen würde, wagt nicht zu widersprechen — hat ergeben, daß der Zusammenbruch unmittelbar bevorsteht. Ich rechne mit zwei möglichen Arten meines Ablebens, einer langsamen und einer sehr plötzlichen. Die plötzliche würde Dich, wenn Du nicht vorbereitet wärst, gewiß peinlich überraschen und aus den gerade übernommenen Pflichten reißen. Die langsame aber würde es mir eines Tages nicht mehr gestatten, klar zu disponieren; und Du fändest dann vielleicht, vom Arzt gerufen, einen der Sprache und der klaren Denkfähigkeit Beraubten, dem man die Möglichkeit der Besserung vortäuscht, und der sich gegen das töricht mitleidige Gerede nicht mehr wehren kann. Für Dich, Deine Zukunft und Dein Gewissen, das vielleicht auch in der sogenannten künstlerischen Laufbahn nicht ganz entbehrlich ist, scheint es mir richtiger, und für mich, der ich Dir meine väterliche Liebe bewahrt habe, beruhigender, daß Du vor der Katastrophe oder vor dem das bessere Teil meiner Persönlichkeit bereits zerstörenden Beginn des Endes in das Haus zurückkehrst, über das Du nach meinem Tode allein zu bestimmen hast.“

Ganz der Vater, dieser Brief. Und ganz der Vater war es auch, daß er ihr auf besonderem Zettel die Züge aus dem Kursbuch aufgeschrieben hatte, mit denen sie fahren konnte, Zeit und Ort für das Umsteigen, die Station, an der sie nach seiner Erfahrung ein gutes Büfett fand und Zeit genug hatte, es zu benutzen, und die genauen Ankunftszeiten für Rayk. Die Lösung ihres Engagements war rascher und schmerzloser vor sich gegangen, als sie selbst gefürchtet hatte, da die spielwütige, zornig alternde Direktorin durch die schöne jugendliche Erscheinung Candidas ihren

Rollenkreis, ihren Erfolg und vielleicht auch ihren ehelichen Frieden bedroht sah. So hatte es Candida dieser enthusiastischen Verherrlicherin der Kindesliebe und ihrer Pflichten zu danken, daß der Vertrag sofort gelöst wurde. Sie wäre auf die Minute zu der Zeit in Ranz eingefahren, die der Bettel des Vaters genannt hatte, wenn nicht der übliche Maschinendefekt sie zwei Stunden in einem Glendsnest festgehalten, wo es kein Büfett gab, keine Zeitungen und keine Leute, die irgendeine Auskunft geben konnten oder wollten.

An ihre Ankunft im Elternhaus dachte Candida jetzt, als sie mit Karoline die läuferbelegte Treppe emporstieg zu des Vaters Zimmern. Oben an der Treppe hatte er vor acht Tagen gestanden, der alte Herr. Schlank, gerecht, im schwarzen hochgeknöpften Rock mit dem schmalen Ordensbändchen im Knopfloch, wie immer. Aber einen eisgrauen Bart hatte er sich um das knochige Gesicht wachsen lassen. Aus dem Diplomatenkopf schien ein Schiffer geworden zu sein, ein alter kranker Kapitän, unter dessen buschigen Brauen die Augen allein noch lebendig zu sein schienen. Und auch sein Gang erinnerte zuweilen an Seeleute, die lange den Ozean befahren haben; seine Schritte schlürfteten langsam und gespreizt, als ob er die Lücke des Bodens fürchtete. Unendliches Mitleid hatte die Tochter erfaßt. Mitleid mit der Hoffnungslosigkeit dieses müden Auges. Mitleid mit dem nervösen Zucken seines die Worte manchmal mühsam bildenden Mundes. Mitleid mit seiner Selbstdisziplin, die ihm keine Klage erlaubte. Mitleid mit der Unsicherheit seiner Bewegungen. Mitleid mit diesem ganzen seelisch verarmten, körperlich vor dem Zusammenbruch stehenden Manne, der einmal freundlich in ihrer Kindheit gelächelt und in ihre Spiele die erste Belehrung getragen hatte. Aber immer wenn sie in aufwallender Zärtlichkeit sich ihm nähern wollte, sein Kind zu sein, seine einzige Stütze und ganze Familie, strömte sein Blick

und Wesen eine Kühle aus, die ihr ein Frösteln körperlich über die Haut trieb; lag ein Lächeln um seine schmalen blassen Lippen, das eine leise Ironie verriet. Und dann zwang sie sich, enttäuscht und resigniert, wieder in den Ton einer herzlichen Freundlichkeit, die jede gelehrte Schwester aus irgendeinem „Heim“ mit irgendeinem Silberkreuz am Halbe ganz berufsmäßig mit in die Krankenstube bringt. Sie fühlte es dann, daß der Vater, durch ein an Enttäuschungen reiches Leben zum Mißtrauen erzogen, durch grüblerische Einsamkeit darin bestärkt, den Verdacht nicht los würde, sie spiele mit den Mitteln ihres Talents eine mitleidige Pflichtkomödie, von der ihr Herz nichts wisse. Sie litt unter diesen feinen Gedanken und wagte sie doch nicht zu verschweigen durch einen Ausbruch des echten Gefühls, das sie in seinem Anblick zuweilen würgen wollte. An ihre frühe Kindheit mußte sie dann zurückdenken, fernste Bilder ihrer Erinnerung heraufbeschwören, um diesen korrekten blassen Mann, der sich ein eigenes, alle Vertraulichkeit scheuendes Zeremoniell der väterlichen Liebe erfunden zu haben schien, als ihren Vater zu empfinden; als den Urheber ihrer Tage, den Mann ihrer Mutter, den nachsichtigen Gespielen ihrer Kinderträume.

Karoline hatte den Sessel zurechtgerückt, den alten Biedermeiersessel mit den großgeblühten Ohrenklappen, in dem der Rat nachmittags gern am Fenster saß und nach dem Stadtgarten hinüberschaute. Das Tischchen mit der weißen Decke drüben stand bereit, darauf ein Glas Milch — das Viertelliter, das dem Kranken nach ärztlichem Attest zugebilligt war — und ein Stückchen weißes Krankenbrot, dünn mit Butter gestrichen. Eine Vase, die Candida mit zartblauen Aestern aus dem Garten gefüllt hatte, dabei.

Alles war hier wie immer. Jedes Möbel an seinem Platz, den Candida kannte, seit sie die ersten Schritttchen dem Vater vorführen durfte dort vom kleinen Ruß-

baumtisch, auf dem beim Spiegel das Rasierzeug und die lange Schachtel mit den Krawatten standen, bis zum Diwan, über dem — immer gleich gefaltet — die bunte italienische Seidendecke lag, die auf der Hochzeitsreise der Eltern in Pallanza gekauft war. Das Barometer an der Wand, das Thermometer vor dem Fenster, das kleine Wandgestell mit den in das gleiche dunkle Rot gebundenen Büchern — seine „Nachtbibliothek“ nannte sie der Vater, weil er nachts manchmal in diesen Lieblingswerken las — über der breiten Kommode, in der die Wäsche sauber geordnet lag, kleine Säckchen mit getrocknetem Lavendel dazwischen, die noch die Großmutter selbst genäht hatte. Und alle Bilder kannte sie und hätte sie im Traume her zählen können. Überm Bett die liebliche Madonna Murillos, die den Fuß auf die Mondichel setzt. Zu Häupten des Bettes die Großeltern im ovalen Rahmen. Alte, alte Photographien, steif, würdevoll und ein bißchen komisch in ihrer feierlichen Pose. Dort des Vaters schlichtes Geburtshaus, die alte Universität von Freiburg, in der er studiert, ein Blick auf Rolandssee im Frühlingschmuck und dann — ja dann das seltsam verhangene Bild, das sie noch kannte von damals, als das grüne Seidenvorhängchen noch nicht die lieblich lächelnden Züge dieses, wie in holder Scham gesenkten Frauentöpfchens den Blicken verbarg.

„Der Herr Rat fürchtet, die Morgensonne zieht die Farben heraus.“ Karoline, die dem ernststen Blick Candidas gefolgt war, glaubte erklären zu müssen. „Und es ist doch so ein wertvolles Bild, der berühmte Professor aus München — der damals die selige Herzogin für den Seesalon gemalt hat — ich glaube zwanzigtausend Mark hat der Herzog dafür zahlen müssen oder gar dreißig — ja, der war doch ganz weg von unserer lieben, schönen Frau Rat. ‚Ich muß Sie malen, ich muß‘ — ich hab’s selbst gehört, wie er’s gesagt hat. Zwei-, dreimal. Und wissen Sie, Fräulein Candida,

was er noch gesagt hat — ganz respektlos, ja — überhaupt der hat kein Blatt vor den Mund genommen, der nicht, wenn er so schief über seine Brille guckte, — er muß sich dabei erholen von den Aufträgen im Schloß, hat er gesagt. Ja, so wahr ich's Leben hab'! Aber sehen Sie — neben dem Rahmen hängt ein seidenes Schnürchen — da rechts! — und da braucht der Herr Rat nur dran zu ziehen und das Vorhängchen geht auseinander . . . Und ich glaub's gewiß, er tut's — tut's oft, wenn die Sonne nicht gerade so grell scheint, die wo den berühmten, teuren Bildern schadet mit ihren Strahlen.“

„Ich weiß,“ sagte Candida bloß. Aber ihre Gedanken irrten von dem Bilde, das sie deutlich mit ihres Geistes Augen durch die seidene Falten sah, zu einem anderen, von dem sie bloß gehört und gelesen. In einer Geschichte Venedigs hatte sie's gefunden. Im Dogenpalast, in jenem feierlichen Saale des Großen Rats, den Paolo Veroneses Meisterhand mit dem Ruhm Venedigs geschmückt, reihen sich am Fries die Bildnisse von mehr als siebenzig Dogen. Über einen der einst Gewaltigen aber ist ein verhüllender Vorhang gezogen. Candida erinnerte sich, daß sie irgendwo den Versen begegnet, die das geheimnisvolle unsichtbare Bildnis mitten unter den der Unsterblichkeit Überlieferten erklärten. Sie hatte die Strophen in ihrem guten, willig den Wohlklang bewahrenden Gedächtnis behalten. Von den siebenzig Dogen war die Rede darin, und es hieß:

Greisenköpfe mit den Runen
Weisen Alters um die Brauen,
Herrn des Meers und der Lagunen,
Die voll Hobeit niederschauen.

Einen unter all den hellen,
Glanzumwitterten Gestalten
Schirmen scheu in schwarzen Wellen
Eines schweren Vorhangs Falten.

In der Sprache der Lateiner
Starre, kalte Lettern sprechen:
„Hier — in Schmach — versteckt sich einer,
Den getödet sein Verbrechen . . .“

Decapitatus pro criminibus — der Verschwörer und Verräter am Staate. Marino Faliéri.

Verbrecher? In Schmach versteckt . . .? Der aufdämmernde Vergleich schmerzte sie körperlich und sie schloß unwillkürlich die Augen.

„Da sehen Sie nun selbst, wie die Sonne hier blendet,“ nickte Karoline, die Candidas stilles Weh, das ihr feucht an den Wimpern hing, gutmütig mißdeutete. „Und es ist doch jetzt bloß die Abendsonne . . .! Aber hören Sie, Fräulein — eben fährt unten ein Wagen vor. Das ist gewiß der Herr Rat — er hat sich eine Droschke geleistet. Das tut er nur ganz selten.“

Candida war schon auf der Treppe. Sie lief dem Vater entgegen, die Angst meisternd und ein Lächeln auf den trockenen Lippen.

Langsam, ganz langsam stieg der Rat die Stufen. Seine schmale blasse Hand, auf der die Adern wie dunkelblaue Seile lagen, griff das Geländer fest, krampfhaft fest. Sein Gesicht war müde und schlaff, nur in den Augen flackerte das Feuer einer Befriedigung.

„Laß nur, Kind, es geht schon.“

„Du fühlst dich nicht wohl, Papa?“

„O doch — danke, ganz wohl. Aber —“ Er stand still, schwer Atem schöpfend aus fliegender Brust — „aber ich hätte ja jetzt Zeit, mich weniger wohl zu fühlen. Zeit und vielleicht auch — ein Recht.“

„Ist — der — — ich meine — ist der Vergleich durchgegangen, so wie du ihn — —“ Candida würgte an den Worten. Sie hatte all die Tage wie hinter Schleiern die wahre Meinung und Absicht des Vaters gesucht. Sie kannte seine Vollmachten, kannte sein Pflichtgefühl, kannte seine Dankbarkeit für Dinge, die

weit zurücklagen — aber sie ahnte, nein, sie wußte auch von seinem Gram und Groll.

Jetzt saß er in seinem Lehnstuhl, hatte den bequemen Hausrock angezogen und die Füße in den Fußsack gestellt, den ihm die Tochter zurechtgerückt.

Karoline war gegangen. Candida hatte sich einen Hocker zum Stuhl des Vaters herangezogen. Ihre lebenswarne junge Hand auf seine kalten knöchigen Finger legend, suchte sie ängstlich seine Augen. Aber er ließ den Blick über die vom Herbstwind bunt bestreuten Wege des Stadtgartens schweifen, die sich jetzt füllten mit Heimkehrenden.

„Das Konzert ist aus. Der Abend kommt.“

„Die Sitzung im Landtag hat lange gedauert, Vater. War sie stürmisch?“

„Die Zeiten der Ruhe sind für lange dahin. Der Ton ist anders geworden wie die Menschen. Die großen Redner fehlen, die kleinen Schreier sind da. Und ohne Pöbeleien geht's nicht.“

„Hast du auch . . .“

„Mein Teil bekommen? Natürlich, Kind. Nicht zu knapp. Wenn Blicke Dolche wären — du weißt. Und wenn Worte Reulenschläge wären — ich säße, weiß Gott, nicht mehr hier im Sessel.“

„Und — bist du zufrieden?“

„Ich — ja.“ Ganz langsam sprach er das. Es kam Candida vor, als ob er einen ganz seltsamen Ton auf diese beiden kleinen Worte lege.

„Und du glaubst auch, Vater — —“

„Daß der Herzog zufrieden ist? Und mit ihm —“ langsam wandte der Rat den Kopf der Tochter zu. Seine großen, traurigen Augen ruhten in den ihren, fest, ernst, forschend — „und mit ihm auch die anderen?“

Candida erschrak. Wie die Stunden dieses bösen Tages ihn hatten altern lassen! Die Haut schien schlaffer und gelber. Ganz tief lagen die Augen, als wollten sie sich in die dunklen Höhlen unter der Stirn

vertriehen. Die Nase schien schmaler und länger geworden zu sein. Aus den blutleeren Lippen flog der Atem in kurzen, leisen Stößen. Die rechte Hand, die er unter die Weste auf das unruhige Herz gelegt hatte, zog der Rat jetzt langsam hervor; ihre Finger suchten tastend den Puls an der Linken. Wohl hundertmal hatte Candida in diesen Tagen schon den Vater so sitzen sehen, vor sich hinstarrend, die Hand am Puls. Sie wußte, was es bedeutete. Er kontrollierte das entfliehende Leben. Fühlte, wie die Blutwellen schneller und schwächer kamen, wie sie manchmal aussetzten, um matt und unruhig wieder zu beginnen.

„Willst du nicht die Milch, Vater — und das Butterbrötchen . . . vielleicht hättest du lieber ein Rührei . . .“

„Nichts.“ Er schüttelte langsam abweisend den Kopf. „Ich habe dort schon eine Kleinigkeit . . . Jetzt kommt die üble Schlafsucht wieder . . . die letzten Nächte waren so schlecht . . . das Zentralorgan will nicht mehr . . . Hundertfünfzehn Pulsschläge . . .“

„Wie viele — ich meine, wie viele sollten es eigentlich sein?“

„Achtzig in der Minute wirst du haben . . . glückliches Kind.“

„Das sind nur die Aufregungen heute.“

„Wir wollen uns nichts vormachen, Candida. Daß die Aufregungen nun aufhören, ist just das Schlimme. Wenn nämlich dieses Leben das Nicht-Schlimme genannt werden darf für einen wie mich, den in der Nacht die Atembeschwerden — torbiales Asthma heißt's hübsch und medizinisch — aus dem Bette in den Stuhl treiben, und der am anderen Tag vor sich hindämmert, als ob ihm dieser graue Zustand der Somnolenz auch nur ein wenig Entschädigung gewähren könnte für die verwehrte köstliche Wohltat des Schlafs.“

„Das wird nun alles anders, Papa.“

„Ja — es wird anders. Rasch, Candida, wird es das. Und du sollst dich darin nicht täuschen. Denn die

Täuschung würde dich die paar Tage noch, bis du belehrt bist, vielleicht erbittern — ja, Kind, erbittern, weil es dir scheinen könnte, als hab' ich dich grundlos zurückgerufen — vielleicht um doch noch deiner Liebe zur Kunst in den Arm zu fallen . . . Deinen Weg zum Ruhm zu hemmen.“

Ein tiefes Mitleid erschütterte Candida. Ganz leise sagte sie, während sie ihre Wange in scheuer Zärtlichkeit an die Hand des Vaters drückte: „Nein, Papa — ich will nur noch bei dir sein — will nur noch . . .“

„Ich weiß jetzt“ — der Rat sprach mühsam und ohne Betonung, während er am Fenstergesims unter einem marmornen Briefbeschwerer zwischen Drucksachen und Briefen ein dickes Päckchen Zeitungsausschnitte hervorkramte — „ich weiß jetzt, Kind, daß du Talent hast. Ich habe — habe alles, was über dich geschrieben wurde, gelesen. Alles. Ich habe mich auf so ein Büro abonniert, das solche Ausschnitte sammelt und übersendet . . . Ich mußte mich für ein Jahr verpflichten. Habe vorausbezahlt — du hast also noch sechs Monate das Recht, für den Fall, daß du . . .“

„Lieber — lieber Papa!“ Candida küßte gerührt seine Hand. Hinter all diesem Eis seines Wesens saß die spähennde Liebe für sie; saß die heimliche Angst, daß sie sich verliere! Nun fühlte und wußte sie das.

„Die Leute schreiben zum Teil ein miserables Deutsch — es muß nicht immer angenehm sein, von den Burschen gelobt zu werden — Nun, du hast ja auch anderes gelesen . . . Diese Bosheiten hier sind aus Fulda — das ist Schmalzens gottverbotener Stil . . . Weißt du übrigens, daß der Professor politisch geschwenkt hat — wieder geschwenkt? Und fast scheint's nicht nur, weil er weiß, daß die ‚Tagespost‘ aufgekauft ist von der Herzogspartei — und daß die lukrative Mitarbeit nur den Rechtsstehenden möglich ist. Er hat Pintus besucht neulich; und mir hat er geschrieben — gib dort mal die kleine grüne Mappe mit den Briefen

her — danke. Hier ist die verrückte Epistel. Man könnte die Diagnose stellen: beginnender religiöser Wahnsinn. Aber dann kommen wieder Zweifel. Der Kerl behauptet, einen Tag von Damastus erlebt zu haben . . . Lies du mal selbst, Candida — da steht der Unsinn — ich habe meine Brille nicht zur Hand —“

Er reichte ihr den Brief. Die große Hornbrille lag neben ihm; er wußte es, und Candida sah es. Aber er fühlte wieder die aufsteigenden Sehstörungen; wie ein Schwarm kleiner Fliegen irrte ihm das durchs Gesichtsfeld.

Und Candida las: „Wenn ich Ew. Hochwohlgeboren in dieser Stunde . . .“

„Nein, hier weiter unten. Den ganzen Gums brauchst du nicht zu genießen.“

„. . . Sie wissen, hochverehrter Herr Rat, wie es dem Saulus erging, dem Pharisäer und Schüler Gamaliels, der die neue Sette der Christen — gehässig vielleicht, aber aus Überzeugung — verfolgte. Da er auf dem Wege war und nahe bei Damastus kam, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel; und er fiel auf die Erde und hörte eine Stimme, die sprach zu ihm: ‚Saul, Saul, was verfolgst du mich?‘ Er aber sprach: ‚Herr, wer bist du? . . .‘ Mag Ihnen das erstaunlich vorkommen, hochverehrter Herr Rat, mögen Sie mißtrauisch an der Bekehrung des überzeugten Republikaners, der ich geworden war, zweifeln, ich muß — mich zwingt es einfach — muß den Bekennermut haben, es Ihnen zu sagen, frei und erhabenen Hauptes. Ich hatte ein Gesicht — oder etwas dem ähnliches. Wie Paulus. ‚Die Männer aber, die seine Gefährten waren, stunden, und waren erstarrt; denn sie hörten die Stimme und sahen niemand,‘ so heißt es in der Apostelgeschichte. Sie aber, hochverehrter Herr Rat — obschon ich mich nicht rühmen darf, Ihr Gefährte gewesen zu sein —“

„Gott sei Dank — nein.“

„— Sie gehören zu den Männern, die stunden und staunten erstarrt . . . Er aber, Saulus, aus dem ein Paulus geworden, war drei Tage nicht sehend, und aß nicht und trank nicht.“

„Das soll stimmen. Ich meine der Vergleich. Ich hörte, der Schmalz sah wunderbarlich aus — verprügelt und verschwollen — als er aus Salzschlirf, wie ein Narr, Hals über Kopf entfloh.“

„. . . Ich habe, auf das Wissen und mein Studium pochend, alles Übersinnliche geleugnet bis vor kurzem. Habe gelacht über okkulte Dinge und die vierte Dimension. In der Stille eines kleinen deutschen Bades ist mir — in Form einer Erscheinung, die ich erst in meinen hinterlassenen Papieren beschreiben will — eine Belehrung geworden, die alles Gedruckte und vom Menschen Gesprochene aufhebt und nichtig macht. Ihr verdanke ich die politische Umkehr zu den Idealen meiner Jugend. Der Rausch der Revolution hatte mich betäubt — ich bin nüchtern geworden, wach, hellhörig und guten Willens, mein Wissen und meine Talente unter die alten Fahnen zu stellen. Mag es von meinen Widersachern in beiden Lagern — denn die einen trauen mir nicht mehr, die anderen noch nicht —“

„Und haben beide recht,“ nickte der Rat.

„— immerhin heißen, wie im neunten Kapitel der Apostelgeschichte: ‚Sie entsetzten sich aber alle, die es hörten, und sprachen: Ist das nicht, der zu Jerusalem verstörte alle‘ — ich werde, dem monarchischen Gedanken neu gewonnen, nicht Zeit noch Mühe noch Kraft scheuen, mich an die Seite derer zu stellen, die . . .“

„Laß, Rind! Genug! Seine Sätze sind fast so gräßlich wie der ganze schleimige Kerl.“

„Ich verstehe kein Wort,“ sagte Candida und legte mit tiefem Erstaunen den Brief des Professors hin.

„Was ist da viel zu verstehen? Unten stehen übrigens noch Empfehlungen für dich und enthusiastische Worte

über dein Talent und deine Erfolge. Der Kerl ahnt nicht, daß ich — abonniert bin.“

„Und glaubst du, Papa, daß er der Sache des Herzogs . . .“

„Nützen kann? Pah! Ein Lump mehr. Ein Mäntelchen mehr, das nach dem Wind gehängt wird.“

„Aber der Brief klingt ehrlich.“

„Ich habe für solche Klänge aus solchen Mäulern kein Ohr. Auch keine Zeit mehr. Mir sind zwei Sorten von Menschen immer besonders ekelhaft gewesen. In der Literatur die spitzfindigen Ferkel, die, ihrer Natur folgend, Cochonerien produzieren und sich von Dämlichen und Raffinierten für ‚Ründer einer neuen Moral‘ ausgeben lassen. Und in der Politik die Leute, die immerzu den ‚Tag von Damaskus‘ erleben. Es gibt ihrer zu viele, die sich eine ganze Woche von Damaskus leisten — jeden Tag einen Umfall. Heute nach links, morgen nach rechts — und sie sind immerzu bald hinter Stephanus her, bald hinter Samael. Und keiner von den beiden, wahrhaftig, braucht stolz zu sein auf die Gefolgschaft dieses Gefindels!“

Candida hörte nur halb hin. Der Vater war durch Schmalz und seinen dummen Brief wieder bei dem Thema, das sie allein interessierte. So fragte sie jetzt ziemlich unvermittelt, und sie hatte selbst den Eindruck, daß ihre Stimme dabei nicht fest war und daß ihr rote Hize in die Schläfen stieg: „Und was ist nun beschlossen worden — ich meine, was ist durchgegangen im Landtag?“

Quecks Blick irrte einen Augenblick unster im Zimmer umher, als ob er etwas suche; dann blieb er hasten auf dem Porträt des Herzogs Waldemar. Es war ein Aquarellbild in Medaillonform in mattgoldnem Rahmen. Aus der Zeit, da der Herzog den jungen, schon bewußtlosen Sekundaner, der beim Baden, vom Krampf befallen, mit einem Schrei untergegangen war, ergriffen, gehoben und in voller Uniform das Wasser

teilend ans Ufer gerettet hatte. Als ob er diesem längst in der Familiengruft der kleinen gotischen Hofkirche Beigesetzten den befohlenen Bericht erstatte, sprach jetzt langsam und gemessen der Hofkammerrat zu dem Bilde hinüber, das von den letzten purpurnen Lichtern der Abendsonne gestreift wurde.

„Die ganz Roten lehnten natürlich jede Abfindung ab. Rüde und knotig. Ohne Kinderstube und ohne Vernunft. Als ob Baldus, der mittlerweile wegen vielfacher Unterschlagung gesucht und natürlich nicht gefunden wird, noch den schlechten Ton angäbe. Für das Verlangen der Sozialdemokraten — die Führer sprachen übrigens wieder glänzend, ungebildete Talente, rednerischer Instinkt, Mutterwitz — schade, schade, die Rechte sollte so was haben! Die vielen Akademiker schaffen's nicht mit dem papiernen Gerede — ja, was ich sagen wollte, für ihren Antrag war die Mehrheit nicht zu haben. Obschon sich ein paar Demokraten der Abstimmung enthielten. Sie beantragten, die Staatsregierung aufzufordern — einfach durch ein Gesetz das Vermögen der Herzogsfamilie dem Staate zu übereignen.

„Ohne Entschädigung?“

„Den lebenden Mitgliedern der Familie sollte eine angemessene Rente bis zum Ableben gezahlt werden.“

„Das wäre doch glatter Diebstahl gewesen, Vater!“

„Glatt schon, aber nicht Diebstahl. Eher vielleicht Raub. Jedenfalls Gewalt statt Recht. Aber so weit sind wir immerhin noch nicht — oder nicht mehr. Man hat anders beschlossen.“

„So, wie du vorgeschlagen?“

„Wenigstens annähernd. Ich hatte vorsichtigerweise schon ein Beträchtliches mehr gefordert, als ich erwartete erreichen zu können. Für die Domänen Lindenberg und Klöhne, das Wickenhagener Bergwerk und die Forsten bekommt die Familie rund dreißig Millionen als Barabfindung.“

„Ist das sehr viel?“

„Genug. Ich hatte fünfundvierzig gefordert, fünfunddreißig erwartet und wäre schließlich mit fünfundzwanzig zufrieden gewesen. Die Erträgnisse von Domänen, Bergwerk und Forsten werden dem Herzog bis zum Tage der Unterzeichnung des Abkommens ausbezahlt. Edelsteine und Silberschätze werden zurückgegeben.“

„Das ist doch nochmal ein Vermögen.“

„War's. Aber heute —? Es ist so entsetzlich viel gestohlen worden in den glorreichen Tagen der erwachenden ‚Freiheit‘. Wenn auch die Räuber und Diebe, die recht oft mit der edlen ‚Bewachungsmannschaft‘ identisch waren, durch ihre Unkenntnis der wahren Werte viel Rinkerlichchen mühevoll weggeschleppt und Gutes und Seltenes an Ort und Stelle belassen haben.“

„Für das Gestohlene muß doch wohl Ersatz geleistet werden?“

„Das war nicht durchzusetzen. Dasselbe gilt von Wagen und Pferden des Marstalls. Soweit das noch vorhanden oder nachweisbar, ist's zurückzubringen. Das andere —?! Da ist's denn ganz gut, daß der tüchtige Pintus, der überall seine Nase hat, in Berlin bei einem Fuhrhalter in Moabit zufällig den Wagen à la Daumont und die vier Isabellen aufgespürt hat —“

„Der zulezt das neuvermählte Herzogspaar zum Schloß fuhr?“

„Ganz recht, den.“

„Was macht ein Berliner Fuhrhalter damit?“

„Er kutschiert zu Fürstenhochzeiten — Brauteinholungen — Potentatenbesuchen —“

„Jetzt — in Berlin?“

„Im Film natürlich — nur im Film! Wenn die neue Berliner Regierung schon den Geschmack hat, die ehrwürdigen Potsdamer Schlösser für gestümperte französische Revolutionsfilmdramen als Schauplatz freizugeben — dansons la carmagnole! vive le son du

canon! — warum soll da ein alter Droschkentutscher in Moabit geschmackvoller sein?“

„Und die herzoglichen Schlösser, Papa, was ist damit?“ Candida hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf in die Hände gelegt. Mit erglühenden Wangen sah sie in gespanntester Aufmerksamkeit zum Vater auf.

„Die Schlösser? Das Stadtschloß in Heilnau mit zugehörigen Gebäulichkeiten, das bisher von der Prinzessin Eudoxia allein bewohnt war, fällt an die katholische Linie. Platz ist ja genug drin für all die Kinderlosigkeit. Und die Kaiserliche Hoheit soll krank sein — alt ist sie auch, die etelhaften Zeiten bereiten der alten Dame gewiß keine heilsame Freude mehr — so macht sie vielleicht einen Wettlauf mit mir nach dem Krematorium.“

„Papa!“

„Der Prinzessin Isabella Galanta können sie ihr Schloß nicht nehmen. Die Königliche Hoheit hat die Vorsicht befohlen, als edle Spanierin zur Welt zu kommen. Und ihrem deutschen Mann gehört kein Stein an dem Bau. Das Stadtschloß in Rayz, als Wohnhaus, aber ohne die Parks, bloß mit einem verkleinerten Garten bis zum Goldfischteich, bleibt der herzoglichen Familie.“

„Und — die Prinzen?“

Ein forschender Blick aus müden Augen streifte Candida: „Die unverheirateten Prinzen gehören zur herzoglichen Familie.“ Nach einer Weile fügte der Rat hinzu, als ob er sich selber Rechenschaft gäbe: „Das Schloß ist geräumig. Hätte sogar schließlich noch Platz für die Prinzessin-Abtissin. Aber die gute Tutta kann sich ihres geistlichen Umgangs weiter freuen. Das Stift Heiligenhose wird erst nach Ableben der letzten seiner jetzigen Insassen aufgelöst. Und da diese alten Jungfern zäh sind wie der ewige Jude, so kann bis dahin — na ja, kann alles wieder anders sein.“

„Glaubst du das, Papa?“

„Ich habe meine ganze Kraft gebraucht für die Ordnung der nächsten Zukunft. Darüber hinaus werf ich keine Speere mehr und keine Fackeln. Ich kann auch aus Ämtern, in denen nur gerechnet wurde, nicht prophezeien.“

„Und was geschieht mit den übrigen Schlössern und Jagdhäusern und —?“

„Familienbilder, Silber, Weißzeug und Weine dürfen daraus entfernt werden. Na, die besseren Weine sind wohl schon ‚entfernt‘. Auch die etwa den lebenden Gliedern der Familie zum Geschenk gemachten Gegenstände dürfen die Eigentümer mitnehmen. Die sonstige Einrichtung verfällt dem Staat.“

Eine Pause. Man hörte die Uhr ticken. Draußen knirschten die Räder eines Karrens. Ein Hund bellte. Dann war es ganz still. Nur die Uhr schien zu leben.

Eine Frage lag in der Luft. Candida quälte sich damit, sie nicht zu stellen. Der Rat wußte, daß sie doch gestellt werden würde. Er wartete.

Ganz langsam, vor sich hin ins Leere starrend, sprach Candidas weiche Frauenstimme: „Und was wird aus Kranichstein?“

Wieder tickte die Uhr. Der Rat hatte die Hand am Puls. Schlaff und leer fühlte sich die Radialarterie an. Seine Fingerspitzen konnten sie leicht zusammendrücken. So schlapp und inhaltlos hatte sie sich noch nie angefühlt. Ein Frösteln kroch ihm den Rücken herauf. Aus den vielen Büchern, die er, immer heller seinen Zustand erkennend, immer furchtloser seinen Weg zum Ende überschauend, gelesen hatte, wußte er alles. Wußte, daß diese Schlaffheit der Arterie, die ehemals prall und hart sich angefühlt, einer der untrüglichen Vorboten des nahen Zusammenbruchs war. All die letzten Tage hatten seine Beobachtungen also gestimmt. Die Sehstörungen, die er konstatierte, waren häufiger und intensiver geworden. Der Defekt

war durch schärfere Brillen nicht mehr zu regulieren. Ein Zeichen, daß die Blutversorgung der Netzhaut rasch nachließ. Das flatternde Herz war nachts durch die kalten Umschläge nicht mehr zu beruhigen; Appetitlosigkeit und Somnolenz trübten seine Erinnerung für kleine Ereignisse der letzten Zeit, während alles Gewohnte und Berufliche fest und klar in oft gesehenen Umrissen vor ihm stand. Auch die Schwellung der Füße war seit vorgestern wieder beträchtlich, und rasch vorübergehende Schwindelanfälle hatten ihn bei der letzten Arbeit über Gutachten und Tabellen jäh gestört. Das Schlimmste aber — sein Brief gestern mit dem unverständlichen Satz am Ende, den ihm Pintus, erstaunt und höflich um eine Erläuterung bittend, zurückgesandt! Hier war zu den gesteigerten Symptomen: Gedächtnisschwäche, Schwindel, Bewegungsunsicherheit, Schlassucht, kardialem Asthma das letzte und böseste des Endstadiums der Arteriosklerose hinzugekommen, diese verräterische Störung der Gehirnfunktion. Er hatte ans Ende eines inhaltlich vernünftigen, stilistisch korrekten Briefes in amtlichen Angelegenheiten eine befremdliche Gleichgültigkeit geschrieben, eine konfuse Verquickung zweier Notizchen, die er kurz vorher in der Zeitung gelesen, und in unerklärlichem Zwang hatte die unbeherrschte Hand das für den Empfänger doppelt Unsinnige dem für den Herzog bestimmten Bericht angefügt. Als er gestern abend — immer mit der heißen Angst, plötzlich wieder ein Wort nicht zu finden, unrettbar in einen anderen Gedankenkreis zu entgleisen — sich bei der Erzellenz brieflich entschuldigte, verließ ihn die Überzeugung nicht, daß dies der letzte Brief sein werde, den er schreibe. Und unwillkürlich wurden die Buchstaben größer und steifer, die Schnörkel breiter und kühner. Diese ganz konventionellen Sätze, die mit einer Ermüdung im Dienst den seltsamen Fall entschuldigten, gewannen den Charakter eines Dokuments, das den Abschied besiegelte.

Den unerbetenen, deutlich gefühlten Abschied von einer pflichtenreichen Lebensarbeit, einer gewohnten Umgebung und dem Dasein selbst. . .

„Und was wird aus Kranichstein?“ Minuten tiefer Stille waren vergangen, seit es Candida gefragt hatte. Sprach sie die Worte zum zweiten Male, oder klangen sie von weit, wie ein spät von den Wänden zurückgeworfenes Echo?

Der Rat hob langsam den knochigen Kopf. Aus den tiefen bläulichen Höhlen unter der Stirn suchten seine Augen den grünen seidenen Vorhang, der das Bild der Toten deckte. Es war, als ob die Augen durch die faltige Hülle hindurchdringen müßten; als ob sie fragend, forschend und auch wieder stumm drohend das lächelnd gesenkte Köpfschen der schönen Frau finden wollten, die einmal Freude, Lachen und Leben in diese totenstillen Räume getragen hatte.

„Schloß Kranichstein wird ein historisches Landesmuseum.“

Candidas Herz krampfte sich zusammen. Ein körperlicher Schmerz traf stichartig ihre Brust. Dann hörte sie plötzlich wie aus einer weiten Ferne Wolf-Dietrichs Stimme: „Kranichstein muß uns bleiben! Es ist das Symbol des Glücks und Aufstiegs der Familie. Mein Vater und Onkel Konstantin haben dort ihre schönste Jugendzeit verlebt; und für mich ist Park und Hof und Turm von Kranichstein Hintergrund aller Fröhlichkeit meiner Knabenzeit, aller Kämpfe meiner Jünglingsjahre, und das bißchen berechtigten Stolzes — vom Dünkel weit entfernt — das ich mir über die Kläglichkeit unseres Abgangs, über die Streitigkeiten des Familientags hinaus bewahrt habe, wurzelt zwischen den rankenden Rosen und wappengeschmückten Steinen auf der grünen Terrasse von Kranichstein, die den weiten Blick ins fruchtbare Land hat. Mein Leben — wer mich kennt, weiß es — kann ich mir ohne Kranichstein nicht denken. Einmal möcht' ich

dort stehen, mit dir, Candida — einmal — und von all den Dingen reden, die meiner Jugend groß, schön und lebenswert schienen.“ Es war das erstemal, daß er „du“ zu ihr gesagt hatte. War's Absicht, war's ihm nur so entschlüpft — sie fragte nicht. Sie genoß es — von einer heißen Welle des Glücks überflutet, wie Erwartetes, Befreiendes. Und sie fühlte den Druck seiner starken Hand auf ihrem vollen jungen Arm. Auf dem Wege von Lauterbach nach dem Hainig war's am frühen Morgen nach dem Familientag. Der uralte Eichwald zeigte erst helles, schüchternes Grün. Noch viel altes, braunes Laub raschelte welt im Winde. Aber die starken Stämme funkelten im Gold der Maiensonne, und Gold rieselte von ihren sanft gewiegten Zweigen . . . Und dann auf dem steinernen Turm des Hainig. Kein Hüter bewacht ihn, kein Pförtner öffnet. Ein Geldstück klingelt hart in den Automaten und die Tür dreht sich wie im Märchen. Oben, hoch über den schwellenden Hügelgräbern, mit dem Blick über junggrüne Wipfel weg auf die Rhön, nach den fernen stolzen Linien des Thüringer Waldes, hatten sie, Hand in Hand, lange gestanden. Schweigend, genießend, wissend ohne Worte. Dann hatte er sie geküßt. Nicht wild und begehrlieh. Zärtlich, dankbar, glücklich und schmerzlich zugleich. Auch das hatte sie gewußt, erwartet. Hatte ihm die frischen, roten Lippen nicht entzogen; hatte den Druck seines Mundes mit geschlossenen Augen sanft erwidert. Eitel Sonne war um sie und ein heiliges Wipfeltrauschen. „Vor tausend, tausend Jahren“ — hatte er's ausgesprochen? hatte sie nur gefühlt, daß er's sagen wollte, sagen mußte, sie wußt' es heute nicht mehr — „vor tausend Jahren stand hier ein heiliger Opferstein. Ein Opfer bringen wir heute auch, Candida! Denn wir lieben uns — ich dich, du mich. Und da wir's wissen und einmal uns sagen durften, trennen sich unsere Wege, noch ehe die Sonne, die jetzt zum Mittag strebt, untergegangen

ist. Aber das Eichenrauschen durch diesen hellen Frühlingsmorgen wollen wir nie vergessen, Candida — niemals!“

Und nach einer Weile, da sie schwieg und nur fühlte, er war dicht bei ihr und sie beide waren allein mit der Sonne und dem Frühling und dem singenden Wind, der aus der blauen Ferne kam — nach einer Weile sagte er: „In dieser traurigen Zeit voll Niedertracht und Untreue und Verrat haben wir alle so viel Abscheulichem ins Auge gesehen, so viel Kleinem und Verächtlichem, daß uns der Ekel an der Menschheit den Glauben und die Hoffnung würgen könnte. Aber, Candida, wenn ein einziger Mensch, der nicht gestorben ist, uns allen Unglauben an die Unsterblichkeit nehmen müßte, so darf, so muß uns das Gedächtnis an einen vornehmen und prächtigen Menschen, den wir gesehen, erlebt, begriffen, geliebt haben, den Glauben wiedergeben: die Menschheit kann sich erheben, kann wachsen zur Vollendung, kann sich vergöttlichen. Es ist eine Narrheit verblendeten Adelsstolzes, sich die Verdienste der Toten anzurechnen, ohne selber was zu sein; aber es ist eine herrliche Sache um ein adeliges Menschentum, das die alte Forderung des Dichters erfüllt: in schöner Form die schöne Seele...“ Am Abend war er abgereist. Raab hatte ihr einen schweren Strauß von Maiblumen hinter die Bühne gebracht mit seinem Abschiedsgruß. Geschrieben hatte er ihr nicht mehr und sie nicht mehr an ihn. Aber wenn sie seiner gedachte, ging es wie ein Leuchten durch ihr junges Herz. Und ihr Name war ihr lieb geworden, seit seine Stimme ihn, hoch über den alten Eichenwäldern, wie eine Röstlichkeit ausgesprochen, wie ein Heiliges und eine Sehnsucht zugleich in den erwachten Frühling gerufen: Candida! . . .

Wie würde er diesen Schlag ertragen? Das Symbol des Glücks und des Aufstiegs verloren! Park, Hof und Turm von Kranichstein und die grüne Terrasse

mit den rankenden Rosen und den wappengeschmückten Steinen . . . Und ihr Vater, der die Domänen gerettet hatte und das Widenhagener Bergwerk, das Stadtschloß in Rayk und die nicht gestohlenen Silberschätze — ihr Vater, der an die Forsten gedacht, der die Millionen berechnet, die Erträgnisse geschätzt und die Pferde des Marstalls nicht vergessen — ihr Vater hatte Schloß Kranichstein geopfert? Mußte das sein? Wie kommt's, daß sie auf einmal wieder Wolf-Dietrichs Stimme hörte, die Worte am Hainig, genau mit dem Tonfall, in dem er sie gesprochen: „Mein Vater und Onkel Konstantin haben dort ihre schönste Jugendzeit verlebt . . .“ Und Onkel Konstantin! Candidas Augen starrten entsetzt den Vater an. „Und Onkel Konstantin!“ Des Kranken Blick hing starr an dem verhüllten Bilde der Mutter; aber in sein müdes Antlitz war ein seltsames Lächeln des Triumphes gestiegen . . . Jetzt wußte sie's, fühlte sie mit zwingender Überzeugung: der alte Mann dort, mit einem Fuß im Grabe, hatte als Beamter seine Pflicht getan bis zur letzten Reize der Kraft — und hatte sich doch gerächt an einem . . . An einem? Nur am Prinzen Konstantin, der in die Stille der bürgerlichen Ehe die Unruhe trug, den Unfrieden, das Zerwürfniß? Und wieder hörte sie Wolf-Dietrichs Stimme durch das Frühlingsrauschen des Eichwalds: „Mein Leben — wer mich kennt, weiß es — kann ich mir ohne Kranichstein nicht denken . . .!“ An Zweien hatte er sich gerächt, der Sterbende dort, der die Menschen kannte und wußte, wo sie verwundbar waren.

Etwas wie Auflehnung, wie Feindseligkeit, etwas wie Haß wollte aufsteigen in Candidas Herzen.

„Vater!“

„Candida?“

Aber als er ihr das Antlitz zuwandte, das vom weißen Bart gespenstisch gerahmte Antlitz, auf dessen müden Falten jetzt das kühle Licht des Abends lag, da war das

Mitleid stärker in ihr als aller wissender Zorn. Alles was sie zürnen wollte, begrub sie in der Brust und fragte nur:

„Du wirst nach all den Erregungen noch ein bißchen ruhen wollen, Vater?“

„Ich will's versuchen.“

„Wann wollen wir zu Abend essen?“

„Wenn es dir recht ist, Kind, um acht Uhr. Vielleicht bin ich dann wieder etwas frischer.“

Da strich Candida ihrem Vater ganz sanft über Stirn und Hände. In ihr war ein großer Schmerz und ein großes Verzeihen.

* * *

... Der Rat hatte nicht geruht. Candida hörte ihn, kurz nachdem sie gegangen, langsam die Treppe herunterkommen. Er ging ins Studierzimmer, knipste das Licht an, zog Schublade, knisterte mit Papieren, kramte, ordnete.

Sie hielt sich in der Nähe, lauschend, ob er sie rufen würde. Er rief sie nicht.

Pünktlich um acht Uhr trat er ins Eßzimmer. Es kam Candida vor, als ob er von Möbel zu Möbel ängstlich die Entfernung messe und sich heimlich an den Lehnen der Stühle halte, die er nur zu streifen schien.

Jetzt saß er im Sessel. Aß ein wenig von seiner Suppe und nahm ein paar Bissen Brot und Fleisch. Dann schob er wie in einem leisen Ekel den Teller zurück.

Die abtragende Karoline schickte einen besorgten Blick über ihn hinweg zu Candida. Diese aber wußte, es half nichts, den Vater zu nötigen.

Vor Candida stand eine halbe Flasche Burgunder.

„Trinke davon!“ nickte ihr der Rat zu.

„Aber Vater —“ sie zwang sich zu einem Lächeln.
„Solche Verschwendung!“

„Ich hab' der Karoline gesagt, sie soll dir ein Fläschchen aus dem Keller holen. Pommaro, was? Laß dir's schmecken. Ich darf doch nicht mehr — ob schon — Ach, was, gib mir ein Glas aus dem Schrank! Einmal wollen wir zwei noch richtig anstoßen.“

Candida tat ihm den Willen. „Wenn's dir nur nicht schadet!“

Er goß mit unsicherer Hand ein, dann hielt er das Glas prüfend gegen die Lampe: „Den Wein trinkt das Auge mit. Sieh nur die wundervolle Farbe! Purpur und dunkler Samt ist darin . . . Prost, Kind!“ Er trank einen kleinen Schluck und kostete mit geschlossenen Augen lange auf der Zunge nach. „Davon,“ sagte er dann langsam, als ob er eine Rechnung innerlich abschließe, „haben wir noch zehn ganze und zwölf — nein, jetzt nur noch elf — halbe Flaschen im Keller. Rheinwein Neunzehnhunderteler hab' ich im Vorjahr durch Zufall noch anderthalb Duzend Flaschen relativ billig bekommen. Auch sonst liegen noch ein paar gute Sachen unten — sogar französischer Champus noch sieben Goldhalsige. Du findest das Verzeichnis in meinem Stehpult, rechts in der Schublade in der grünen Mappe; unter der blauen mit den Steuerpapieren. In der gelben liegen die Ordensdiplome. Die Orden mußt du zurückschicken — die Weine nicht.“

„Sprich nicht so, Vater —! Weißt du —“ Candida versuchte einen Scherz vorzutäuschen, an den sie selbst nicht glaubte, „du kokettierst ein bißchen mit — mit —“

„Mit?! Nein, Kind. Ich mache mir und anderen nichts vor. Und für mich hat durch die Gewohnheit der Gedanke so jeden Schrecken verloren. Mir will's nicht mehr in den Kopf, daß andere noch so viel Wesens davon machen. Jeden Augenblick kann — aber lassen wir das! Nur mein' ich, so ein letztes Wort — wie wir Menschen nun einmal sind — so ein allerletztes prägt sich den Überlebenden ein. Und wenn man dann

gerade von einem alten Burgunder gesprochen hat, war es der schlechteste Abschied nicht.“

Es war, als ob ihm das halbe Glas Wein die Lebensgeister geweckt, seinen Gedankenflug befeuert hätte. Sein Auge wurde lebhafter, und seine brüchige Stimme gewann ein wenig an Festigkeit. Fast wie in den guten früheren Jahren sprach er, halb sich Rechenschaft gebend, halb gesprächsweise belehrend. Wie er vor vielen Jahren das oft zur Mutter getan. Und Candida bewunderte, wie damals als Kind, die Gedanken und die Kenntnisse, die seiner belebten Klugheit zu Gebote standen.

„Mit den Abschiedsworten“ — er drehte langsam an seinem Weinglas beim Reden; und es war, als ob ihn die Farben und Reflexe zu immer neuen Einfällen und Erinnerungen anregten. „Mit den sogenannten Abschiedsworten wird ein seltsam verwirrender Kultus getrieben. Solang wir uns eben zu eiskalter Gleichgültigkeit gegen das Sterben um uns noch nicht durchgelitten haben, erschüttert uns nächst dem Scheiden und Verstummen derer, die uns liebten und schützten, der Tod des ‚Helden‘ mehr als alles andere. Dem Erlöschen des Duzendmenschen gegenüber haben wir wohl das Gefühl Glosters im Lear: ‚Was Fliegen sind den müß’gen Knaben, das sind wir den Göttern; — sie töten uns zum Spaß.‘ Beim Tod des Helden aber stehen wir, als machtlose Zuschauer des gewaltigen Kampfes, den sichtbares Leben mit der unsichtbaren Macht wagt. Schmerz, Zorn und Grauen lebt in unserem Herzen. Ganz leise mischt sich ein trotziger Stolz in die widerstreitenden Gefühle. Ein Stolz: daß doch etwas übrig bleibt von diesem Erdendasein, das der Allvernichter auszulöschen sich müht. Und das Wort des jungen Neoptolemus — du weißt, der im ‚Siegesfest‘ dem gefallenen Vater das Totenopfer bringt im Lager der Achäer — klingt und blüht heidnisch aus den Trauerchorälen. ‚Von des Lebens Gütern allen

— ist der Ruhm das höchste doch — Ist der Leib in Staub zerfallen — lebt der große Name noch...! Nur die Stepsis der ewig Verneinenden lächelt achselzuckend: „Wie lange?“ Unsere Phantasie aber, unser Menschenstolz, der im Heldenleben sein höchstes Abbild und Vorbild sieht, will diesen Tod geschmückt sehen mit allen Kränzen letzten Triumphs. Deshalb —! Die strahlenden Helden unserer Dichtung, unserer Dramen, Epen, Opern, Balladen sterben anders, müssen anders sterben wie die Helden unserer grauen Wirklichkeiten.“

Candida fühlte, daß sie jetzt das düstere Thema nicht wechseln dürfe. Er sprach so kühl und sachlich, breitete Vielturchdachtes aus; und, sie sah es, es schmerzte ihn nicht, von diesen letzten Dingen zu reden.

So sagte sie nur: „Glaubst du denn, daß all die schönen Überlieferungen — Lüge sind?“

„Lüge — ist vielleicht zu hart. Selbsttäuschung der liebenden Überlebenden. Sinn für die allem zugrunde liegende Idee. Manchmal freilich auch — Tendenz. Das Leben ist leider nicht der große Künstler, für den wir es gern halten. Es verfährt meist roh und unkünstlerisch, wenn es gilt, den letzten Akt eines heroischen Lebensganges zu dichten. Schiller stirbt röchelnd an der Schwindsucht. Leopardi, der größte Lyriker italienischer Zunge, verkommt elend an Wassersucht, die sich zur Tuberkulose gesellt. Lenau, sein deutscher Kollege, erlischt, sich beschmukend, im Wahnsinn. Heine verröchelt nach qualvollen Monaten in der Matragengruft an Muskelatrophie, die seinen Körper einem gelähmten, zehnjährigen Kinde gleich gemacht. Der tiefe Denker Kant endet kindisch. Katharina die Große, die zarische Majestät, fällt gar tot vom Nachstuhl.“

„Das ist abscheulich —“

„Aber wahr. Der Tod ist selten ein Poet. Wir sind's, indem wir von ihm reden. Wir vergessen, daß

nach Hamlets verächtlichem Wort der fette König und der magere Bettler nur verschiedene Gerichte für die Maden sind. Wir dichten dem Helden das heroische Ende, das ihm der Tod versagt hat. Warum? Weil wir Eiteln immer groß denken möchten von unserem Geschlecht. Wir suchen noch auf den blauen Lippen des Sterbenden die gefeilte Pointe, noch im Verfall eines Körpers den bühnenwirksamen Abgang eines großen Geistes.“

„Aber es gibt doch so viele echte Überlieferungen eines wahrhaft heldischen Endes —“ Indem Candida das sagte, fühlte sie, daß sie einer heroischen Selbstbeherrschung seltenster Art gegenüber saß und mit ihr von dem Tode sprach, der schon hinter ihnen stand.

Ruhig, als ob er rein wissenschaftliche Dinge erwäge, schüttelte der Rat den Kopf. „Viele? Nein, Kind. Leider hat der Räuber Moor, wie mit seiner trostigen Lebensauffassung, auch mit seinem sentimentalischen Enthusiasmus unrecht. Helden sterben nicht so, wie er mit neidvoll bewunderndem Blick die Sonne verbluten sah. Wenigstens selten scheiden sie so. Alexander der Große wurde nach unbekömmlicher Speise von Übelkeiten ergriffen und zuckte lallend, vom Fieber geschüttelt. Seine nennt's immerhin noch euphemistisch einen „berauschten Triumphtod zu Babylon“. Der große Scipio Africanus starb, von einem dummen Bestechungsprozeß mitgenommen, auf seinem campanischen Landgut an einer Lungenentzündung. Karl der Große schlief ein wie ein alter pensionierter Familienvater im Bett. Prinz Eugen, der hundertmal den Tod in heißen Schlachten herausgefordert, fiel im tiefen Frieden um. Herzschlag. Nur um ganz wenige lorbeerschwere Häupter zuckt das düstere Fanal des Todes wirklich in seiner stolzen Majestät. Sardanapal, der sich zu Susa mit seinen Schätzen selbst verbrannte. Barbarossa, der, das Kreuz im Schilde, eisengepanzert im Saleph ertrank. Attila, der am Morgen der Hoch-

zeitsnacht entseelt neben der schönen Ildico lag. Gustav Adolf, den bei Lützen die Kugel vom Pferde warf — das sind erwiesene Beispiele eines wahrhaft tragischen Verlöschens. Aber auch dabei hat die Phantasie der Nachgeborenen vielleicht noch ein wenig mitgedichtet. Selbst von manchen unter jenen, die angeblich auf dem Schlachtfelde den Heldentod starben, hat die exakte Forschung festgestellt, daß sie mit ihrer schweren Verwundung noch tagelang geatmet; daß sie erst unter allen häßlichen Erscheinungen der Qualen und des Fiebers die Erde verlassen haben.“

„Glaubst du nicht, Vater, daß nun auch umgekehrt gerade das Mitleid der anderen — ich meine der Chronisten — das Leiden manchmal übertreibt?“

„Nein, mein Kind. Der Tod ist schon in den meisten Fällen ein schmutziger und langsamer Würger. Wir aber möchten das Große, das nicht wiederkehrt, gern ‚leuchtend niedergehen‘ sehen. Wir fälschen, bewußt oder instinktiv, das Bild der ecklen und grausamen Arbeit. Unsere Erinnerung tötet die Großen und Helden, wie der dramatische Schriftsteller sie töten muß. Der könnte wohl ein vornehmer Lehrmeister des Todes sein, wenn der sich belehren ließe. Eines Dichters Gift wirkt immer rasch und ohne die widerlichen Nebenerscheinungen der Wirklichkeit. Seine Dolchstöße lassen dem Verröchelnden immer noch Zeit, ein gutes Wort zu sagen, sich einen starken Abgang zu schaffen, ehe der Rest Schweigen ist. Ganz anders die Wirklichkeit. In der Geschichte deiner Kunst hast du ein gutes Beispiel dafür.“

„Meiner Kunst —?“

„Ja. Erinnerst du dich — du warst freilich noch ein Kind, aber man sprach davon bei uns und du fragtest mich, ‚wer war das denn?‘ — erinnerst du dich, als Joseph Rainz starb? Die größte Gemeinde, die ein Nachschaffender sich erwerben kann, hat auf ihn geschworen. Die Frauen haben ihn vergöttert. Er war

eines Königs Freund und Tischgenosse. Hat unzählige Male den edelsten Tod erlitten auf dem Schlachtfeld; ist unzählige Male mit der nobelsten Abschiedsgeste geschieden. Das war Bühne, Kulisse, Dichtung. Die Wirklichkeit wollte es anders. Darmtrebs, eine der ekelvollsten Krankheiten, so peinvoll und abscheulich, daß sie wie ein Hohn des Teufels wirkt, verglichen mit all den Stirnwunden und Dolchstichen, an denen der gefeiertste Held der Bühne tausendmal den Schautod starb . . .! Und dann — denk an den ersten, der, kühn und furchtlos, die vogelflugbesiegende feinste Maschine menschlichen Wizes über die Schneespitzen des Simplon lenkte! Chavez. Er lag nach geglücktem Flug mit zerbrochenen Gliedern in Domodossola; wehrte sich gegen Fieber, Schmerzen und Lustnot, ließ die gequetschten Lungen stundenlang ringen um einen elenden Atemzug und hatte auf allen Zuspruch der rühmenden Freunde, die seinen Alpensieg priesen, nur das gequälte Wort: „Oui, mes amis — ça vas bien — mais je meurs!“ . . . In hundert Jahren vielleicht wird dieser Chavez der Held eines Dramas sein. Vielleicht gar früher — und du, Kind, spielst am Ende noch darin. Die wahre Geschichte seines Todes und Sturzes ist dann verwischt. Man wird nur noch den Helden sehen und seinem kurzen, rühmlichen Leben das stolze, rühmliche Ende dichten. Er wird — anstatt sich, wie der historische Chavez, angstvoll ans Leben zu klammern in der Sterbestunde — prophetische Worte sprechen. Und vielleicht — die damals dabei waren, glauben sie gehört zu haben. Der Doktor Antomarchi, der am Sterbelager des großen Napoleon auf St. Helena stand, berichtet, wie sich der Zustand des Kaisers verschlimmerte. Und sofort — lies es nach, du findest viel gute Napoleonicliteratur in meiner Bibliothek; ich habe mich immer besonders interessiert für unseren größten Feind — läßt der Doktor den Himmel selber Anteil nehmen. Das Wetter war schrecklich, erzählt er,

der Regen strömte ohne Unterlaß nieder. Der Sturm drohte alles zu vernichten, wenn wir ihm glauben dürfen. Die Weide, unter der Napoleon gewöhnlich frische Luft schöpfte, war gewichen; die Pflanzungen waren entwurzelt. Alles zerstreut im Wirbelwind. Nur ein Gummibaum widerstand eine Weile. Verstehst du's? Nichts von dem, was der Kaiser liebte, sollte ihn überleben. Wer will sagen, ob jener Sturm wirklich so wild war wie kein anderer? Ob ihn auch die, die nicht wußten, daß der große Kaiser stirbt, so empfanden? Wir tragen in alles unser Empfinden hinein: in Blüten und Welken, in Sonnenaufgänge und Stürme. Wir fühlen uns, lebend und sterbend, so sehr Mittelpunkt der Dinge, daß wir glauben, ein allmächtiger Regisseur inszeniere für das Schaubedürfnis sogar das Ende unserer bewunderten Helden. Wir wollen von ihrem würdigen Abgang wissen, wenn sie uns wiederkommen.“

„Wiederkommen . . .? Wie meinst du das, Papa?“

„Nicht als Spiritist, Kind. Hab' keine Angst.“ Er lächelte zu ihr hinüber und nickte leise. „Nicht, wie der Schmalz, Professor von des Herzogs und Kamel von Gottes Gnaden, sich plötzlich in paulinische Erscheinungen hineinträumt, weil ihm in Salzschlirf irgendwas Blödes passiert ist. Nein, im Sinne Montaignes, der gewiß kein Gläubiger war. *Beaucoup savoir apporte occasion de plus douter*, war sein Glaube. Aber dieser feine Genießer mitten in der Mezelei der Hugenottenverfolgung war davon überzeugt: alle großen Toten haben an sich eine solche Auferstehungskraft, daß sie sich irgendwo immer wieder melden. Als seien sie dem fortschreitenden menschlichen Geiste ein unentbehrliches Bedürfnis, ein nie versiegender Quell. Er hat recht. Nur das Gesindel kommt nicht wieder, Candida!“

Candida wollte eine Frage tun. Sie hatte, hingenommen von den Ausführungen des Vaters, ganz

vergessen, daß sie einem Schwerkranken gegenüber saß. Jetzt, da sie aufschaute, gewahrte sie, daß der Rat mit der linken Hand, die er gewohnheitsmäßig an den Puls der rechten gelegt hatte, plötzlich hastig nach dem Herzen griff, während sich Mund und Augen zugleich öffneten wie in einem Schreck, der nicht von außen, der aus der Tiefe des Organismus selbst kam.

„Papa — ist dir nicht wohl?“ Sie war bei ihm und hielt ihn im Arm. Seine feuchte Stirn lag an ihrer vollen Schulter. Sie fürchtete das Schlimmste und sah sich hilflos um, ohne den Mut zu haben, sich zu bewegen oder nach Karoline zu rufen.

Aber nach wenigen Sekunden richtete sich der Rat langsam auf, und mit dem matten Versuch eines Lächelns fragte er mühsam: „Hast du dich erschrocken —? Entschuldige.“

„Aber, lieber Papa — was ist da zu entschuldigen.“

„Nein — du hast recht. Ich hatte vorhin einen Augenblick gedacht, ich hätte dich zu früh kommen lassen — zu früh aus deinem Beruf gerissen. Aber . . . nun . . . das kommt sonst meist nur nachts, aber —“

„Du hast zu viel gesprochen, Papa. Du solltest . . .“

„Hab' ich wirklich so viel . . .?“ Er sah abwesend vor sich hin. „Laß, Kind, es ist vorbei. Von was — von was sprachen wir?“

„Nein, Papa, nun nichts mehr! Morgen — morgen frag' ich dich noch einiges und —“ Eine furchtbare Angst ließ sie hastig die Worte überstürzen. Dann wurde sie ruhiger. „Es war ja auch so viel, was ich wieder gelernt habe, zu viel auf einmal. Das muß ich erst verarbeiten in mir. Und morgen also, wenn du willst und erlaubst —“

„Morgen? Ich gehöre jetzt zu den Menschen, die man besser heute fragt. Aber wie du willst.“

Sie beugte ihren Scheitel, denn er küßte sie sonst abends immer auf die Stirn. Jetzt aber hob er ihr, die kühle zitternde Hand unter das Kinn legend, den Kopf und sah sie lange an.

„Wie ähnlich du deiner Mutter geworden bist. Nur reifer, wissender, als sie ausah in deinen Jahren. Ich denke jetzt oft, sie selber sieht mir noch einmal gegenüber wie früher, ganz früher. Lächelt mich an und ist gut zu mir und nachsichtig mit meiner wunderlichen Art. Das war sie einmal . . . war sie — einmal. Gute Nacht, Candida.“

Er küßte ihre Stirn, länger, als sonst. Dann stieg er langsam, mühsam sich am Geländer haltend, die Treppe.

* * *

Als Candida in ihrem Zimmer war, stand sie noch lange am Fenster. Der herbstliche Sternhimmel war klar und schön. Das Mondlicht lag auf den Wegen des Stadtparks. Sie hörte die schlürfenden Schritte des alten Parkwächters, der nicht hindern konnte, daß alle paar Wochen die Enten aus dem Teich gestohlen wurden. Jergendwo in einer der Nachbarvillen übte noch ein Begeisterter Violine bei offenem Fenster. Er meinte es sicher gut, aber er paßte.

Jetzt lag Candida in ihrem weißen, weichen Mädchenbett. Sie konnte lange, lange nicht einschlafen. Im Halbschlummer jagten sich die Gesichte. Sie war noch wach genug, die meisten als unsinnig zu empfinden; aber sie war zu müde, den gespenstischen Reigen zu scheuchen. Sie dachte an Wolf-Dietrich, und wie er die Nachricht aufnehmen würde, daß Kranichstein verloren sei. Ob er den inneren Zusammenhang ahnte? Dann war sie wieder mit ihm auf dem Weg zum Hainig und hörte — ganz deutlich — die rostige Tür am Aussichtsturm sich in den Angeln drehen. Dann schlug unten wieder die Uhr im Eckzimmer. Diese Schläge hatte sie schon als Kind gezählt. Und jetzt war sie auf der Probe im Kurtheater und hörte die Kollegen Anzügliches von den Prinzen reden, die hier neue Königreiche suchten. Ob die Mutter Konstantin geliebt hatte,

wirklich geliebt, wie sie, Candida, den — — Und wer war das, der da in diesen Rissen lag, blaß, dürr, wie ein zehnjähriges Kind, aber Augen wie Feuer unter der hohen Stirn—? War das der deutsche Dichter, der in Paris . . . wie hieß er doch . . .? der die Loreley . . .? Und jetzt lag er in der Matrazengruft. Jetzt richtete er sich auf und deklamierte: „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier, die waren in Rußland gefangen . . .“ Und der Sturm heulte gräßlich über ein Grab, um das Summibäume standen — „Das Ordenskreuz am roten Band — sollst du aufs Herz mir legen . . .“ Nein, die Orden sollte sie ja zurückschicken, alle, die Sterne und die Kreuze — die Dokumente waren in der blauen Mappe — oder in der gelben — nein, in der grünen, wo das Bild der Mutter und des Dogen — wie war doch sein Name . . .? Warum war er nicht geflohen, der Doge, eh' er enthauptet wurde — enthauptet „pro criminibus“ — Er hätte nach Kranichstein fliehen können — aber nein, das war ja jetzt Museum . . . Da waren lauter Bilder aufgestellt — an allen Wänden Bilder. Seltsam. Sie sah es ganz deutlich. Dort hing einer im Spitzbart über der Halskrause, der sah aus wie der Herzog — wie der Bruder von — nun von ihm. Und unten am Rahmen stand in großen Buchstaben „Seigneur de Montaigne“ . . . Dort der Verwachsene — Graf Giacomo Leopardi, wie kam der dahin . . .? Und da stand sie auf der grünen Terrasse zwischen steinernen Wappen und Rosen und vor ihr lagen weißschimmernde Schneekuppen. War das der Simplon —? Darüber schwebte ein Vogel — nein doch, ein Flugzeug — Chavez! Das war Chavez, der ihr zuwinkte! — Und jetzt kam der alte Rastellan oder was war er — und hatte um das knochige blasse Gesicht einen Seemannsbart und sah einem Manne ähnlich, den sie kannte — einem Manne, der litt und dem keiner helfen konnte — wer war's doch? Und der Rastellan kam langsam, mühsam

über die ganze Terrasse auf sie zu — es war, als ob er nach Möbeln suchte, an denen er sich halten könnte — und als er bei ihr war, legte er den blassen, knöchigen Finger auf den Mund und sagte: „Still — keinen Lärm machen! Im Schlosse liegt ein Todtkranke — und die Leute sagen, das bin ich selbst — und der Kranke fürchtet sich gar nicht vor dem Tode — er hat ein Burgunderglas in der Hand und spricht mit einem Bilde. Hörst du, wie er mit dem Bilde spricht —? Still!“ sagte der Kastellan. Da hinten — was war das — hinten auf der Terrasse stand der Prinz Wolf-Dietrich. Er war gefesselt an eine eiserne Kugel — er wollte, sie sah es, herzuweilen, sie befreien — aber seine Ketten ließen es nicht zu. „Still!“ Drohender blickte sie der alte Kastellan an und beugte sich über sie, dicht, so dicht, daß sie die kurzen Stöße seines Athems fühlte. Tiefer, immer tiefer. Und jetzt hielt er ihr den Mund zu, da sie schreien wollte — schreien — schreien . . . Und nun hatte er keine Augen mehr — die waren ganz in die grauen Höhlen verschwunden — und hatte keine Lippen mehr — und der weiße Bart fiel von den Rieferknochen wie Schnee im Winde von dürrem Aft — Sie aber wollte schreien und konnte nicht . . .

. . . . Kurz nach drei Uhr in der Nacht schlug die Glocke an oben in Karolinens Zimmer. Der Rat hatte geläutet. Schrill und grausam ratterte der Klöppel an den Metallrand. Dann noch ein paar schwache Töne wie fallende Tropfen.

Im Mai hatte der Rat die Leitung legen lassen, direkt von seinem Bette nach oben. Niemals hatte er sie benützt bis heute. Obschon Karoline, die an den zerwühlten Decken, den herumliegenden Kompressen, den vom Platz gerückten Stühlen und Schalen wohl sah, wie schlimm die Anfälle und Beängstigungen der Nacht oft gewesen sein mochten, immer wieder respektvoll schmollend gebeten hatte, sie doch ja zu wecken.

Als die Getreue jetzt wie im Hujch in die Kleider gefahren war, schrillte die Glocke zum zweitenmal. Karoline wußte vor Entsetzen kaum noch, was sie tat. Sie griff statt des Lichtes das Gebetbuch, riß das Fenster auf und warf dabei den armseligen Geranientopf ins Zimmer. Dann raffte sie eine blaue Schürze vom Stuhl und lief, wie besessen, durch die Türe, die sie offen ließ. Der Nachtwind pfiß hinter ihr gespenstisch ins dunkle Haus.

Unten im ersten Stock trat gerade Candida aus ihrem Zimmer. Aus kurzem Schlaf hatte sie der schrille Ton der Glocke geschreckt. Sie hatte mit raschem Griff die zum dichten Zopf geflochtenen Haare aufgesteckt und ein seidenes Kimono übergeworfen. Ihre nackten Füße steckten in Badepantöffelchen.

Als die beiden Frauen ins Zimmer traten, saß der Rat Queck in seinem großen Polstersessel am Bett. Neben ihm lag der Schlauch des Blutdruckmessers am Boden. Karoline, bemüht, irgend etwas zu tun, hob ihn auf. Der Kranke saß kerzengerade, mit offenen Augen, die er nur mühsam bewegte. Manchmal fielen die Augendeckel bläulich und schwer wie Blei über die glühenden Augäpfel. Um die Beine hatte er mit unsicherem Griffe die gesteppte Decke gezogen. Unter den Brustklappen des dunkelwollenen Schlafrocks sah das wie von zerrenden Fäusten zerknitterte Hemd hervor und ließ die knochige Brust frei, die feucht glänzte. Der Atem ging stoßweise. Die Worte wurden ihm sehr schwer und waren nicht mehr deutlich.

„Hast du einen Anfall gehabt, armer Papa? ... Hast du Schmerzen?“

Candida beugte sich, den Arm um seinen Nacken legend, tief zu seinem Gesicht, das sie in seinem starren Gelb an die Wachsmasken in den Museen erinnerte. „Sollen wir dir Milch wärmen —? Tee? ... Ein Umschlag —? Karoline, geben Sie die Tücher herüber — rasch — und das Waschbecken!“

Der Rat bewegte langsam abwehrend, verneinend die Hand auf dem Tischnen. Aber wenn er sie über die Kante erhob, zitterte sie und fiel schwer auf die Platte zurück.

„Laufen Sie zum Doktor, Karoline — Sie fürchten sich doch nicht, weil's noch dunkel ist —?“

„Ach was, Fräulein! Durch den Urwald wollt' ich finden — der arme Herr Rat — wenn er uns nur nicht . . .!“ Sie war schon an der Thür. Die hellen Tränen liefen ihr über das gute, verwitterte Gesicht, und sie wischte sie mit der Schürze ab, die sie vorhin errafft hatte und noch immer in der Hand hielt. Dann lief sie die Treppe hinunter und schloß das Haus auf. Und da sie sich krampfhaft bemühte, leise zu sein, war sie lauter wie je und polterte wie ein Spuk.

Aber der Rat schien nichts zu hören, nichts zu wünschen, nichts zu denken. Er saß mit geschlossenen Lidern da, und nur die überhängenden Haare seines weißen Schnurrbarts bewegten sich flatternd vor dem Atem, der zitternd kurz und rasch aus dem geöffneten Munde stieß.

Dann plötzlich griff seine Hand fester zu. Es war, als ob seine Finger Candida erkannten. Seine Augen aber öffneten sich nicht.

„Ich bin müde, Candida — sei nicht böse, wenn ich nicht — nicht spreche.“

„Aber nein, Vater.“

„Es ist —“ nach einer Weile flüsterte er das vor sich hin; und fast schien es mehr, er träumte laut, als daß er mit ihr sprach, „es ist — als ob ich im Schnee liege — tief in viel, viel Schnee — er ist überall um mich — aber gar nicht kalt ist er — nur weich — Simplonschnee vielleicht . . . Hebt mich nicht auf — es ist gut so — der Schnee tut wohl, wenn man müde ist — wie wohl, das wußt' ich gar nicht — er gibt nach, der Schnee — er hat keine Kanten, keine Härten — und ist so sauber — Sie verleumdten ihn, wenn sie sagen — man erfriere

darin. Nein, er ist warm, der Schnee — warm . . . Und wer müde ist — will — will Wärme . . . Nur noch Wärme — und Ruhe.“

Dann schwieg er. Und Candida freute sich, daß er ein wenig zu schlummern schien. Sie wagte nicht, ihre Hand unter der seinen hervorzuziehen. Unbequem und gebückt saß sie minutenlang so unbeweglich wie er.

Aber dann, als sie zu seinem Munde aufschaute — kein weißes Haar mehr flatterte im Atem. Der Unterkiefer war tief gesunken. Die blutleere Lippe ließ die Zähne sehen. Die Augen standen weit offen. Der Vater war tot.

Sie schrie nicht auf, sie weinte nicht einmal.

Sie erhob sich, blaß und gefaßt, und sorgte still, während der Morgen im ersten fahlen Schein durch die Bäume dämmerte, für den Toten, wie sie zuletzt für den Lebenden gesorgt hatte. Sie küßte seine Hände und faltete sie. Sie legte sein verwirrtes Haar im Scheitel zurecht. Sie breitete ihm die bunte italienische Seidendecke, die von der Hochzeitsreise nach Pallanza, hoch über die gesunkene Brust.

Dann wollte sie ihm die Augen schließen. Als sie unwillkürlich der Richtung seines starren Blicks folgte, lief ihr ein Schauer über den Leib.

Das grünseidene Vorhängchen war vor dem Rahmen an der Wand zurückgezogen. Hastig und ungeschickt mußte der Vater das Bild in der Nacht enthüllt haben; denn die Schnur lag abgerissen auf dem Boden. Im vollen Liebreiz ihrer besten Jahre lächelte der schönen Mutter gesenktes Köpfschen auf den stillen Toten.

Als ob sie ihm noch eine Weile den Anblick seines verschwundenen Glückes gönnen wollte, zögerte Candida. Dann schob sie mit behutsamem Finger die Lider über die Augen, die ihre Jugend bewacht hatten.

Dicht rückte sie den Hocker zu seinem Lehnstuhl. Und während die spielenden Lichter der Frühe den trügen-

den Schein rosigen Lebens ihm auf Stirn und Wangen malten, sprach sie im Schweigen mit dem Vater. Und es schien ihr, als ob sein friedvolles Antlitz der Sprache ihrer Seele Antwort gebe.

Du hast mich geliebt — so sprach Candidas pochendes Herz zu dem Toten — geliebt auf deine Weise. Du bist streng mit mir gewesen und hast hinter Kühle und Ernst heiße Angst um mich versteckt. Du hast in mir die Mutter zum zweiten Male blühen sehen; die Frau, die du so sehr geliebt hast und die — hingenommen von einer fröhlicheren, stürmischeren, leidenschaftlicheren Wesensart als die deine — dir den großen Schmerz deines Lebens angetan hat. Du hast wenige Stunden vor deinem Weg ins Nichts deinem einstigen Herrn als treuer Diener gedankt und hast in derselben Stunde denen, die dir ein Glück genommen, die Erinnerungen ihrer Jugend zerstört. Dein Leben ist Arbeit gewesen und Liebe und Haß. Und nun bist du fern von allem; bist vielleicht dort, wo all unsere menschliche Arbeit ein Nichts ist und ein Gelächter und wo du alles Menschliche abgelegt hast wie ein lang getragenes staubiges Reisefleid. Aber vielleicht erreicht dich mein Dank noch, Vater! Mein Dank und mein Verstehen. Dank, daß du dich um mich gesorgt; daß du meiner Kindheit die Freude gegeben, die Blumen erklärt, die Schmetterlinge genannt und mich hast an Märchen und an gute Menschen glauben lassen. Dank, daß du meiner Jugend die Gefahren abgewehrt und meiner Reise schweren Herzens den Weg freigegeben hast, der dir so fremd war und auf den Neigung und Schicksal mich ungestüm trieb. Deiner Güte möcht' ich danken, Vater, der Treue deines Charakters und dem Reichtum deines Wissens. Und ich will nicht richten, daß du, ein Altern-der, Vereinsamter, Zerbrochener, dem liebsten Menschen, den ich habe, die Heimat des Herzens, den Traum seiner Kindheit genommen hast. Was weißt du von ihm — was hat er von dir gewußt? Was wissen wir

von eines Menschen Liebe — und was wissen wir von eines Menschen Haß? Wir wissen so wenig von uns selbst — und nichts von den anderen. Zwischen den Nächsten heben sich kristallene Wände, die sie trennen. Sie hören wohl ihre Stimme; sie sehen ihre Bewegungen, ihre Taten, gute und schlechte; aber was sie treibt zu tun, wie sie tun, das spürt keiner vom anderen. Vielleicht nur, wenn die heilige Stunde naht, da alles zu Ende ist und alles Nichtige wieder Staub und Erde werden soll, hört das Ohr unserer ängstlichen Liebe, das an des Sterbenden Brust liegt, noch ein Wort, ein einziges, das ihm einen Wink zum Verständnis, einen Schlüssel gibt. Ein Wort, das bei ihm bleibt wie ein Freund, und ihn tröstet. Du bist mit einem leisen Spott über den Tod der Helden und ihre großen Abschiedsworte geschieden. Dein letzter Abend war ein Verneinen. Aber sieh, Vater, das letzte, das ich dich klaren Geistes sagen hörte, und das in mir nachklingt, bis ich dir dorthin folge, war dies: „Nur das Gesindel kommt nicht wieder, Candida!“ . . . Du sollst wiederkommen, Vater! Oft. In allen meinen besten Stunden sollst du bei mir sein. Mein Weg wird durchs Dunkel führen, aber auch durch viele helle, blumige Wiesen — denn ich bin jung. Aber jeder Schritt bringt mich näher zu dir. Näher zu der Entschleierung des großen Geheimnisses; der Erfüllung der unausgesprochenen Sehnsucht, die alles Lebende führt. Ich weiß nichts mehr von dir von dem Augenblick, wo sie dich hinaustragen. Du aber weißt vielleicht alles von mir — auch das Tiefste und Geheimste, das ich mir selbst nicht gestehen will in Troß oder Scham. Und vielleicht — aus anderen Sphären, wo alles Kleine und Kleinliche schmilzt und klar wird im reinen Feuer einer ewigen Liebe — nickst du mir bald schon zu, wenn ich das wenige, das einzige vielleicht, das dein edler, rechtlicher Sinn in Menschlichkeit fehlte, gut mache. Als Weib und auf meine Weise.

Denn ich bin dein Kind, Vater; aber auch das Kind der Frau, die du geliebt hast. Geliebt noch im Schmerz deines Alters, noch in der Tiefe deines Grams, noch im Trotz deines Schweigens, noch in der Stunde des Abschieds.

So sprach Candida mit ihrem toten Vater an jenem frühen Morgen im Oktober, als die lebenspendende Sonne strahlend hinter den fernen Bergen sich hob.

* * *

Auf der Bank, dicht am Seeufer, saß Wolf-Dietrich.

Am den rechten Unterarm der dunklen Sportjacke trug er den Flor als Zeichen der Trauer um den Tod der Prinzessin Eudoxia. Die breitgeschnittenen Breeches, die Wickelgamaschen und die Mütze mit breitem Schild vervollständigten das Sportkostüm, in dem ihn die Parkwege von Kranichstein in den Lenz und Herbst früherer Jahre so oft als einsam genießenden Wanderer, unterm Arm ein Buch, begrüßt hatten. Jetzt ruhte sein Blick auf der leichten Säulenhalle, hinter der das Lieblingsschloß des Geschlechtes sich erhob, das die Blumen und Fackeln vieler froher Feste gesehen. Aus dem herbstlich gefärbten wilden Wein, der es dicht umspinnen hielt, reckte sich, wie kämpfend gegen züngelnde Flammen, der figurengeschmückte massige Hauptbau, trotzen die beiden schlanken Türme an den Flügeln. Die Fenster der Bibliothek und des Arbeitszimmers der Herzöge von Rayk-Dreybrücken spiegelten, wie eingesezte Goldplatten, den Glanz der unbewölkten Oktobersonne.

Ein tiefes Schweigen lag über Schloß und See, über Park und Wäldern. Nur zuweilen raschelte etwas im Laub, oder es glitzerte und spritzte kurz auf im Schilf. Das war Diva, die, immer jagdbereit, mit der feinen Nase ein Mäuschen erschnuppert, eines Wasservogels Spur gefunden hatte.

Jetzt bewegte sich drüben den großen Parkweg zwischen den mit bunten Asten gefüllten alten Vasen entlang ein Zug von Männern in Havelock und Mützen, in Kaisermänteln und verwegenen Hütchen, in Sportanzügen und Bratenröcken. Voran, wie ein Zeremonienmeister der wunderlichen Polonäse, Timpe. Ohne Kopfbedeckung, in Frack und Eskarpins, als gelte es, eine Königin-Mutter zu geleiten, schritt der Alte auf dünnen Beinen den massigen Gestalten voraus. Es waren die Volksschullehrer von Rayk, die einen Ausflug hierher gemacht hatten, das historische Schloß zu besichtigen, das nun, nach dem Beschluß der Landesversammlung, Museum werden sollte. Ein Museum, für dessen Einrichtung die etwas ratlose Regierung „Vorschläge aus Lehrerkreisen“ erwartete. Daher dieser Ausflug. Daher der Brief im Auftrag des Ministers — Wolf-Dietrich hatte ihn noch als blassen, stets zu Volksreden bereiten Schriftsetzer in der Hofdruckerei gekannt — der dem Prinzen mitteilte, daß die Herren von Seiner Erzellenz die Erlaubnis hätten, das Schloß zu besichtigen. Diese Erlaubnis hatte nun allerdings der Minister für Kunst, Wissenschaft und Unterricht gar kein Recht, zu erteilen. Vor dem ersten Dezember nicht. Bis zu diesem Tage gehörte nach den Abmachungen, die der bevollmächtigte Hofrat Quack mit der Regierung getroffen und die die Landesversammlung gutgeheißen hatte, das Schloß Kranichstein noch der herzoglichen Familie, die berechtigt war, ihren Privatbesitz an Bildern, Silber und Schmuckstücken daraus zu entfernen. Wolf-Dietrich, als der genaueste Kenner aller Winkel, Erinnerungen und Geheimnisse von Kranichstein, war von der Familie mit diesem Amt des Ordners betraut worden und hauste seit einigen Wochen mit Timpe in den altertümlichen Zimmern des früher oft von ihm bewohnten Flügels. Unterstützt wurde der Prinz in seiner wehmütigen Arbeit, außer von dem getreuen Timpe, von dem

schwerhörigen Glimm, dem Kastellan, der noch mit Herzog Waldemar jung gewesen sein mochte und immer einen riesigen Bund rostiger Schlüssel mit sich führte, von denen die meisten längst nichts mehr schlossen. Es halfen noch ein etwas vertrottelter Kutscher — der hier ebenso wie die Säule, die noch den Herzog Friedrich Albrecht gezogen, das Snadenbrot bekam — und ein Gärtner der Prinzessin Isabella Galanta, der knapp vor Ausbruch der Revolution hierhergekommen war, um eiligst seltene Hyazinthenzwiebeln abzuholen, und der seitdem nicht zurückgefunden hatte. Unter der Dienerschaft war große Entrüstung ausgebrochen, als ein Bote aus dem ehemaligen „Gasthof zum Erbprinzen“, der jetzt „Zur Eintracht“ hieß, herüberkam und den Brief des Ministers brachte. Gleichzeitig die Mitteilung, die Herren Lehrer, die gestern abend angekommen waren, schliefen jetzt noch, aber wenn sie ausgeschlafen hätten, kämen sie herüber zur Besichtigung.

Der erste Gedanke Wolf-Dietrichs war gewesen: die hohen Parktore mit den vergoldeten Lanzengittern zwischen den in den Novembertagen von aufgeputzten dummen Jungen zerschlagenen Kranichen schließen zu lassen. Auch Prinzessin Jutta, die Äbtissin, die seit zwei Tagen zum Besuch des Bruders aus Heiligenhose herübergekommen war, bestärkte ihn darin. Sie wünschte sogar, temperamentvoll wie immer, wenn sie nicht als geistliches Oberhaupt funktionierte, daß Timpe den Herren am geschlossenen Parktor eine ziemlich deutliche, auch für den Minister nicht schmeichelhafte Antwort erteile. Oder noch besser machte das Glimm, der alte Kastellan, der von Natur eine so hochmütige Geheimratsmiene hatte, als sei der Papst in Rom sein schlechtester Onkel. Außerdem konnte der durch seinen Gehördefekt nicht vernehmen, was etwa die abgewiesenen Herren ihm und seinem Auftraggeber als Antwort an erlesenen Grobheiten widmeten. Gerade diese Ausführungen der Schwester aber hatten in Wolf-

Dietrich nach erster zorniger Wallung die Vernunft siegen lassen. Natürlich wär' er im Recht gewesen, so zu tun. Es war eine taktlose Anmaßung des Ministers, sich über das Abkommen und seinen Termin so ohne weiteres hinwegzusetzen und statt einer höflichen Anfrage eine Art Waschzettelmitteilung zu schicken. Aber was konnten die braven Leute dazu, unter denen wohl mancher im schlichten Rock historisches Gefühl genug barg, um unbeeinflusst die Weihe der schönen und stolzen Stimmungen hier auf sich wirken zu lassen. Und dann — es war entschieden unklug, in dieser Zeit friedlicher Auseinandersetzungen die von ihrer neuen Macht etwas benommenen Herren durch unnütze Hinweise auf die Mängel ihrer Kinderstube zu reizen. Vielleicht würde sogar in manchem demokratischen oder noch röteren Gemüt unter den Besuchern just unter dem ernstesten Eindruck dieser ihre Erinnerungen in stillem Stolz tragenden Säulchen und Galerien, im Anblick der von des Geschlechtes Ansehen und Würde redenden Bilder, der die landesväterlichen Bemühungen und Erfolge bezeugenden Stiche und Dokumente der historische Sinn, das bürgerliche Gewissen geweckt . . .

Im Anblick der dort in Puppengröße schattenhaft zwischen den Säulchen hinziehenden Männer vergrößerte sich diese Hoffnung freilich nicht allzusehr. Immerhin Wolf-Dietrich, gewohnt, den Wert einmal gefasster Entschlüsse nicht zu bezweifeln, wollte es nicht bereuen, die Arbeit dieses hellen, warmen Vormittags geopfert zu haben. Aber wie er jetzt da hinübersah, erschien ihm in der goldenen Sonne dieses Herbstmorgens der pudrig trippelnde Schattenzug zwischen den weißen Säulen wie ein Traum und Symbol. Die Zeit, da vier-spännige Karossen, von bezopften Kutschern im Dreispitz gelenkt, dort drüben vorgefahren waren; da hochfrisierte Dämchen, gepudert, Schönheitspflästerchen auf Wangen und Nacken, hinter spiegelnden Scheiben mit kokettem Lächeln gegrüßt, und die scheckige

Meute die tänzelnden Jagdpferde waidgerechter Kavaliere kläffend umsprang, lag weit, so weit. Alles, was er, als Knabe und Jüngling, dort in Fest und Komödie als pietätvolle Erinnerung an diese Zeiten gesehen, was noch einmal, gepuzt und kostümiert, an besonderen Tagen über die Steinfliesen dort getrippelt, war ein letztes, schon von der Wehmut des Abschieds umzittertes Aufflackern nie mehr im alten Glanz zu weckender feudaler Geschehnisse. Jetzt zogen, die Primitivität dieses verblähten Glanzes kritisch unter die Lupe zu nehmen, die Havelocks und Sportmützen, die Kaisermäntel und zerknitterten Sakkos da drüben ein. Und wahrhaftig — das hatte im Bilde gefehlt — jetzt spannte einer gegen die Sonne oder gegen die blendende Fläche des Sees den schützenden Regenschirm auf! Wenn ich ein Karikaturist wäre, dachte Wolf-Dietrich, müßte ich dies Bildchen festhalten: die Eroberung der Feste Kranichstein durch den demokratischen Gedanken. Und wenn einer in der Regierung Sinn hätte für wahre „Historie“, den Regenschirm dort müßte er schleunigst ankaufen — als erstes auf Staatskosten erstandenes Stück — für das geplante, neue Museum.

Gerade als Wolf-Dietrich, der die letzten Figürchen da drüben, wie die Holztierchen einer Arche Noah, im Tor des Mittelbaus verschwinden sah, seine Gedanken mit der Zukunft dieses merkwürdigen Museums beschäftigte, das doch — wollte es nicht lügen und fälschen — an diesem Ort nur eine Verherrlichung der vertriebenen Dynastie bedeuten konnte, hörte er rasche Schritte hinter sich. Diva schlug an und stellte die Ohren. Dann aber eilte sie in großen spielerischen Sprüngen auf dem Parkweg der Prinzessin Jutta entgegen.

Die Äbtissin von Heiligenhose hatte für diesen Besuch in Kranichstein alle Abzeichen ihrer geistlichen Würde abgelegt. In einem fußfreien Touristenkostüm

kam sie, flott und leicht, daher. Sie hatte etwas Frohes, Unternehmendes in den Mienen, und es schien, als ob die Umgebung all dieser Jugenderinnerungen ihr sonst oft von der eigenen Würde bedrücktes Wesen gehoben und verjüngt hätte. Vielleicht trug dazu auch der Umstand etwas bei, daß sie hier nun schon drei helle Spätherbsttage ohne all das Geschwätz und Gestöhne der alten Stiftsfräulein leben durfte, die in Heiligenhose den öden Familientram ihrer hochadligen Vergangenheit, die giftigen Zänkereien ihrer Gegenwart und die geknickten Hoffnungen ihrer Zukunft im Empfangszimmer und in den Ohren der Hoheit Äbtissin umständlich auszubreiten liebten.

„Na, was sagst du zu diesem Herbstwetterchen, liebe Jutta, das dir dein fürsorglicher Bruder eigens bestellt hat!“ rief Wolf-Dietrich lachend der Kommennden entgegen.

„Du — bestellt?“ Der Schalk bligte aus Juttas lebhaften Augen, die das hübscheste an ihr waren. „Frage mal meine Stiftsdamen — und erst den Probst — wie das sich mit dem Wetter verhält. Und wer allein das ‚bestellt‘ und macht! Übrigens könntest du’s auch von allein wissen, wenn du hier unsere Bibliothek besser im Kopf hättest. Was hast du mir da alles ins Zimmer legen lassen! Lauter ehrbare Schmöker und alte Familienchroniken. Ich soll wohl nicht verdorben werden? Gerade gestern vor dem Einschlafen las ich noch von so einem Besuch der Herzogin-Mutter hier — siebzehnhundertundsoundssoviel — ‚Il faisait le plus beau temps du monde! Il semblait, que le Ciel — bitte, zu beachten: le Ciel! — ‚pris à tache de favoriser les dessins d’une Princesse, que ses vertus lui rendent chère.‘“

„Ach so —“ Wolf-Dietrich lachte übermütig — „das wiederholt sich jetzt —? Du bist — la Princesse, que ses vertus lui rendent chère?!“

„Bitte — das ist mein Beruf als Äbtissin.“

„Und ich hatte dich schon im Verdacht, Jutta, du hättest dich, genußsüchtig wie du bist, unter die vielen wackeren Männer dort gemischt — zur Abwechslung nach den vielen Damen deines Stifts.“

„Also du, Wolf-Dietrich — Glück muß der Mensch haben — ich bin tatsächlich vorhin schon im Park hinterm Mausoleum in diesen Gesangverein — oder was es ist — hineingeraten. Hast du oft hier solchen Besuch? Romische Leute, was? Die möcht' ich mal mit meinen pudrigen Stiftsdamen auf einem Bal-champêtre sehen! Also einfach zum Heulen müßte das sein! An Timpes respektvollem Gruß merkten die wichtig Wandelnden wohl, daß ich nicht die Milchfrau bin oder der Postbote hier — ja, da hättest du was von Varianten in der Grußform erleben können. Die einen starren mich bloß an, als ob ich schon meine wohlverdiente Katalognummer hätte. Ein paar zogen die Hüte. Anderen empfahl ihr freiheitliches Herz, den Blick sofort von mir abzuwenden ins Gebüsch. Einem, der sich, mir schien aus Verlegenheit, erfolgreich die geräumige Nase schneuzte, mußst' ich sogar in die Rabatte ausweichen. Dafür hat ihn dann ein Kollege kräftig in die Seite gebort. Als ich schon zwanzig Schritte von ihnen weg war, hörte ich noch der beiden erregten Disput . . . Das haben die romanischen Völker wirklich vor uns voraus, diese natürliche Liebenswürdigkeit des Verkehrs. Besonders Damen gegenüber. Es steckt ja meist nichts dahinter, aber die Form gewinnt. Und es kommt nicht alles so derb und laut heraus. Konstantin zitierte immer, wenn er von Reisen kam, ein Wort: *Les Italiens pleurent, les Français chantent et les Allemands crient.*“

„Ach ja. Konstantin weiß immer solche Sprüche. Auch von den Damen der verschiedenen Nationen hat er —“

„Freilich — *l'Allemande à l'étable, la Tschèque à la cuisine, la Française au lit!* . . . Ich bin ja nicht

im vollen Ornat mit Hirtenstab. Da darf ich so was . . .
Übrigens Konstantin —! Hier ist ein Brief von ihm.
An dich. Simpe, der den Bärenführer machen muß —
wie viele Rollen hat der Gute eigentlich hier schon ge-
spielt — Simpe gab ihn mir eben.“

Wolf-Dietrich machte der Schwester neben sich Platz
auf der Bank und erbrach das Siegel, das dick und
trozig Wappen und Krone im dunkelblauen Lack zeigte.
Dann hatte sich Jutta vertraulich in Wolf-Dietrich
ein. So lasen sie gemeinsam den echt Konstantinischen
Brief, der ihnen das Neueste und Wissenswerteste brachte
von der Familie, von der sie beide in der letzten Zeit
wenig gehört. Konstantins Geburtstag war gerade in
die ersten Tage gefallen, da Wolf-Dietrich hier mit der
Arbeit des Sichtens, Ordnen und Verpackens begann.
Von Sorgen und Erinnerungen arg bedrängt, hatte er
nur treue Wünsche und herzliches Gedenken von diesem
dem Oheim wie ihm so teuren Boden in einem Tele-
gramm übermittelt.

Dieser Brief, den die Geschwister jetzt zusammen
lasen, war Konstantins Antwort.

„Mein lieber Wolf-Dietrich!

— Freundwillig lieber Nefte, Vetter und Herr —
sollt' ich — im Hinblick auf den Ort Deines jetzigen
Aufenthalts — im alten Bopffstil schreiben.

Seit einer Viertelstunde kaue ich, betrübt, an der
Feder und finde nur geringen Trost in der Erwägung,
daß alle großen Männer — nachweislich — gern an
der Feder gekaut haben. Auf dem Schreibtisch Na-
poleons fand man, als er Erfurt verließ, nicht weniger
als drei total zerkaute Gänsefüße; woher es kommt,
daß jedes halbwegs anständige Raritätenkabinett in
Europa auch einen böß zugerichteten alten Gänsefüßel
unter Glas besitzt, von dem der Katalog rühmend zu
melden weiß, daß ihn Napoleon ‚in Erfurt‘ nicht nur
in seiner kaiserlichen Rechten, sondern auch in Aller-

höchsteinem Munde gehabt habe. Ja, die Gänsefüße in Mitteleuropa ließen sich damals viel gefallen! . . . Vielleicht findest Du auch solch einen ‚angezweifelten‘ napoleonischen Gänsefuß unter den Raritäten und Erinnerungen in unserem lieben alten Kranichstein. Dann laß ihn dem ‚Museum‘ der glorreichen Republik und rette uns lieber unsere alten Bleisoldaten, das Kindertheater und die Festung aus Birkenholz, mit der drei Generationen begeistert gespielt haben, und deren Einnahme und Besitz ich den neuen Machthabern weniger gönne als das ungemütliche Stadtschloß der teuren Base Isabella Galanta.

So. Nun ist die Scheu verflogen, die ich schon als Kind vor einem weißen Bogen Papier hatte! Wenn ich erst ein paar Reihen von meinen scheußlichen Buchstaben sehe, krieg’ ich Mut. Und nun sollst Du ausführlichen Dank und Gruß haben. Um so ausführlicher, als ich wieder mal in Frankfurt bin. Ich besuche hier meinen Bankier und ein paar Sportsfreunde, sehe mir rasch wieder mal meine alte Liebe, die Danneckerische Ariadne, bei Bethmanns an und bezwinde mich, die wundervollen Thomas nicht zu kaufen, die hier im Schneiderschen Kunstsalon eben ausgestellt sind, und die vor fünfundzwanzig Jahren ebenda hingen und bloß den fünfundzwanzigsten Teil von dem kosteten, was ich jetzt . . . nicht dafür bezahlen kann. Aber eigentlich wollt’ ich sagen, daß es hier gießt, und daß die Aussicht in diesen Regen mich nicht eben an mein Fenster im ‚Hessischen Hof‘ lockt — obschon wenigstens gegenüber am Hauptbahnhof die abscheulichen drei knallroten Riesenseken, die lange da hingen, verschwunden sind.

Deinen Pflichten und Stimmungen zum Troß hast Du noch Zeit gefunden, mich drahtzuumarmen. Sei bedankt! Glaub’ mir, ich unterschätze Deine Arbeit dort nicht und kann die Stimmungen, von denen Du, armer Kerl, der in dieser Zeit das doppelte Unglück

hat, ein Prinz und ein Poet zu sein, jetzt hingenommen und geschüttelt wirst, wohl nachfühlen. Nur in Worte kleiden kann ich's nicht so wie Du, „dem sein Leid in Gefängen auszuströmen ein Gott verlieh“ — oder schlichter gesagt: der Du schöne Verse — für Deinen Nachlaß, denn Du gibst ja nichts heraus — von dort mitbringen wirst.

Du hast meines Geburtstags gedacht. Hab' Dank! Du weißt, daß ich über den Zweck der ganzen Welt immer vergebens nachgegrübelt habe und über den meines eigenen Erscheinens, wenn das möglich ist, noch weit unklarere Vorstellungen hege. Aber vielleicht ging's am achten Oktober auf die Dauer nicht ohne mich? Ich hab' mir als Junge mal ins Gedächtnis eingegraben, was alles an diesem mir damals noch wichtigen Tage sonst Großes passiert ist. Anno 1354 ist der Volkstribun Cola di Rienzi ermordet worden, Anno 1669 haben sie den großen Rembrandt begraben. Anno 1803 ist Alfieri gestorben. Und Anno 1871 hat an diesem Tag jene gräßliche Feuersbrunst begonnen, die Chicago einäscherte. Nicht viel Frohes und Erhebendes, was? Da hat denn offenbar die ausgleichende Gerechtigkeit die Einsicht gehabt, an diesem Tage auch mal etwas Versöhnendes und Beglückendes geschehen zu lassen. Und so bin ich denn an diesem Tage auf die Welt gekommen. Meine guten Eltern soll's gefreut haben. Meine Erzieher gewannen später nicht immer reinen Genuß davon. Die wohlgesinnten Bürger, Beamten und Behörden von Nayß und Umgebung heuchelten jahrelang innigste Befriedigung darüber. Dieses Jahr aber haben sie sich beherrscht und sind mir mit Glückwünschen nicht lästig gefallen. Ein Heer von Schnorrern rechnete ehemals diesen Tag zu seinen gesegneten Erntetagen; und von diesen Gratulanten haben sich denn auch einige wieder eingefunden. Einer davon versteigt sich zu der Überzeugung, daß wir, wenn ich ‚im Kriege kommandiert hätte‘, alle ‚noch oben‘

säßen. Ein anderer paßt sich dem Geist der Zeit besser an und apostrophiert mich: ‚Wohlgeborener Herr Prinz!‘

Deine Depesche wurde mir nachgeschickt. Ich war in Berlin. Man braucht jetzt nicht mehr *intognitissimo* dahin zu fahren, um das Offizielle zu vermeiden. Es kümmert sich dort kein Nas um Dich. Es sei denn, um Dich zu begaunern, zu betrügen, zu neppen, Dich in ein Tanzlokal oder einen Spielklub zu verschleppen — und Dir den Aufenthalt so kostspielig und lustlos wie möglich zu gestalten. Unter den Linden neben schäbiger Noblesse eine skandalöse Eleganz. Schieber und Schiebers Geschlecht. Noch immer Ersatz von allen guten Dingen und Originale von allem Scheußlichen. An Krüppeln und Leierkasten vorbei eine Polonäse von Pelzen, seidenen Strümpfen, Brillanten, Lackshuhen und schlechtem Deutsch. Parfüms, die jede Dame von Distinktion, sich die Nase zuhaltend, ausgießen würde, und der greuliche Geschmack eines losgelassenen Snobismus. Und von allen Seiten und Säulen winken Dir, grell plakatiert, die neuen Freuden der Freiheit. Evtänze, Schönheitstänze — alles mehr oder minder betonte Nackttänze — neben Boxkämpfern und Sensationen. Schüchtern dazwischen Aufklärungsvorträge und Ankündigungen von pfißigen oder harmlosen Narren, die eine neue Religion, eine neue Glückstheorie, eine neue Art des persönlichen, machtwerbenden Einflusses gefunden haben. Und dazwischen natürlich: ‚Mord‘ und Hunderttausende — wenn man addiert — für gestohlene Perlen, Brillanten, Brieftaschen, Gespanne, Hunde, Autos und ganze Wohnungseinrichtungen... Ach ja, die Geister erwachen, wie zu Huttens Zeit, es ist eine Lust zu leben — besonders in Berlin.

Die Innenstadt ein einziger Trödelladen. Schwärzeste Polackenlocken und leider viel Feldgrau. Die Parks verwahrlost. Tauentzienstraße und Rutfürstendamm

mittags um zwölf Uhr ein antisemitischer Tendenzroman. Bei Borchardt ein paar alte Kameraden von der Garde. Zweie wollten mich gegen Hagel versichern. Der dritte möchte nach Guatemala auswandern, der andere nach Peru. Ein paar sind entschlossen hier zu bleiben und zu warten — der dazu nötige Rotzpon kostet die Flasche zwischen Siebzig und Hundertzehn.

Ich bin am historischen Eckfenster vorbeigegangen. Mit aufgestelltem Rocktragen. Immer in der Angst, es könnte dort die arme, weiße Gardine plötzlich zur Seite geschoben werden und eine gespenstische Greisenhand würfe den schweren rostigen Granatsplitter von Sedan, den Briefbeschwerer, vom Arbeitstisch des hochseligen alten Herrn, zornig ins undankbare Volk...

Ein Kulturbild: ich traf den guten Onkel Burgund — der übrigens den Mut und Troß besitzt, sich in einem übeln Hotel zweiten Ranges über eine halbe Seite weg mit Riesenbuchstaben einzuschreiben: ‚Christoph Prinz Rayß-Bodenbach‘ — im Gewühl der Leipziger Straße. Den getreuen Rodel neben sich. Der sah — in Bennos grauem Gehrock — besser aus als sein fürstlicher Brotgeber. Und trug ein Geheimnis, in grünes Tuch eingewickelt. ‚Du erlebst einen historischen Moment, Konstantin,‘ nickte der Onkel Burgund, sich aus seinen immer noch zu kurzen Hosen reckend. Und da er meine Neugier sah, die Erklärung zu hören, fuhr er fort, während uns die Droschken und Autos ausgiebigst mit einer braunen Drecksoße beschmissen, in die jetzt die ‚sauberste Stadt der Welt‘, wie sie einmal von Madrid bis Tokio neidvoll genannt wurde, egal getaucht ist — ‚Du erlebst einen historischen Moment. Denn ‚historische Momente‘ sind doch eigentlich nur Wendepunkte, an denen ein Mensch von Bedeutung oder eine ganze Familie von historischem Ansehen das gänzlich Neue und Unerwartete tut. Siehst du — und deshalb erlebst du — oder eigentlich ich oder eigentlich die ganze Familie Rayß-Dreybrücken — jetzt gewisser-

maßen solch einen historischen Moment. Denn' — und dabei legte er die Hand auf das grün verhüllte Geheimnis, das Roxel feierlich unterm Arm trug — ‚denn ich gehe eben zum Schneider und lasse mir — einen Anzug wenden! . . . Du wirst zugeben, noch nie hat in der Familie Rayß-Dreybrücken einer die äußere Brusttasche rechts getragen und den Sacko nach links geknöppt. Paß auf, in vierzehn Tagen mach' ich das!‘ . . .

Wer weiß, lieber Wolf-Dietrich, bis wir uns wiedersehen, ob ich nicht auch . . . Ich, der ich in der Familie und auch sonst, ich weiß es, immer so ein bißchen das Vorbild der Eleganz war, der kleine Pücker-Mustau . . . Aber ich habe die leise Hoffnung, wenn mich dann wieder mal die wilde Lebensgier so weit treiben sollte, mich Sonntags um zwölf auf der Hauptstraße von Rayß oder Dreybrücken zu zeigen, wird vielleicht, was dort jetzt Gelder schwingt und das Tönchen angibt — denn einen ‚Ton‘ hat's dort wirklich nie gegeben — wird vielleicht zum Schneider Jürgens laufen — er lebt wohl noch, wenn er nicht an seiner ewigen Angst vor Attentaten eingegangen ist — und wird ihn beschwören, die kaum gekauften Anzüge schleunigst dahin zu ändern, daß die Brusttasche rechts und die Knöpfe links sitzen . . . Erinnerst Du Dich noch, wie oft ich früher ärgerlich in den Saalecken zu Dir sagte: ‚Bei Hofe muß man sich sein Lachen verkneifen oder besser — für später aufheben können.‘ Gott sei's gedankt, ich hab' mir viel davon aufgehoben. Und so grau, traurig und ekelvoll die Zeiten sind, mir steigt jetzt manchmal das Lachen ins Gesicht — wie das aufgetaute Lied in die gefrorene Trompete des Freiherrn von Münchhausen. Für uns, die wir von Jugend auf verwöhnt sind — nicht, wie die Spießer meinen, mit Mandelörtchen und Ponys, sondern mit geschauten und geübten guten Manieren — für uns ist dieses Zeitalter der Freiheit, die zunächst nur Flegelei ist, gräßlich und quälend. Denn von Jugend auf verwöhnt sein ist

schließlich eine Krankheit, genau so gut wie die englische Krankheit, das Rheuma oder das Nervenzucken.

Am meisten leidet vielleicht der arme Reginbold, den ich auf der Rückreise in seinem — respektive seiner Gattin, Königlicher Hoheit — muffigen Stadtschloß besuchte. Die Königliche Hoheit hat sich auf dem Familientag mächtig geärgert; und jetzt, da sie als Spanierin die einzige ist, der man ihren ganzen Besitz lassen mußte oder doch gelassen hat — Queck hat das schlau gemacht; denn durch ihre Heirat war sie nach dem Gesetz, denk ich, Deutsche geworden — jetzt schmirt sie das dem guten Reginbold täglich aufs nicht allzu dick gestrichene Butterbrot und auf noch Unbekömmlicheres. Sie spielt darauf an, daß er von ihr lebt und nichts verdient. Wie er das machen sollte, ist mir übrigens schleierhaft. Er kann doch nicht plötzlich Schreibmaschine lernen, in Eritotagen reisen oder sich als Gemeindefschäfer verdingen? Freilich in Schweiß ‚gearbeitet‘ hat er sich auch sonst nie. In der deutsch-völkischen Bewegung hat er ja mal versucht, eine ritterliche Rolle zu spielen. Aber es blieb so im Sinne der ‚Frati godenti‘. Du kennst sie, nicht? Jakob Pantaleon, der als Sohn eines braven Schuhmachermeisters zu Troyes geboren war und als Papst Urban IV. starb, hat in seiner an Erfolgen nicht sonderlich reichen Regierungszeit einen Ritterorden gegründet, dem er den schönen Namen gab: ‚Orden der heiligen Maria.‘ Das edle Ziel dieses streitbaren Ordens war — so besagte die Stiftungsurkunde — kein geringeres, als der Kampf gegen die Ungläubigen. Aber man hat wenig oder nichts von diesen seltsamen Brüdern gehört. Doch ja, man hat vernommen, daß sie im Lande blieben und sich redlich ernährten; sogar ausgezeichnet ernährten. Ihr geweihtes Schwert aber blieb tapfer in der Scheide. Das spottlustige Volk von Rom nannte die wohlgenährten Herren nur die ‚Frati godenti‘ und hatte wenig Respekt vor ihrer hochklingenden Mission, zu

der sie der einstige Patriarch von Jerusalem in frommem Eifer berufen . . . Reginbolds Zugehörigkeit zu dem geistigen Bunde der ‚Frati godenti‘ aber oder ihrer irgendwie anders getauften Nachfolger genügt der Spanierin nicht, die — Revolution hin, Revolution her — immer noch einhergeht, thront, redet und die Nase trägt, als ob sie — nach dem Wort der guten Tante Burgund — im Viererzug geboren wäre und im Hermelin sterben werde.

Ich nahm bei den beiden das Frühstück. Immer noch alles auf Silber. Immer noch die Unterhaltung nur Französisch. Immer noch hinter jedem Stuhl ein hölzerner Lakai mit dem Wappen von Sevilla an einer Stelle des blauen Fracks, die der unserem Onkel Burgund verwandte Erzbischof Poppo bei jeder Vorstellung auszusprechen gezwungen war. Und immer noch riechen die Lakaien alle nach Knoblauch, weil ihnen der Hausmeister, von der Sparsamkeit der spanischen Herrin angewiesen, die schreckliche Salami — woher sie die so billig bezieht, ahn' ich nicht — aufs Frühstücksbrot legt. Reginbold sitzt meist schweigend da mit einer Miene, als hätte man ihm gerade Pfeffer ins Gesicht geworfen. Er will jetzt aus Verzweiflung einen älteren spanischen Dichter, den kein Mensch kennt, ins Deutsche übersetzen. Drei Lexika hat er sich schon bestellt. Gott sei Dank sind zwei davon vergriffen, so braucht er nicht anzufangen. Im übrigen tröstet er sich mit grünem Benediktiner und dem alten Spruch: ‚Ce que femme veut — Dieu le veut!‘ Ich persönlich glaube ja allerdings, daß es gerade daher kommt, daß zuweilen nicht mal der Pastor versteht, was der liebe Gott eigentlich gewollt habe.

Jedenfalls macht einem diese Ehe keine heiße Lust, sich verspätet in den geruhigen Hafen dieses Sakramentes zu retten. Obschon — es ist Dir vielleicht auch schon aufgefallen, daß es jetzt Mode wird unter den un-verehelichten Standesherrn, sich in begüterte, ältere

Damen zu verlieben. Ich habe sogar unserem lieben Raab zugeredet, der getreulich in Marburg an die Bahn kam, als ich durchfuhr — in Parenthese: er hat die Studien, Jura et Cameralia, wahrhaftig wieder aufgenommen! Denkt doch daran, in die Diplomatie — meint, viele denken wie er . . . Na, vielleicht wird er unser Gesandter beim neuen Königreich in Jerusalem, das sie jetzt propagieren. Also: Raab will überhaupt nicht heiraten, sagt er. Und — ich? Fürchte nichts! Wenn ich auch in einem früheren Leben von den Noden nicht unabhängig war — die mach' ich bestimmt nicht mit! Und wenn vielleicht auch noch niemand mit Beziehung auf meine Wenigkeit zu Dir gesprochen hat, wie Mirabeau an den König Friedrich Wilhelm II. schrieb: ‚Einer Ihrer Oheime, der mit Ruhm und Erfolgen gekrönt ist, besitzt das Vertrauen Europas, das Genie eines Helden und die Seele eines Weisen,‘ so kannst Du Dich bei mir wenigstens auf diese Weisheit verlassen.

Dein Bruder, der Herzog, ist — er hat Dir's vielleicht selbst schon geschrieben — auf des unvermeidlichen Pintus dringenden Rat sofort nach der Ordnung der Dinge — wie sie dem Himmel und dem Rammerrat Queck beliebte — vom idyllischen Lauterbach in den Rest seiner Herrlichkeit nach Ranz zurückgekehrt. Still und geräuschlos, in einem Nichtraucherabteil zweiter Klasse. Ohne Gefolge, aber mit Familie. Unsere liebe Helene — hübscher, blonder, gütiger, molliger, grübchenreicher und schüchterner denn je — läßt ihre Mädels unter Aufsicht des furchtbaren Fräulein Schmidt, die angeblich — wenn niemand dabei ist — englisch spricht und nach Überwindung der Lauterbacher Abenteuer wieder an den Storch zu glauben entschlossen scheint, in dem Sandhaufen am chinesischen Tempelchen spielen. Demselben Sandhaufen, der meine und Deine Generation schon entzückt und mit heimlich darin versteckten Müschelchen erfreut hat. Die Müschelchen sind weniger

geworden, aber der Sand ist geduldig. Das Törtchenverkaufen in der Jostschen Konditorei in Lauterbach hat nun doch wieder Frau Jost selbst gütigst übernommen. Auch ist die Herzogin Helene dort bei Entbindungen bis auf weiteres entbehrlich geworden. Der Herzog auch. Ob das Ehepaar Jost sich demnächst — Du weißt doch — in Ranz revanchiert, wenn . . . das ahn' ich nicht.

Und was uns alle beschäftigt, wenn auch der Galgenhumor die Pausen ausfüllt . . .? Was wird — politisch — muß man der Zeit überlassen. Ich habe kein Talent zur Pythia, meide alte Dreifüße und alle, die darauf sitzen. Ich nähere mich, still und innerlich, immer mehr den Gedanken, die Du auf dem Familientag ausgesprochen hast, und die leider durch eine Indiskretion in die Presse gekommen sind. Im Kanton Appenzell gibt's die meisten Kröpfe; bei uns jezt die meisten Indiskretins.

Und unsere prächtige alte Kaiserliche Hoheit ist nun auch mitten aus ihren — kaum ‚verfrüht‘ zu nennenden — Studien der Französischen Revolution gerissen worden! Nun hat sie also doch den deutschen Napoleon nicht mehr erlebt. Den Vollender, Retter und Rächer, an den sie so felsenfest geblaubt hat. Denk Dir, ich traf den Doktor Böllermann zufällig. Er saß im Wartesaal des Frankfurter Hauptbahnhofs vor einem abgestandenen Glase Bier. Ganz in Schwarz. Die treue Seele trauert wie ein Leichenkutscher. Vielleicht ist's aber auch seine ganze Garderobe. Man kann jezt nie wissen . . . Er hatte gerade wieder einen Zug ver säumt, hoffte aber doch innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden nach der Schweiz fahren zu können. Mit vieler Mühe hat er einen Paß bekommen, nachdem er bei drei Ämtern und zwei Gesandtschaften gewartet, geredet und sich ausgewiesen und bei der Steuer einen feierlichen Eid geschworen hat, daß er von den Millionen, die er nicht besitzt, keine dem Vater-

lande veruntreut. Seine Beine sind noch dünner geworden, und es umwittert ihn noch immer der eigentümliche Opiumtropfengeruch. Er muß sich an einem blauen See erholen, sagte er. Die letzten Wochen müssen für ihn allerdings recht aufreibend gewesen sein. Die Kaiserliche Hoheit wurde immer tauber. Auch der sinnreiche Fächer half nicht mehr viel. Und immer länger mußte der arme Böllermann abends vorlesen, bis tief in die Nacht. Greuel und immer nur Greuel der Französischen Revolution. Und als die alte Dame anfang zu kränkeln und sichtlich zu verfallen, mußte er erst recht lesen, immerzu lesen. Sie hörte längst nicht mehr alles, und manchmal fiel ihr der Kopf auf die Brust, und sie schlief stundenlang. Dann saß der Doktor still und ohne sich zu rühren neben ihrem Sessel, überschlug behutsam Seite um Seite und behielt ihr friedliches Antlitz im Auge. Sobald sie wieder die Lider aufschlug und den Kopf hob, brüllte er ihr, als habe er nie aufgehört zu lesen, ins Ohr: ‚Die Jakobiner boten alle ihre Kräfte auf, um die dem Revolutionstribunal übergebenen Prozesse zu beschleunigen und der unersättlichen Guillotine neue Schlachtopfer zu liefern...‘ Zuweilen nur unterbrach die Kaiserliche Hoheit durch eine Handbewegung die Vorlesung. Dann sprach sie immer dieselbe Angst aus, daß sie in der blutigen Lektüre nicht mehr bis zu Napoleon kommen würden. Sie hat recht behalten. Gerade las Böllermann gegen Mitternacht, fröstelnd vor Müdigkeit und Entsetzen, mit dem letzten Rest seiner Stimmkraft, daß im Juni 1795 — ein gutes Jahr vor Bonapartes ersten Siegen in Italien — Marats Leichnam auf dem Kirchhof zu St. Etienne ausgegraben und die Überreste mit Füßen getreten, bespien und in den Kot getreten wurden. Da richtete sich die Prinzessin Eudoxia in ihren vielen Rissen plötzlich hoch auf. Als ob sie einen eintretenden Fremden von Distinktion begrüßte, schaute sie aus großen hellen Augen lächelnd

nach der Tür. Die blieb aber, wie Böllermann sah, fest geschlossen. Dann sagte die Kaiserliche Hoheit, ohne den Blick zu dem erschreckten Böllermann hin zu wenden, langsam, feierlich, ja mit einem Unterton von Befriedigung: ‚Es ist aus mit der Monarchie — und es ist aus mit der Republik. Voilà le Gouverneur despotique!‘ Das waren ihre letzten Worte.

Sie hat, wie Du ja weißt, durch ausdrückliche Bestimmung zur Beisehung nur ihre Dienerschaft zugelassen. Reginbold hat's ihr sehr übel genommen. Er hätte gern die kleine feierliche Reise gemacht und ein bißchen — ohne die Königliche — in vergnüglichere Gegenden ausgedehnt. Die wunderliche letzte Willensäußerung hat übrigens, wie Böllermann bestimmt versicherte, nur einen Grund. Die Prinzessin Eudoria glaubte, daß die neue Regierung ihr Begräbniß nicht mit all dem Pomp und den Ehren gestatten würde, die ihrem hohen Range zukämen. So hat sie die Beisehung in einfachsten Formen und in strengster Stille angeordnet. Hat aber verfügt, daß ‚im zehnten Jahre des neuen Kaiserreichs‘ ihre Reste nach der Gruft der Elisabethkirche in Dreybrücken überführt würden. Im zehnten Jahr des neuen Kaiserreichs . . . solange ruhe sie in Frieden! Und der kurze glänzende Umzug sei ihr dann von Herzen gegönnt! Freilich — auch an diese Auferstehung muß man glauben. Sie hat geglaubt. Möge der Glaube ihren Gebeinen helfen!

Du aber, Glücklicher, träumst jetzt in Kranichstein noch einmal den Traum der Familie. Schaust aus dem runden Turmzimmer über See und Wälder. Läßt Steine und Bilder, den Sternenhimmel und die Buntheit der sterbenden Natur zu Deinem Herzen reden. Und hörst, als letzter von uns — wohl auch als Hellhörigster — die wehmütig schöne Ballade von Aufstieg und Untergang eines stolzen Geschlechts.

Laudabunt alii claram Rhodon aut Mythilenen — uns beiden, die wir gereift sind und, schauend mit

offenen Augen, die Schönheit der Erde dankbar genossen haben, wird Kranichstein immer und immer die Zuflucht unserer Erinnerungen bleiben. Die Rüst-kammer aller Pläne und Hoffnungen. Mitten in jenem Paradies, aus dem wir — nach Jean Pauls schönem Wort — nie vertrieben werden können, ragen trotzig die runden Türme von Kranichstein; und im Schatten seiner Säulenhalle schlafen einmal unsere letzten Wünsche. Denn — das Recht, dort begraben zu werden, hat uns der alte Quack gerettet, eh' er das Rätsel mit in die Aschenurne nahm, wie man ein treuer Diener seines Herrn sein und doch die Enkel verraten kann.

Aber ich will und darf nicht hart werden. Durch dieses nüchterne korrekte Beamtenleben ist eine Frau gegangen, die nicht gemacht war, zwischen Zahlen und Paragraphen zu verblühen. Schwer und rasch hat die Liebliche für ihr kaum erkanntes, kaum zaghaft gefordertes Recht auf Liebe gebüßt. Friede, tiefer Friede der Asche ihrer edlen Menschlichkeit!...

Der vieleckle Pintus hat mir kürzlich bei einem unerbetenen Kondolenzbesuche — er trauert mit tiefem Flor um die Kaiserliche Hoheit — so nebenher beigebracht: man glaube in eingeweihten Kreisen, daß Kranichstein — vielleicht bei einer kleinen Minderung der Barauszahlung für die Domänen — doch wohl unserer Familie wäre zu erhalten gewesen. Aber der Rat habe — seinem Diensteide sonst getreu — durch diese seltsame Nachgiebigkeit mich in erster Linie treffen wollen. Er, Pintus, der Gute, fürchte jedenfalls, daß dieser elende Klatsch — er wolle aus entrüsteter Seele solche Gerüchte nicht anders nennen — so in die Geschichte übergehen werde. Wenn nämlich nicht rechtzeitig in irgendeiner Form widersprochen werde; auch den Gerüchten über gewisse frühere intime Beziehungen. Vielleicht in einer Broschüre. Der unserer Sache wieder gewonnene Professor Schmalz wäre, glaube er, eventuell bereit... Worauf ich dem Wirk-

lichen Geheimen erwidert habe, daß der General Soyon — was ebenfalls in die Geschichte eines bekannten Schlosses, nämlich des friderizianischen Rheinsberg, übergegangen sei — der Nefte des Grafen de la Roche-Aymon, einem päpstlichen Kriegsminister, dem Monseigneur de Mérode — übrigens nicht verwandt mit der schöngeheitelten Cléo — als erster, sogenannte ‚Soufflets morales‘ angeboten habe. Worauf Herr von Pintus, Erzellenz, sich auf die allernotwendigsten Abschiedsphrasen beschränkte und schleunigst den Rückzug antrat.

Lassen wir, lieber Wolf-Dietrich — mit oder ohne Reid, je nach Stimmung — die Toten ruhen! Gönnen wir den Pintussen, die im Grunde entthronter sind als wir, ihre Geschäftigkeit! Bemühen wir uns, an einen erwachenden besseren Geist unter den Lebendigen zu glauben; und halten wir von den angeblichen Höhen der Menschheit heruntergekehrten Kranichsteiner, auch nach Verlust der Stammburg und ihres Symbols, so fest zusammen, wie es in der Gemeinsamkeit des Bluts und der Unverlierbarkeit unserer Erinnerungen tief begründet ist! Das walte Gott!

In Treuen Dein

Konstantin.“

„Der Gesangverein scheint auch noch den Park besichtigen zu wollen,“ sagte Jutta jetzt beunruhigt und stand auf. Sie hatte schon, während Wolf-Dietrich den letzten Teil des Briefes las, zerstreut nach der Kolonnade hinübergeblinzelt, wo jetzt, die Treibhauspflanzen in den Töpfen bewundernd und sich an der wenig bekleideten Schönheit der neun Musen erfreuend, die da, um Apollo geschart, weißleuchtend auf Steinsokeln im Rasenland standen, die seltsame Schar der Schloßbesucher sich gesammelt hatte.

„Da wollen wir doch lieber die Flucht ergreifen, sonst werden wir noch mitbesichtigt. Und Timpe,

dem schon jetzt der Angstschweiß ausgebrochen sein mag, muß uns erklären.“

Mit eiligen Schritten gingen die beiden den sonnengefleckten Pfad, der vom Seeufer tief in den Park führte. Bald wanderten sie unter wuchtig ausladenden Baumgruppen hin. Dann wieder an dichtem Buschwerk entlang, über das vergessene und verwitterte Steingötter die bemoosten Köpfe reckten. Über feierlich von Urnen umstandene Rondelle fanden sie zu der Partie des Schloßparks, wo hohe Hecken das Naturtheaterchen umrahmten. Hier, wo sie als Kinder mit heißer Begeisterung Schiller und Körner in den von der Kayzer Hofbühne geliehenen echten Kostümen gespielt, aber auch an Shakespeare und Racine in der Ursprache sich versucht hatten, promenierten sie nun langsam, Arm in Arm, vor der Neugier geschützt, hin und her über den weichen moosigen Boden.

„Du, Wolf-Dietrich, du bist so schweigsam?“

„Konstantins Brief beschäftigt mich. Was steckt in diesem Leben voll Leichtsinns und Oberfläche doch für eine Tiefe und Vielseitigkeit. Oft kokett und künstlich verborgen.“

„Gewiß, aber er hat jedenfalls gelebt — wenn er einmal stirbt,“ sagte langsam die Äbtissin von Heiligenhose.

„Und hat sich seine eigene Philosophie dafür zurecht gemacht, gewiß. Aber was hätte so ein Mann erst leisten können, wenn er nicht, als zweiter Prinz, nur zur Repräsentation verurteilt gewesen wäre. Hier eine Kirche einzuweihen, dort in einem Jungferenheim im Namen des Herzogs treue Dienste durch Silberkreuze zu lohnen, morgens einem gleichgültigen Ausländer von Distinktion das Mausoleum zu zeigen und abends im Wohltätigkeitskonzert schlecht gespielte Lieder zu hören, die ein dilettierender Hofrat gedichtet und eine unmusikalische Hofdame vertont hat.“

„Du bist auch ein — zweiter Prinz.“ Jutta sah den Bruder prüfend von der Seite an. Sie fühlte, daß er

innerlich um anderes kämpfte als um den Sinn der Worte, die er achtlos hervorsprudelte.

„Ich bin's — nicht mehr.“

„Doch,“ nickte Jutta ernst. „Noch bist du's, wenn nicht Helene nun mal mit den Mädels aufhört und . . . Das müßte doch in diesen Tagen sein . . . Vielleicht dem abergläubischen, kalenderkundigen Konstantin zur Freude — morgen? Das wäre!“

„Was ist morgen?“

„Der sechsundzwanzigste Oktober.“

„Na — und?“

„Der Freiherr von Stein geboren — 1757 — Moltke geboren 1800 — Genügt's?“

„Und dann — ein Junge?! Freilich — das wäre! Bloß der gute Johann und die blonde Helene als Eltern eines Stein oder Moltke — kannst du dir das vorstellen?“

Die Äbtissin lächelte nur vor sich hin.

Nach einer Weile sagte sie harmlos, aber ihr kluges Auge suchte dabei in Wolf-Dietrichs Mienen zu lesen: „Heute morgen beim Frühstück hattest du schon ein paar Briefe, die dich — na, sagen wir: über die Lektüre hinaus zu beschäftigen schienen?“

Wolf-Dietrich bückte sich, ein am Boden liegendes Aststückchen aufzuheben, das er nun in weitem Bogen für Diva in den Park warf: „Such', Diva — hol's!“

Und die Hündin schoß, spielbereit, wie ein Pfeil davon.

„Zwei Briefe — ja. Der eine — Gott, ich wollte dich nicht erregen — und wenn einer sich ärgert, genügt's. Der eine Brief, der eine Deckadresse angibt, war von dem flüchtigen Baldus — du weißt doch?“

„Der Musterrepublikaner, der in Rayk, als Heher, das große Wort führte — und dann alles Trinkbare beschlagnahmte und über dem Familiensilber im beschlagnahmten Schloß ‚wachte‘, bis nichts mehr da war —“

„Eben der. Die Regierung hat sich ja immerhin jetzt endlich der unsaubersten Elemente entledigt, das

muß man zugeben. Die Menschen haben ihre Schuldigkeit getan. Der Baldus wird sogar ‚verfolgt‘. Bloß — es weiß jeder, wo er steckt. Immerhin die Geste der Entrüstung, der Seufzer nach Sauberkeit ist doch schon da.“

„Und was will der üble Bursche von dir?“

„Nicht viel. Nur zwanzigtausend Mark.“

„Erpressung?“

„Nicht gerade. Er bietet mir dafür — ganz geschäftsmäßig, sogar Hochwohlgeboren nennt er mich — bietet mir das Original der Abdankungs- und Verzichtsurkunde zum Kauf an. Du weißt, des Wischs, den angeblich Bruder Johann unterschrieben hat.“

„Die Unterschrift ist doch gefälscht?“

„Sicher. Das haben wir ja auf dem Familientag zur Genüge festgestellt. Immerhin, so ein Drecksblatt existiert. Und Baldus, der natürlich nicht rechtmäßige, aber glückliche Besitzer, ist bereit, mir zunächst die Photographie davon einzusenden. Er ist natürlich von der Echtheit überzeugt. Und damit auch von dem Wert des Dokuments für uns.“

„Und wie bemäntelt er die Gemeinheit, daß er seine Revolutionäre in diesem Angebot verrät?“

„Er will den durch seine Hilfe Emporgekommenen, schreibt er, ihren Andank heimzahlen.“

„Die Rache des Edeln.“

„Ja. Am Schlusse bemerkt er höhnisch: wenn das historische Dokument der Familie nicht wertvoll genug erscheine, so könne es vielleicht für das neue Landesmuseum von Kranichstein erworben werden.“

„Was antwortest du ihm?“

„Nichts. Meine Korrespondenz mit Schufden war von je durchaus einseitig. Dabei soll's auch bleiben.“

„Hast du seinen Brief zerrissen?“

„Nein. Ich habe diese Bekenntnisse einer schönen Seele der Staatsanwaltschaft in Rayz eingesandt und in einer kurzen Bemerkung darauf aufmerksam gemacht,

daß es sich bei diesem Gaunerstreich auch noch um eine dreiste Fälschung handelt.“

„Hm.“ Jutta nahm der aufgeregten Hündin das apportierte Hölzchen ab, das sie, stolz wedelnd, schon eine ganze Weile anbot. „Der andere Brief muß wohl — angenehmerer Art gewesen sein? Denn er hat, schien mir, den Ärger, den der Baldussche auslöste, in der Stimmung rasch und gründlich kompensiert.“

„Die Juden, liebe Jutta, haben ein Sprichwort: Die Weiber lügen, auch wenn sie gar nichts reden. Das möchte sich meine Unhöflichkeit, weiß Gott, nicht zu eigen machen. Aber ich erlaube mir zu variieren: Die Weiber sind neugierig, auch wenn sie — gar nicht fragen.“

„Sehr viel zu ‚fragen‘ brauch‘ ich gar nicht. Ich war ja vor Eurer brüderlichen Hoheit am Frühstückstisch und sah den Brief liegen.“

„Ein geschlossener Brief sagt nicht viel.“

„O, doch. Ein Brief mit Trauerrand — der Postsiegel Ranz — eine gepflegte Frauenhand — die Titulatur der Adresse streng korrekt — kein Absender . . . Es hätte der stahlblauen Tinte gar nicht mehr bedurft, mit der, wie ich mich wohl erinnere, der Rat Qued sein Leben lang schrieb. Mein Frauenspürsinn hätte auch in andersfarbiger Tinte die Schreiberin erkannt.“

„Also — du sollst recht haben,“ lachte Wolf-Dietrich, „Fräulein Candida Qued . . .“

„Jetzt wirst du mir sagen: daß sie sich höflich für deine Teilnahme bedankt — weiter nichts. Denn die Männer, die nicht neugierig sind, lügen auch nie. Das steht wahrscheinlich auch im Talmud? Aber ich werde dir auch diese kleine Sünde gnädig ersparen — wir Abtissinnen haben nun mal die Seelsorge selbst in unseren Ferienstunden gepachtet — und werde dir noch was sagen. Unter meinen Stiftsdamen ist nämlich eine, die . . . Also du, Wolf-Dietrich, für ein Stift ist die Welt überhaupt ein Glashaus. Diese alten

Jüngferchen haben ja den lieben langen Tag nichts zu tun, als Briefe zu empfangen und Briefe zu schreiben und Briefe einander vorzulesen. Sie sind wirklich der Spiegel und die abgekürzte Chronik des Zeitalters. Und siehst du, da hab' ich also unter meinen Stiftsdamen eine, deren rheumatische Schwestern im Frühsommer in Salzschlirf waren . . . Am Tag vor deiner Abreise sind sie euch — ich darf doch ‚euch‘ sagen? — begegnet, wie ihr gerade den Waldweg vom Hainig — hieß der Punkt nicht so? — nach Lauterbach . . . Lieber Wolf-Dietrich, nun lachst du wie ein Bauer, der Zahnweh hat! Aber gib's ruhig zu — die Welt ist schon ein Glashaus. Und so ein adliges Fräuleinstift ist so was wie die Feuerwache dicht dabei.“

Sie hatten sich wieder dem See genähert, der nun in voller Breite zwischen ihnen und dem Schloß sich glitzernd dehnte. Wie ein farbentrunkenes Märchen lag Kranichstein in den roten, herbstlichen Flammen des wilden Weins. Die Astenbeete im Rasenteppich leuchteten in bunten Flecken herüber. Im Schilf des Sees sang ein leiser Mittagswind.

Wolf-Dietrich griff in die Tasche seiner Sportsjackete und zog, rasch entschlossen, Candidas Brief hervor.

„Vielleicht tue ich nicht recht. Handle nicht vorsichtig, nicht korrekt als Kavaliere. Aber im Angesicht Kranichsteins, das jeden von uns klein und alle groß werden sah, verrät mich die Schwester nicht! Und einen Menschen darf ich, muß ich haben, dem ich sage . . . Lies!“

Da setzte sich Jutta auf einen gefällten Baumstamm dicht am Ufer, entfaltete und las Candidas kurzen und seltsamen Brief.

„Du hast mir geschrieben, mein Freund und Prinz! Du hast ein Mitleid gehabt mit meinem Schmerz. Und — was mehr ist — ein Verstehen für den alten Mann, der mir lieb war und auf den ich mich verlassen konnte — immer und trotz alledem.“

Du bist zu gut, mich fühlen zu lassen, daß Du selber leidest in dieser Zeit; und zu vornehm, mir zu gestehen, daß der alte Mann, den ich begraben habe, die Schuld trägt.

Ich aber weiß es. Ich habe die Schuld eines Alters, das sich in grübelnder Einsamkeit dem Menschlichen entfremdet hatte, übernommen. Und ich will sie in meiner Jugend zahlen.

Du liebst mich und ich liebe Dich. Du bist ein Prinz und ich eine Schauspielerin. Du kannst mich nicht heiraten, und ich will nicht von Dir geheiratet sein. Vor Dir liegt die Pflicht, vor mir leuchtet die Kunst.

Du bist einsam und nimmst jetzt Abschied von allem, was Deiner Kindheit lieb war und was Deines Blutes Stolz hieß. Du hast nur Diener um Dich. Menschen, die Dir treu ergeben sind, ich weiß, aber doch nicht Deines Fühlens, Deiner Art. Hast niemand, dem Du sagen kannst, wie weh Dir ums Herz ist. Niemand auch, der Dein Schweigen versteht, Deine knirschend gepreßten Zähne und Deinen stummen Händedruck.

Ich bin die Tochter meines Vaters und seine Erbin. Ich habe seinen kleinen, redlich erworbenen, sauber gehüteten Besitz übernommen, aber auch seine Schuld. Nur eine Schuld, denn er ist als ein Redlicher gegangen und hat niemand bewußt geschädigt. Niemand, als —

Ich könnte keinen lieberem Gläubiger haben. Aber nicht das entscheidet. Ohne daß ich meines Vaters letzte Tage, die Qual seines Abschieds, das stumme Bekenntnis seines Geheimnisses erlebt, hätte ich nie getan, was ich jetzt tue. Trotz aller meiner Liebe zu Dir — nie.

So aber —

Erwarte mich morgen gegen Abend!

Schicke mir, wenn's geht, einen Wagen an die Bahn. Aber komme nicht selbst dahin. Empfang mich als Schloßherr — nicht als Perronstatist. Zieh nicht den

Gut und laß das erste Wort nicht, Gnädiges Fräulein! sein — schließ mich in Deine Arme und sage: „Candida!“

Ich bleibe bei Dir — wie und als was Du willst. Bleibe, bis Du Deine traurige Arbeit in Kranichstein zu Ende geführt hast. Ich will um Dich sein und Dir den Glauben wieder geben, daß eine zweite Generation sühnt, was die erste Übles getan in Leidenschaft und Irrung.

An dem Tage, an dem Du das Schloß verläßt, trennen sich unsere Wege. Diesmal wirklich und für immer.

Bis dahin — bis dahin liegt eine Woche. Liegen sieben Tage, die wir mit Sonne füllen können, mit verschwiegenem Glück. Liegt ein kurzer schöner Herbst. Ein Herbst, der unserem kurzen schönen Lenz ebenbürtig sein soll!

Auf Wiedersehen!

Candida.“

Am frühen Nachmittag reiste Ihre Hoheit Prinzessin Jutta, Äbtissin von Heiligenhose, ab.

Fröhlich, fast ausgelassen, saß sie neben Wolf-Dietrich in der kleinen Kalesche, die Konstantins alter Kutscher in einer wunderlichen verwachsenen Livree zur Station fuhr.

Juttas Auge ruhte während der ganzen Fahrt, teilnehmend, gütig, ermunternd auf Wolf-Dietrich. Sie sprach gleichgültige Dinge, aber ihr Herz umsorgte ihn. Alle Freuden, alle Bärtlichkeiten, alle Ekstasen der Liebe und Leidenschaft, die ihrem kargen Leben verwehrt waren, gönnte sie ihrem glücklicheren Bruder. Nie war er ihr so stolz, männlich und edel an Wuchs und Wesen erschienen, wie jetzt, da die Sehnsucht und Erwartung, die sein Herz erfüllte, in seinem Antlitz sich den Spiegel schuf.

Solange sie seine hohe Gestalt auf dem Bahnsteig erblicken konnte, beugte sie sich weit aus ihrem Coupé,

das sie mit niemand teilen mußte, und winkte. So herzlichen Abschied hatten sie beide noch nie genommen so lange sich noch nie im Scheiden gegrüßt.

Als dann der Zug die scharfe Kurve um den Steinbruch nahm und auch die runden Türme von Kranichstein über den bunten Wipfeln des Parks den Blicken entschwanden, wurde die muntere Äbtissin von Heiligenhose ernst und traurig. Es zuckte seltsam um ihre Mundwinkel. Ihre Selbstbeherrschung war am Ende.

Sie legte den Kopf an das Polster und weinte leise in sich hinein.

* * *

Eine Woche war nun schon vergangen seit Candidas Ankunft in Kranichstein.

Ganz, wie sie es gewollt, war ihr Empfang gewesen. Die kleine Kalesche hatte sie spät am Abend von der Station abgeholt. Timpe hatte für das Gepäck gesorgt.

Als die Hufe der Pferde dröhnend die Bohlen der hölzernen Brücke stampften, die über den Wassergraben führte, direkt auf den Haupteingang zu, war es hell geworden oben in den Fenstern der breiten Front. Die kristallinen Kronleuchter des Festsaales, des Muschelsaales und des Teesalons flammten auf. Einen Augenblick schien das Dunkel, in das der Wagen noch eben wie ins ewig Ungewisse gefahren, von einem Meer von Licht aufgezehrt. Aber schon rollten die Räder, ein grollendes Echo weckend, durch das weit geöffnete Portal. Die Kalesche hielt vor einer teppichbelegten breiten Treppenflucht. In einer alten silberbordierten Samtlivree, die Beine in hochgeknöpften grauen Samaschen, stieg der alte Grau, feierlich die Füße setzend, herunter, der Ankommenden respektvoll den dunkeln Mantel, Hut und Täschen abzunehmen.

Oben im Festsaal, umgeben von den lebensgroßen Bildern ernst blickender Kavaliere und süß lächelnder Damen seines Geschlechts in den Trachten dreier Jahr-

hunderte, hatte sie Wolf-Dietrich begrüßt. Ganz, wie sie's gewünscht und gehofft. Nicht als eine Überraschende oder im üblichen Sinn Besuchende. Nein, als die Ersehnte und Erbangte. Als die geliebte Frau, die sich versagt hatte und endlich freiwillig und freudig gekommen war, sich zu schenken . . .

Aus Weh und Freude, aus Ernst und Neckerei, aus Jubel und Wehmut waren die allzu flüchtigen Tage dann seltsam gemischt. Der Sonnenschein einer jungen Liebe, die sich der Dauerlosigkeit ihres Glückes immer bewußt war, füllte die vornehmen Räume des Schlosses, die täglich leerer und stiller wurden; täglich mehr von ihren Bildern, Büsten, Gobelins, Porzellanen und Rippes verschwinden sahen in das unersättliche Dunkel gleichförmiger großer Kisten.

Nur die drei zugleich prächtigen und behaglichen Räume, die Candida und Wolf-Dietrich bewohnten, sollten eingerichtet, allen ihres Schmuckes unberaubt bleiben, bis zulezt.

Und auch der Park blieb, wie er war. Blieb, wie ihn der Schlaf fast zweier Jahrhunderte in süße Träume gesponnen zu haben schien. Die schönsten Farbensymphonien des liebevoll verweilenden Herbstes breitete er leuchtend um all das bröckelnde graue Mauerwerk künstlicher Ruinen, um die verwitterten Urnen, in denen einmal Beweise der Liebe und Freundschaft verbrannt waren, um die feierlichen Statuen, denen einmal junge, nun längst ruhende Hände im Übermut Blumenopfer gestreut, um die von Putten umtanzten Fontänen, die längst nicht mehr sprangen, um die efeuumsponnenen Grotten, die niemand mehr erwarteten, bereit, das geflüsterte Geheimnis vor der Welt zu bewahren.

Die junge, selige Liebe dieser beiden schönen jungen Menschen füllte noch einmal all diese Wege, Rondells und Lauben mit warmem Leben. In ihren Augen, die auf leise plätschernden Rahnfahrten See und Himmel grüßten, spiegelte sich noch einmal der ganze Zauber

dieser versunkenen Schönheitswelt. Und in ihren pochenden Herzen loderte ein Dank auf für die Fürsten, Gärtner und Architekten, die ihrem kurzen Traum das Paradies dieses herbstlichen Parks gebaut; erwachte ein Mitgefühl für die längst auf ewig getrennten Paare, deren Liebesgeflüster diese mächtigen Bäume gehört, als sie noch auf schwachen Stämmchen junggrüne Laubkronen schüttelten. Und in seligem Übermut fühlten sie sich Erbe und Vollender aller, deren längst verbrauchten Rüssen diese steinernen Götter und Putten zugelächelt, als zwischen verschnittenen Hecken ihr heiterer Kult noch Pflicht und Gewohnheit war.

Und wenn Wolf-Dietrich und Candida dann zwischen den zwei riesigen lagernden Sphinxen langsam, Arm in Arm, die breite Steintreppe gestiegen, wenn sie durch die täglich kahl und kahler trauernden Sälchen geschritten, an den berühmten, kostbaren Sobelins vorbei, die die schon geahnte Nacktheit der getünchten Wände noch hinter artigen bunten Schäferspielen bargen, dann fanden sie in die kleine Welt ihrer drei Zimmer im linken Flügel zurück, die in Pracht und Behagen, in Luxus und Wohnlichkeit zugleich ihnen von keinem Traumschloß kühnster Märchen des Morgenlandes übertreffbar schienen.

Nichts Fremdes war mehr zwischen ihnen, nichts Trennendes. Es war, als ob all das hier so sein sollte, so gewesen wäre und so bleiben müßte. Weltentrückt erst waren sie zu Hause und gehörten sich allein, sobald sie die hohen weißen, goldverzierten Türen hinter sich fest ins spiegelnde Messingschloß gedrückt. Wenn sie dann im Glück wechselseitigen Besitzes sich gegenüber saßen am Ramin, in dem schon die prasselnden Scheite die Nebelkühle der Abende bekämpfte, dann genossen sie oft minutenlang schweigend nur das freudige Bewußtsein des Beisammenseins. Oft auch, wenn sie Arm in Arm über die alten persischen Teppiche durch ihre kleine kerzenerhellte Welt gingen, ließ Wolf-

Dietrich die ganze Vergangenheit lebendig werden, füllte erzählend die Räume und Galerien mit seltsamen Menschen einer entschwundenen Epoche; mit großen Gedanken und glitzernden Witworten, mit Freundschaften und Amouren, von denen all diese Bilder zu dem wissenden Enkel der Kranichsteiner redeten. Von Johann dem Aufrechten angefangen, der, des Geschlechtes großer Ahnherr, auch in den Anspielungen der Deckengemälde und Reliefs, ganz im Manierismus jener Zeit, immer wiederkehrte, bis zu den von heute noch schaffenden Münchener und Berliner Meistern gelieferten Bildnissen der lebenden Familienglieder reihte sich hier in Öl und Pastell, in Bronze und Marmor eine Galerie schweigender vornehmer Menschen. Und jeder hatte seine Geschichte, die Wolf-Dietrich bekannt war.

Candida aber lauschte allen seinen Erzählungen mit heißen, großen Augen. Denn das alles war ja ein Teil von ihm. War eine Erinnerung seiner Kindheit, ein Winkel seiner Gedankenwelt, ein Stück seiner Menschlichkeit. Und in seiner lebendigen Rede, die bald von Begeisterung und Dank leicht beflügelt, bald von leiser Ironie mutwillig durchdrungen war, verlor all das, was ihre solide Bürgerlichkeit hätte bedrücken können, rasch das Großartige und Feierliche. Und sie, die mit seligem Herzen die Geliebte dieses Mannes war, zu dem sie eine Schuld getrieben, nickte bald allen diesen Durchlauchten und Hoheiten mit ihrem feinen, frohen Lächeln zu, als ob sie längst liebe, teils ehrwürdige, teils ulkige Verwandte und Freunde von ihr selber wären. Als ob sie mit all den jungen Herren in Ordenssternen schon draußen auf dem Rasenteppich Menuett getanzt; als ob sie all den würdigen alten Damen in den hohen Frisuren schon die ringgeschmückte über-schlante Hand geküßt . . .

Wolf-Dietrichs eigene Ordnungsarbeit war hier in Kranichstein zu Ende. Er hatte den Dienern, die unter

Timpe's gewissenhaften Augen schleppten und hämmerten, verpackten und vernagelten, die ausführliche Liste all der Dinge übergeben, die nach gewissenhafter Prüfung als Privatbesitz des herzoglichen Hauses zu entfernen waren. Viel war es, Schönes, Seltenes und Wertvolles. Bis das jetzt verpackt und versandt war, oder doch, bis die Leute an jene letzten drei Zimmer gelangten, die er mit Candida in seliger Geborgenheit bewohnte, gehörte er ganz sich und ihr. Seinem Abschied und seiner Liebe. Sein war noch das Heute und das Morgen; sein noch dies Liebesnestchen, aus dem man über Rasenteppich und Asternbeete, über Hecken und Steingötter hinübersah nach dem geliebten See, auf dem ein Jahrhundert lang bekränzte, lampiongeschmückte Nachen, mit einer Fracht von Sängern und Musikanten, jedes Fest der Familie gefeiert hatten. Jeden Sieg, der die Waffen des verbündeten und bewunderten Preußens gesegnet, jede Hochzeit, die zweier Menschen Hände ineinander legte, jede Taufe, die ein paar Tropfen des in der Kapelle feierlich bewahrten Jordanwassers auf das ahnungslose Köpfchen eines neuen blonden Prinzen sprengte.

So waren die Tage vergangen und die Nächte. Und jede Stunde, die die wundervolle Barockuhr auf dem Marmorsims ihres Wohnzimmers schlug, schien den beiden eine kostbare Perle zu sein in einer edlen unverlierbaren Kette. Daß der Abschied nah und näher rückte, von dem sie nicht sprachen und den sie doch nie vergaßen, mehrte die Süße dieser seligen Tage und Nächte, an denen der Himmel selbst seine Freude zu haben schien. Denn durch sein tiefes Blau ließ er in den rasch sich verkürzenden Tagen die unbewölkte Sonne ziehen, und des Nachts besteckte er sich mit silbernen Sternen klar und schön. Was sie am Tage bunt und leuchtend entzückt hatte, stand nachts in scharfer Silhouette wieder auf vor den Blicken der beiden Liebenden. Und der Mond warf verschwenderisch

sein kühles Silber auf sie, wenn sie vor dem Schlafengehen noch einmal hinaustraten auf die Terrasse, schweigend die Blicke schweifen zu lassen über See und Park, weit, weit hinaus, wo hinter Hügeln und Wäldern die Welt lag; wo die Landstraßen sich dehnten und die Schienenwege; wo die Städte ihre Steinhäufen türmten mit all ihrer Unrast, ihrer Feindschaft, ihrer Sorge und ihrer Friedlosigkeit . . .

Dies aber sollte, mußte der letzte Abend sein, die letzte Nacht. Wenn morgen die fleißigen Hände der Diener nicht feiern sollten, mußten sie in der nächsten Frühe beginnen aufzuräumen mit den gestapelten Schätzen dieser drei letzten noch unberührten Zimmer. Die Verzeichnisse lagen schon in Wolf-Dietrichs sauberer Handschrift auf dem alten eingelegten Raunik, an dem Antonie-Corissande, Wolf-Dietrichs gute Mutter, im letzten Sommer ihres kurzen Lebens ihr rührendes Tagebuch geschrieben hatte.

Auf Wolf-Dietrichs Befehl hatte Timpe in dem kleinen achteckigen Sälchen gedeckt, das schon in den frühesten Zeiten des Schlosses nach glaubhaften Berichten nur zu den intimen Soupers verwendet wurde. Hier war alles geblieben, wie es war. Beleuchtung nur durch Kerzen. Die schweren weinroten Damastvorhänge jedem Geräusch, jedem Licht von draußen wehrend. Die Bilder in ovalen Goldrahmen lauter jugendliche Damen des Hofes. Nicht nach Rang und Würde gewählt, nur von dankbarer Bewunderung für diesen Raum bestimmt, der die Erinnerung wahren sollte an eine Jugend, die sich durch besonderen Liebreiz ausgezeichnet.

Das schönste und letzte Silber, das die Geheimschränke hinter den Reiterporträts im Muschelsaal hergegeben, schmückte den runden, kleinen Tisch. Auf den hohen Lehnen der zwei feierlichen Stühle prunkte die einst vergoldete Herzogskrone. Sonnenblumen und herrliche Chrysanthemen reckten ihre bunten Riesen-

sterne aus hohen versilberten Vasen in den Nischen unter den auf vergoldeten Konsolen thronenden Marmorbüsten von vier Herzoginnen, die als die schönsten des an edler Schönheit nicht armen Geschlechts würdig befunden worden, diesem anmutigen Raum die Weihe zu geben. Und die marmornen Herzoginnen und die schönen Hofdamen in den ovalen Rahmen lächelten alle. Lag es im fröhlichen Naturell all dieser Erwählten; lag es im Charakter der Zeit, die ihre Jugend blühen sah? Um all diese gemalten und gemeißelten Lippen schwebte ein Lächeln, und alle diese Augen blickten in zärtlicher Verheißung. Eine zartfarbige Fresse aber zeigte an der Decke das Spiel kleiner Amoretten um die auf Wolken lächelnd schlafende Venus, die, wie man sagte, die Züge einer Dame trug, der die sonst so starre Tugend des großen Ahnherrn einen Sommer lang gehuldigt.

Wolf-Dietrich und Candida kamen, noch ein wenig erhitzt von den weiten Wegen des Nachmittags, gerade noch recht, um sich zu erfrischen und umzukleiden. Sie wußten, dieser Gang durch den Park war ein Abschied gewesen von den Grotten und Fontänen, den Putten und Göttern des Gartens, die ihnen vertraut geworden waren in diesen Tagen. Aber keines hatte an das heimliche Weh der Stunde gerührt. Im Naturtheaterchen war Candida in plötzlichem Einfall auf den als Bühne gedachten erhöhten Rasenstreifen hinaufgestiegen. Zwischen wucherndem Heidekraut hatte sie — wahllos und doch wie von einer edeln inneren Eingebung geleitet — die schönsten Stellen und Monologe aus ihren klassischen Rollen in den sinkenden Abend gesprochen. Wolf-Dietrich hatte schweigend gelauscht, dankbar, beglückt und der Wirklichkeit enthoben. Und als Candida, etwas beschämt über die eigene Rühnheit, herunterstieg von ihrem grünen Podium, hatte er sie fest in die Arme geschlossen und scherzend gesagt:

„So hab' ich meinen Prinzentraum vom Kranichsteiner Park würdig, als ein König, beschlossen. Hab', wie der Wittelsbacher Ludwig, auf meinem eigenen Hoftheater meine Privatvorstellung für Meine Majestät allein gehabt. Und — lasse jetzt, genußfüchtig, wie ich bin, die Romantik ausklingen in das ganz modern-galante Erlebnis. Indem ich nämlich mit der schönsten Schauspielerin meines Hoftheaters soupiere. Komm, Candida!“

Als sie sich jetzt gegenüber saßen, ein wenig bedrückt und ergriffen von der rührenden Feierlichkeit dieses in seinen strengen architektonischen Verhältnissen so vornehmen Raumes, von der echten Altertümlichkeit der Aufmachung und auch von dem Nachklang des letzten Ganges durch den im Gold des Herbstabends entschlummernden Park, trat Timpe ein. Im violetten Frack der Bedienung beim Galadiner, schwarzen Atlasestarpins und Schuhen mit großen silbernen Schnallen.

„Timpe hat Stilgefühl —“ wollte Wolf-Dietrich lachend loben. Da bemerkte er, daß der Alte etwas trug. Wichtig und behutsam, als ob die Kostbarkeit in seinen weißen Handschuhen zerbrechen könnte.

Timpe verbeugte sich feierlich vor den Herrschaften. Dann setzte er mit ein wenig zitternden Händen den silbernen Kranich mitten auf den Tisch.

„Verzeihung, Hoheit — ich hab' mir erlaubt, ihn noch einmal auszupacken. Ich dachte — heute und hier . . .“

„Ich danke dir, Timpe.“

Der wundervolle schlanke Vogel, den vor Jahrhunderten der kunstfertige Nürnberger Goldschmied geschaffen, der silberne Kranich, der ein stolzes Symbol der Familie geworden und in Schild und Helmzier des Geschlechtes übergegangen war, rechte im Schnabel den blinkenden kleinen Becher, aus dem nach alter Tradition bei allen hohen Festen das Glück der Familie im Rundtrunk getrunken wurde.

„Laß uns zulezt daraus trinken — nicht jetzt schon,“ bat Candida, der, als sie noch ein Kind war, der Vater schon von diesem Kranich seines herzoglichen Hauses erzählt hatte.

Wolf-Dietrich nickte und füllte die Kristallgläser.

Dann aßen sie und redeten fröhliche Dinge. Suchten sich vorzutäuschen, daß sie nicht immerzu in wunden Herzen dächten: es ist der Abschied. Wollten einander plaudernd, lachend, neckend, glauben machen, daß diese Stunde froher, leichter, ausgelassener sei, als alle, die sie hier erlebt, und daß alle Liebesgötter, die dieses Sälchen bevölkert und geweiht, noch einmal in alter Munterkeit ihnen dienten.

Anknüpfend an die Familienbilder, die heute gerade verpackt worden waren, erzählte Wolf-Dietrich von der Ahnfrau, die, kaum zwanzigjährig, an dem Biß einer Lieblingskake in die Lippe gestorben war. Die Ahnfrau war aber so häßlich und soll einen so bösen Mund gehabt haben, daß in der Familie die anzügliche Sage ging, die bissige Kake sei zuerst unter Vergiftungserscheinungen gestorben. Dann erzählte er, wie die Tante Burgund das heute nach Ranz verfrachtete Porträt Onkel Christophs in Hofjagduniform, das sie nicht leiden konnte, vor Jahren nach Kranichstein stiftete. Der gute Prinz Christoph war ein Gelehrter in seiner Art, aber sein Lebtag kein Jäger, und die Hofjagden waren ihm im Grunde ein Greuel und eine Qual. Als die Neffen noch jung waren, hatten sie ihn bei Treibjagden oft übel geneckt und verulkt; hatten zahme Füchse auf ihn zutreiben lassen und einmal gar eine in ein Kaninchenfell genähte Kake, die plötzlich, als der Prinz schießen wollte, mit mächtigen Säzen auf einen Baum kletterte. Auf der Fasanenjagd aber hatten sie dem Ahnungslosen mit Vorliebe listig präparierte Patronen in die Hände gespielt. Den Patronen hatten sie in mühsamer Arbeit die Schrotkörner entnommen und dafür Federn hinein-

gefüllt. Und jedesmal, wenn der Onkel schoß, stob eine Wolke von Federn in der Luft herum — bloß seltsamerweise fiel nie ein getroffener Vogel... Und dann wieder sprach Wolf-Dietrich vom Bild der Isabella Galanta, das auf ihren Wunsch nun direkt an die Königin von Spanien geschickt werden sollte. Das Gesicht der Isabella Galanta, meinte er, könnte ganz hübsch sein, wenn nicht die tiefhängende Lippe der Habsburger, die sich durch die Jahrhunderte vererbt, es entstellte. Eigentlich vererbe sich dies Charakteristikum nur im männlichen Geschlecht. Wenn eine weibliche Habsburgerin eine hängende Unterlippe habe, so sei das ein Beweis, daß in beiden Eltern Habsburger Blut war. Ob sich Candida der Bilder Maria Theresias erinnere? Er werde ihr morgen welche zeigen — ja so: morgen...! Maria Theresia habe keine hängende Unterlippe gehabt. Wohl aber ihre Tochter Marie Antoinette. Das bekannte Bild von David, das sie auf ihrer Fahrt zur Guillotine darstellt, zeige das ganz deutlich. Übrigens sei es mit der Vererbung ähnlich bei den sogenannten Blutern. Dieses schreckliche Leiden vererbe sich nur in der männlichen Linie. Es gäbe berühmte Bluterfamilien. Auch eine in Rayz. Die habe allerdings Anno 14 alle Söhne als Bluter angegeben, während es nur drei von den Fünfen in Wahrheit waren. Aber die beiden anderen — wollten auch nicht in den Krieg.

Und während er so redete von Bildern und Unterlippen, Fasanen und Kranichen, Habsburgern und Rayzer Blutern, verließ ihn im Unterbewußtsein keinen Augenblick der lähmende Gedanke des nahen Abschieds.

Und während Candida zuhörte und die Bilder von Jagden und Menschen, von alten Geschlechtern und verschlagenen Bauern undeutlich sich jagen sah vor ihren Augen, schmerzte sie in der Tiefe der Brust immer nur das eine quälende Bewußtsein: es ist das letztemal daß du ihn siehst, hörst, fühlst!

Timpe ging diskret und lautlos ab und zu. Er hatte die Vorspeise und die Pastete serviert. Jetzt, nachdem er den Nachtschisch angeboten und das erste Glas roten Sekt eingeschenkt, sah er Wolf-Dietrich fragend an.

„Sek' die Flasche nur hierher, guter Timpe! Wir brauchen dich nicht mehr . . . Halt! noch eins. Davon steht noch eine zweite Flasche kalt?“

„Zu Befehl, Hoheit!“

„Trinkt die unten zusammen! Auf das Wohl von . . .“ er sah Candida lächelnd an, „auf das Wohl — von wem ihr wollt!“

„Sehr wohl, Hoheit!“

Dann waren sie allein.

„Wir wollen hier die Mitternacht erwarten, Candida, ja? Und dann aus dem Becher trinken, den der silberne Kranich hält — und dann noch einmal über die Terrasse gehen und den See grüßen.“

Sie nickte nur ganz leise.

„Oder hast du Angst vor den Gespenstern der Mitternacht?“

„Gibt's die hier auch?“

„Hier auch? Sei so gut! Jedes anständige Schloß, das was auf sich hält, hat sein Gespenst. Sogar das Schloßchen, in dem der klügste Kopf Preußens seiner hohen Aufgabe entgegenträumte.“

„Rheinsberg?“

„Allerdings. Ein Baron von Reifewitz, der Page beim Prinzen von Preußen gewesen, dann Intendant von Rheinsberg war, soll sich durch Spuken dort rächen für falsche Verdächtigungen, die seiner getränkten Unschuld das Giftfläschchen in die Hand drückten. Aber der Baron ist ein harmloses Gespenst. Er foppt nachts die Wanderer bloß, führt sie ein bißchen in die Irre und läßt sie stehen.“

„Und hier —?“

„Soll ich dich am letzten Abend erschrecken? Soll ich dir von dem weißen Kranich erzählen, der zur

Mitternachtszeit plötzlich flatternd, springend durch die Gänge und über die Treppen kommt, auf den Tisch hüpfend und mit den Flügeln schlägt?“

„Du fragst: soll ich dir erzählen — und hast's schon getan. Aber was will der Kranich, wenn er...?“

„Ja, was wollen Gespenster? Vielleicht nur sich wichtig machen. Oder — Betrübendes ansagen den Schläfern oder Wachenden, denen sie erscheinen.“ Er zog sie lachend an sich. „Bist du abergläubisch, Liebling?“

„Nein. Aber ich glaube, daß ein Sinn in den Dingen selbst steckt und in der Reihenfolge der Ereignisse. Ein Sinn, den wir nicht durch Mut oder Angst biegen können — nicht überwinden durch Aufklärung. Ja — nicht einmal unschädlich machen durch das Gebet.“

„Kannst du —“ Wolf-Dietrich wurde ernst. Er streichelte sanft Candidas Hände, während er ihr ins Auge sah und fortfuhr: „Das ist eine Frage, die nur Liebende aneinander richten dürfen, denn sie rührt an das Tiefste, Innerlichste, Verborgenste — kannst du noch beten?“

„Manchmal — kann ich's.“ Sie sah vor sich hin und bedachte, wie sie zuletzt in der Nacht gebetet hatte, da ihr Vater tot im Sessel saß. Gebetet um den Mut, über ihren Mädchenstolz zu siegen; gebetet um das rechte Verständnis Wolf-Dietrichs für das, was sie tat und schenkte.

Wolf-Dietrich hatte eine Weile nachdenklich vor sich hin geschaut. Jetzt hob er den Kopf und sagte, als ob er mehr sich selber Rechenschaft gäbe, als zu Candida spräche: „Wenn ich beten könnte — ich kann's seit Jahren nicht mehr, aber ich beneide alle, die's können — so würde ich vielleicht so beten: „Lieber Gott, gib, daß das Starke in mir rein werde und bleibe. Gib, daß das Schöne in mir alle Leidenschaft adelt. Lösche meinen Namen und mein Gedächtnis in allen, denen ich weh getan, und gib ihnen besseren Glauben als an mich. Mir selbst aber lasse gnädig den Glauben

an mich, an den Frühling, an mein Volk und an die Menschheit. Und dann — schick mir zuweilen neun- undneunzig Teufel, daß ich's nicht verlerne, ein Kerl zu sein!“

In diesem Augenblick stand Timpe im Zimmer. Auf silberner Platte präsentierte er ein Telegramm.

„Verzeihung, Hoheit, das wurde eben —“

Wolf-Dietrich griff lässig danach. Er war gewohnt in der letzten Zeit, da man von seiner Arbeit hier erfahren hatte, von Händlern und Sammlern aus allen möglichen Gegenden beschleunigte Angebote zu bekommen. Auch von Firmen, die sich für Transport, Aufbewahrung oder Versteigerung anboten. Darunter fast täglich ein paar Telegramme.

Timpe war gegangen.

Den Arm um Candidas Nacken gelegt, öffnete Wolf-Dietrich mit einer Hand die Depesche. „Das war ein komödiantisches Meisterstückchen,“ lachte Wolf-Dietrich, indem er seine Finger an dem Verschuß des Telegramms sich mühen ließ, „ein Meisterstückchen vom alten Friedrich Haase — den hast du nicht mehr gesehen — als Graf Thorane im ‚Königsleutnant‘ mit der einen Hand — die andere, verwundete, trug er in der Binde — den Brief zu öffnen. Er hatte berühmt schöne Hände — darum brauchte er lange dazu. Ja, wenn die Männer kokett sind, dann —“

Jetzt hatte er das Telegramm mit der einen Hand erbrochen. Las und entfärbte sich. Dann aber schoß ihm das Blut heiß in den Kopf.

Mit dieser Möglichkeit hatte er nie gerechnet. Seine Hand zitterte ein wenig, als er Candida das Blatt hinreichte.

„Lies, Liebling!“

Candida las langsam und laut. Sie begriff zunächst gar nicht, was sie las, so bedrängte der jähe Schreck über Wolf-Dietrichs Erregung ihr pochendes Herz.

Dann aber wiederholte sie aufmerksamer:

„Ihre Hoheit die Herzogin Helene heute vormittag eines gesunden, kräftigen Prinzen genesen. In höchstem Auftrag. Mit der Bitte, gehorjamst gratulieren zu dürfen. v. Pintus.“

„Ein Junge!“

„Deine Schwägerin —?“

„Ja! Und Pintus gratuliert — gratuliert mir. Weißt du, was das heißt?“ Wolf-Dietrich war aufgesprungen. Ein Jubel wollte ihm schier die Brust zerreißen.

„Was meinst du, Wolf —?“

„Pintus gratuliert! Das soll eisiger Hohn sein in höfischer Form. Aber er kennt mich nicht — kennt dich nicht —“

„Mich?“

„Ja dich — dich und meine Liebe! Erbprinz — bin ich gewesen, Candida! Die letzte Fessel, die mich an die Hausgesetze der Familie bindet — ist gefallen. Und Pintus, der Narr, hat sie nicht von meinen befreiten Armen klirren hören . . .“

„Du bist außer dir, Wolf — erklär' mir doch!“

„Erklären? Der silberne Kranich dort — wahrhaftig Simpe hat ihn zur guten Stunde auf den Tisch hüpfen lassen — man muß auch den Gespenstern behilflich sein . . .! Und du hast recht, Candida — es steckt ein Sinn in den Dingen — in der Reihenfolge der Ereignisse — Gib ihn behutsam herüber, den Kranich! Und nimm ihm den Becher aus dem Schnabel, Candida! — Der silberne Kranich wird noch einmal in Rayk auf einer Festtafel stehen. Sie werden aus diesem Becher Gesundheit, Glück und Ruhm des neuen Erbprinzen — des künftigen Herzogs — trinken. Waldemar soll er heißen, denk' ich — oder gar Johann. Nach dem großen Ahnherrn. Ein Versprechen an die Zukunft. Ich segne seinen Einzug — aber ich glaub' nicht an die Herzogsherrlichkeit. Es muß zu Ende sein mit der Kleinstaaterei und den drei Duzend Landesväterchen,

von denen die Hälfte Schlafmühen statt der Kronen und Herzogshüte trug. Ein Reich muß bleiben, und ein Einiger muß kommen. Wann —? Ich weiß nicht — Heut nicht und morgen nicht — aber er kommt. Den grüß' ich, auf den hoff' ich! Aber ich selbst hab' in dieser Stunde aufgehört, die Hoffnung der Familie zu sein, die mich — außer Konstantin — nicht versteht. Ich selbst bin von heute ab — darf es sein — nur noch meine eigene Hoffnung. Und kenne nur mein eigenes Glück.“

Stürmisch umfaßte Wolf-Dietrich die Geliebte, die, langsam begreifend, selig zu ihm auflächelte.

„Candida — du hast zum letzten Male Theater gespielt. Heute auf der Naturbühne von Kranichstein. Candida, du hast mir dein Herz als eine Sühne in reinen Händen gebracht — und ich hab's genommen. Denn meine Sehnsucht war größer als mein Stolz; meine Leidenschaft war stärker als mein Edelmuth. Jetzt bin ich frei geworden — frei, um mich zu binden. Und dich. Denn ich lasse dich nicht mehr, nicht ins Leben hinaus, nicht ins falsche Licht der Bühne, nicht von mir weg!“

Und mitten in diesen Worten kam ihm zum Bewußtsein, daß er ein wenig laut war; daß sein Jubel gefährlich Pathos und Pose streifte. Da zwang er sich, dem all so was verhaßt war, zu einem Lächeln und sagte ganz einfach:

„Wie wär's, Candida, wenn du meine Frau würdest?“

„Das wäre,“ sagte sie und ihre lachenden Augen streichelten ihn, „das wäre, was ich mir manchmal geträumt habe. Denn auch wir Theaterprinzessinnen, wenn wir abgescminkt sind, denken manchmal ganz schlicht bürgerlich.“

„Liedling . . .! Und nun komm zum letztenmal — auf die Terrasse, in den Park.“

„Zum letztenmal — Schmerz't's noch sehr?“

„Ein wenig. Kranichstein ist verloren und der Herzogshut.“

„Also doch — ins Nichts mit Euch zurück, Herr Prinz von Homburg?“ Mit bangender Liebe hing Candida an seinen flackernden Augen.

„Ins Nichts —? O nein! Uns gehört jetzt die Welt.“

„Und die Tradition — die Vergangenheit —?“

„Die Tradition in hohen Ehren! Die Vergangenheit wird Museum. Die Zukunft will gelebt sein, Candida!“

Er hatte den Becher aus des silbernen Kranichs Schnabel genommen, mit Sekt gefüllt und trank ihn der Geliebten zu.

Zwischen den feierlichen Kerzen an der Wand die vier schönen marmornen Herzoginnen und die reizenden Hofdamen in den ovalen Goldrahmen lächelten alle ihr freundlichstes Lächeln. Lächelten gütig und ein ganz klein bißchen mokant im Geschmack ihrer Zeit auf ein Glück, das, aus Sühne geboren, so wild und geseklos begann und das jetzt in diesem von so viel Liebe geweihten Raum den Weg fand in eine christliche Ehe.

Bücher von Rudolf Presber

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart sind die auf den nachfolgenden Seiten verzeichneten Werke erschienen:

Mein Bruder Benjamin. Roman.

41. — 45. Tausend.

Gebunden M 21.—

„Ein neues Buch, das die langjährige Sehnsucht der deutschen Leserschaft nach dem humoristischen Roman in schönster Weise befriedigt.“
(Arthur Rehbein in der Berliner Börsenzeitung.)

„Keine aufregende Geschichte. Kein überwältigend Sonderschicksal. Aber wie erzählt Rudolf Presber! Innerlichst beteiligt am Gegenstand, läßt ihm treues Erinnern das Unscheinbarste der Vergangenheit aufleuchten, und aus den Blättern des schönen Buches leuchtet es zurück.“
(Berliner Tageblatt.)

„Es ist viel Schalk und Humor in dem Buche. Aber es ist der deutsche Humor, der aus dem Gemüte kommend zum Gemüte spricht, der nicht nur das Lachen, sondern auch die Tränen kennt.“
(Artur Brausewetter in der Konservativen Monatschrift, Berlin.)

„Es ist ein Buch der Liebe und des reinsten Verständnisses für alles Menschliche in künstlerischer Form.“
(Literarisches Zentralblatt, Leipzig.)

„Es ist ein wunderfeines Buch, diese Geschichte eines jener Sonnentinder, die unbekümmert durchs Leben gehen können, sich und den anderen zur Freude, die ihre Gaben austreuen, verschwenden und doch nicht verarmen. Das Ganze übersonnt und durchflutet von Lebenslust und feinstem Humor, wie ihn eben wirklich nur Presber anzuwenden versteht, nicht etwa „wohl abgewogen“, sondern natürlich, sprudelnd, überquellend.“
(Süddeutsche Zeitung, Stuttgart.)

„Presbers Humor ist echt, seine Lustigkeit kommt aus einem fröhlichen Herzen und teilt sich darum dem Leser mit. Das Buch gehört zum Besten, was Presber geschrieben hat. Nicht nur, weil es so unwiderstehliche Heiterkeit ausstrahlt; auch da, wo leise Wehmut und Trauer um den Frühverstorbenen mitschwingen, wo die brüderliche Liebe warm hervortritt, ist es von nicht gewöhnlichem Wert.“
(Karl Strecker in Velhagen & Klafings Monatsheften.)

Bücher von Rudolf Presber

Der Rubin der Herzogin. Humoristischer Roman.

25. – 29. Auflage.

Gebunden M 18. –

„Ein humoristischer Roman und, um es gleich zu sagen, ein wirklich guter und unterhaltender. Die Beobachtungsgabe Presbers ist wirklich köstlich und treffend, dabei aber nie scharf oder bissig. Wer sein Gemüt von dem Druck unserer Zeit befreien und sich in eine heitere Welt flüchten will, der greife zu dem prächtigen Buche.“

(Dr. Ed. Speck im Deutschen Volksblatt, Wien.)

„Es ist ein wahres Glücksschiff, das Presber vom Stapel läßt, und er steuert es sicher durch Sturm und Fährlichkeit. Für den Leser aber ist die Fahrt, die er mitmachen darf, eine vergnügliche Erholungsreise. Presber ist ein köstlicher Unterhalter, von dessen heiter-gütiger Lebensbetrachtung voll echt rheinländischer Leichtfertigkeit man sich gerne die Zeit kürzen läßt.“

(Peter Hamecher in der Täglichen Rundschau, Berlin.)

Die bunte Ruh. Humoristischer Roman.

20. – 22. Auflage.

Gebunden M 20. –

„Ein Buch voll Leben und Wahrheit, ein Buch voll Lust und Wehmut, voll Milde und Kraft. Niemals will Presber predigen, niemals fällt er in einen lehrhaften Ton. Es ist ein Kulturwerk, in dem eben Menschliches gezeichnet wird. Und der Dichter, dem es gelang, Alltägliches neu zu beleben, Bekanntes in neuem Lichte zu zeigen, verdient unseren innigen Dank. Denn wir haben durch ihn den humoristischen Roman des zwanzigsten Jahrhunderts.“

(Neues Wiener Tageblatt.)

„Es ist ein Vergnügen, das Buch zu lesen. Dem Verfasser fehlt nichts von dem, was den Humoristen ausmacht, weder der Sinn fürs Komische noch die satirische Ader, weder die ins Schwarze treffende Ausdrucksweise noch das Gemüt.“

(Schwäbischer Merkur, Stuttgart.)

Die sieben törichten Jungfrauen. Humoristische Novellen.

14. – 16. Auflage.

Gebunden M 16. –

„Es ist ja solche Wonne, einmal so recht herzlich sich auslachen zu können zwischen dem Ernst der Lage, daß eine warme Dankbarkeitswelle Rudolf Presber aus dem Leserkreis entgegenschlagen wird, ihn spornend zu neuem Schaffen, ihn lohnend für schon Gegebenes.“

(Die Gartenlaube.)

Bücher von Rudolf Presber

Von Leutchen, die ich lieb gewann. Ein Skizzenbuch. Mit
16 Zeichnungen von Luz Ehrenberger.
51. u. 52. Auflage. Gebunden M 20. —

„Dies Buch stelle ich an einen ganz besonderen Platz in meiner Bibliothek. Ich stelle es dahin, wo die Sorgenbrecher des Lebens stehen, dahin, wo all das traulich zusammensteht, was pessimistische Gedanken und Gefühle verscheucht, was mir die Schatten des Lebens bannt und die Sonne goldiger macht. Ganz in der Nähe der ernstesten Philosophen stelle ich es, nicht zu weit weg von Shakespeare, dem genialsten Witzbold, und nicht zu weit auch vom (nicht zeitlich, aber wesentlich) älteren Jean Paul . . . Der Wert der Presberschen humoristischen Erzählungen, ihr ganz eigenartiger und außerordentlicher künstlerischer Wert besteht in der Fähigkeit des Dichters, sich in die Lebensauffassung der Personen völlig hineinzuidentifizieren, die er uns schildert.“
(Leipziger Tageblatt.)

Von Kindern und jungen Hunden. Humoristische Novellen.
24.—28. Auflage. Gebunden M 16. —

„Presbers Gesichtenbücher sind in unseren ernsten Zeiten etwas Erquickliches . . . Eins ist allen diesen Erzählungen gemeinsam: es geht Wärme und Behagen von ihnen aus . . . Auch wo die Satire einmal in groteske Szenen einführt, bleibt sie dezent und geschmackvoll, des Verfassers unverwüstliche Laune ist überall verklärend mit dabei.“
(Frankfurter Nachrichten.)

„Köstlichere Humoresken wird man nicht leicht lesen . . . Man lese einmal den ‚Blockt‘ oder den ‚Mann mit dem persönlichen Einfluß‘, und man wird sich darüber klar sein, an Rudolf Presber einen deutschen Mark Twain zu besitzen, aber vielleicht einen verbesserten.“
(Heimgarten, Graz.)

Das Mädchen vom Nil. Novellen.
9. u. 10. Auflage. Gebunden M 16. —

„Rudolf Presber, bei dem man sich nicht krank-, sondern gesundlachen kann, dieser köstliche Sorgenbrecher, beweist durch die vermehrte Auflage seiner Novellen aufs neue, daß er nicht nur das Zwerchfell zu erschütterern, aber auch tief ans Herz zu greifen versteht.“
(Pester Lloyd, Budapest.)

Bücher von Rudolf Presber

Der Don Juan der Bella Riva. Ein Geschichtenbuch.
11. u. 12. Auflage. Gebunden M 20.—

„Ein Duzend Meisterstücke epischer Kleinkunst, originell erfunden und mit vollendeter Wortkunst gestaltet, alle zusammengenommen aber eine köstliche Vereinigung von funkelndem Witz und herzensewarmem Humor, mit gemildertem, oft genug auch boshaftem Sarkasmus und überlegen lächelnder Ironie. Doch zwischen den vielen lustigen gibt es auch manchen klugen Einfall, in den drolligen Szenen und übermütigen Späßhaftigkeiten für den, der es bemerken will, des Nachdenklichen genug, und die Titelnnummer, ferner ‚Das Kohlenstäubchen‘ und ‚Der gründliche Hugo‘ sind die schmachhafte Umhüllung eines bitteren Wahrheitskernes. So wird auch dieser neue Presber vielen und dankbaren Lesern mehr als die gewohnte literarische Tageskost bedeuten.“

(Schlesische Zeitung, Breslau.)

Der Tag von Damaskus. Humoristische Novellen.
8. u. 9. Auflage. Gebunden M 15.—

„Eine Sammlung kleiner kapriziöser Erzählungen, die uns einen andern Presber vorführen, nicht mehr den Beobachter der menschlich-sympathischen Schwächen in den Leuten, die ich lieb gewann. Dort war alles auf das Persönliche gestimmt; hier finden wir den satirischen Schilderer eines voll ausgestatteten Milieus. Die Eindrücke seiner Skizzen verflüchtigen sich nicht. Sie bieten Anregung zu interessanten Betrachtungen, und ihr Genuß wird am größten, wenn sie in traurem Kreise laut vorgelesen werden. Dann erfüllen seine humordurchglühten munteren Figuren die Kaminecke mit frisch pulsierendem Leben.“

(General-Anzeiger, Frankfurt a. M.)

Von Ihr und Ihm. Dialoge.
10. und 11. Auflage. Gebunden M 15.—

„Presber versteht es, mit einem längst bewiesenen schlagfertigen Witz und durch geistreiche, wohlgeformte Rede seine Leser zu fesseln... Lebenswahrheiten blitzen in lustigen Zwiegesprächen versteckt aus den Gesprächen hervor, und dank der feinen, in sich selbst abgeschlossenen Art jeder der Gesellschaftsskizzen verdiente das Buch ein Zeitdokument zu sein.“

(Mannheimer Tageblatt.)

Bücher von Rudolf Presber

Die Diva und andere Satiren.

10. u. 11. Auflage.

Gebunden M 17.—

„Einen hohen und seltenen Genuß verschafft die Lektüre dieser von sonnigem Humor und sprudelnder Heiterkeit erfüllten Skizzen. Warmherzig und voll Empfindung, ist das Buch so recht dazu geeignet, jedermann von krankhaften Seelenzuständen zu befreien und allen Pessimismus zu verschrecken. Presber ist ein ganzer Künstler, dessen Phantasie einen Zündstoff bildet, dessen Wirkung sich niemand entziehen kann.“
(Münchener Neueste Nachrichten.)

Freut euch des Lebens . . . ! Ein Blütenstrauß deutscher Lyrik.

7. Tausend.

Gebunden M 12.—

„Eine solche Auswahl von Lebensprühendem, Heterem, Gemütlichem, mit einem Wort von lyrischem Labfal, wie wir es hier von Presbers kundiger Hand gesammelt finden — das ist ein Bedürfnis, ich glaube sogar, ein recht tiefgefühltes! Der Name Presber benimmt uns von vornherein jegliches Mißtrauen gegenüber dieser Sammlung.“
(Deutsche Warte, Berlin.)

Vom Weg eines Weltkinds. Ein Buch Sprüche.

3. Auflage.

Gebunden M 12.—

„Immer witzig, immer geistreich, kragt Presber manche menschliche Torheit beim Schopf, und oft verbirgt sich unter der lachenden Maske ein ernster Gedanke . . . Ich empfehle das Buch allen Gleichgesinnten zur Erfrischung und den griesgrämigen Sauerköpfen als Vademekum.“
(Wiesbadener Zeitung.)

Aus zwei Seelen. Neue Gedichte.

3. u. 4. Auflage.

Gebunden M 15.—

„Ein Band neuer Gedichte, die in Stimmungsbildern und Liebesliedern die ganze frohe Lebensbejahung des Dichters widerspiegeln. Wenn einer wie Presber den Mut hat, unberührt durch den ganzen hypermodernen Hokusfokus, zu dichten, wirklich zu dichten, so soll man seine Gabe mit Dank entgegennehmen und sich ihrer von Herzen freuen . . . Er findet zarteste Töne für die Regungen des Herzens, er malt mit liebevoller Eindringlichkeit die Bilder aus Gottes freier Natur, er wird wuchtig, schroff und machtvoll in seinen Balladen.“
(Deutsche Zeitung, Berlin.)

Bücher von Rudolf Presber

Pierrot. Ein Liederbuch. Mit acht Zeichnung. v. Luz Ehrenberger.
4. und 5. Tausend. Gebunden M 15.—

„Wenn Rudolf Presber die Harfe ergreift, so darf er eines weiten, hochinteressierten Hörerkreises gewiß sein. Sein neuestes Werkchen ‚Pierrot‘ gehört mit zu dem Besten, was er uns je brachte. Er greift hinein ins volle Leben und schildert warmblutig Gesehenes, Erlebtes und Erwünschtes in seiner frohspielerischen Art, hinter der sich doch immer ein zuckendes rotes Menschenherz verbirgt. Und ihm zur Seite steht der Zeichner Luz Ehrenberger, dessen leichtflüchtiger Stift in wundervoller Art dem Auge nahebringt, was die Seele des Dichters bewegte.“ (Badische Presse, Karlsruhe.)

Glückliche Kinder. Ein fröhliches Mysterium.
6.—8. Tausend. Geheftet M 6.50

Der Vetter aus Köln. Schwänke.
5. Auflage. Geheftet M 2.—

Theater. Sattiren. 3. Auflage. Geheftet M 4.—

Späne. 3. Auflage. Gebunden M 7.—

Ferner sind bei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart die nachstehenden Gedicht=Bände erschienen:

Aus dem Lande der Liebe. Gedichte. Mit Buchschmuck von Walther Caspari. 10. Auflage.

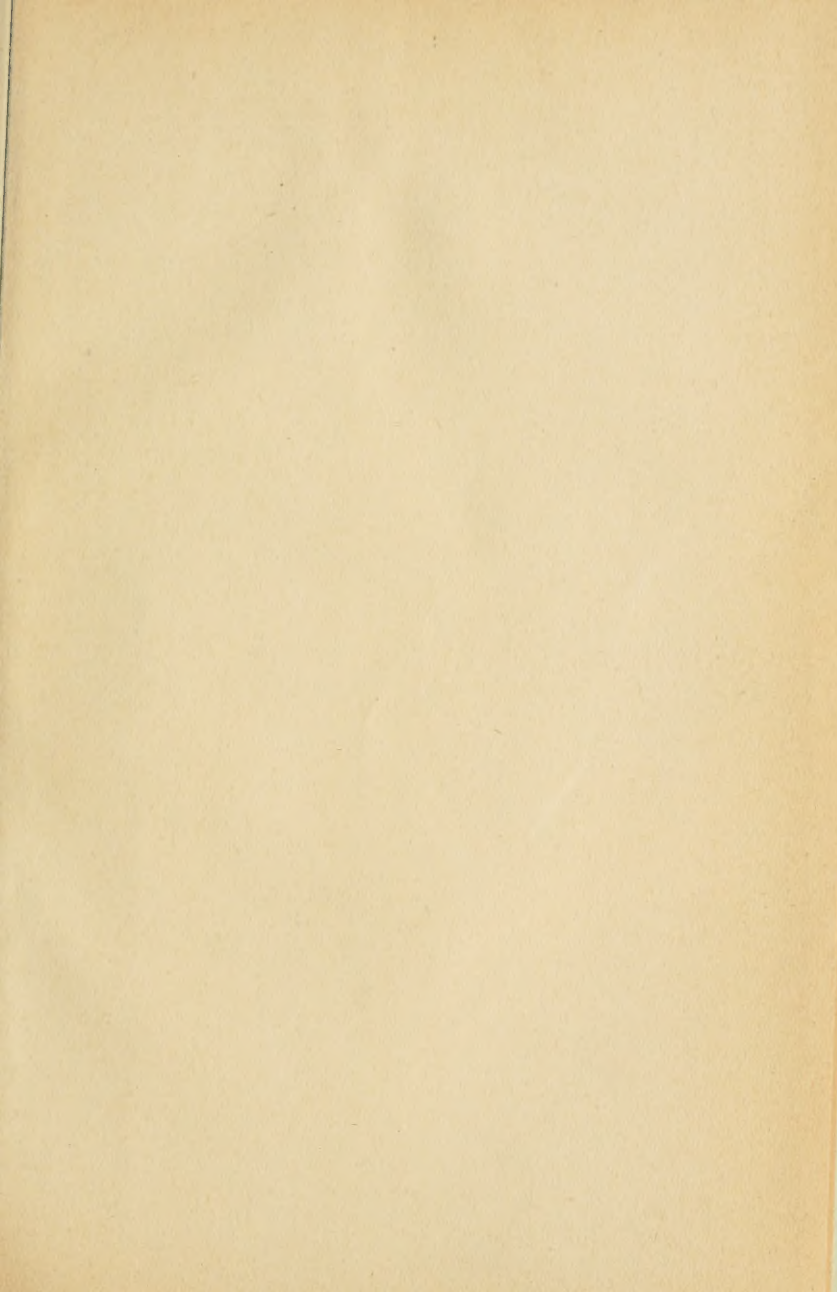
Media in vita. Gedichte. Mit Buchschmuck von Franz Christophe. 6. Auflage.

Dreiflang. Ein Buch Gedichte. Mit Buchschmuck von Walther Caspari. 6. Auflage.

Spuren im Sande. Neue Gedichte. Mit Buchschmuck von H. M. Blatz. 6. Auflage.

Aus Traum und Tanz. Mit Buchschmuck von Lucian Bernhard. 3. Auflage.

Und all die Kränze. 5. Auflage.



087704

